

ALMANACH 2025

Überall Krise und Katastrophe: Ist unser Einsatz für sozial-ökologischen Wandel also gescheitert? Wie können dennoch zwischen Trümmern der kollabierenden Zivilisation Impulse für gutes Leben sprießen? Mit ›aus-‹, ›ent-‹, ›unterscheiden‹ verwandt, bedeutet **scheitern** auch: Sinn von Unsinn scheiden. Wir knüpfen an die reiche Geschichte gescheiterter Bewegungen an und erzählen von der Einhegung der Allmenden, von der Niederschlagung der Bauernaufstände, vom Desertieren und davon, wie Menschen innehalten, etwas reifen, sterben, kompostieren lassen – weitermachen, trotz alledem.

Massimo de Angelis, Jane Bennett, Claudia Beil, Claus Biegert, Emily Dickinson, Doreen Fenner-Kiepsel, Matthias Fersterer, Renate Fersterer, Grit Fröhlich, Bahati Glaß, Reimer Gronemeyer, Ursula K. Le Guin, Friederike Habermann, Johann Peter Hebel, Max Henninger, Leon Herweg, Florian Hurtig, A.M. Jorind, Nina Keller, Luisa Kleine, Nicola Knappe, Maria König, Hildegard Kurt, Theresa Leisgang, Vanessa Machado de Oliveira, Anja Marwege, Muerbe u. Droege, Marge Piercy, Gabriele Pohl, Kristina Rothe, Zahra Said, Marlena Sang, Oliver Schmid, Sylvia Schneider, Gerriet Schwen, Beata Seemann, Michael Succow, Pia-Marie Surkamp, Dennis Trendelberend, Andrea Vetter, Robert Volkmer, Christiane Wilkening, Juliane Zeiger



oya

ALMANACH 2025

scheitern

Inhaltsverzeichnis

008 / Vor allem

Wie dieser Almanach doch noch zum Neujahrsgeschenk wurde.

013 / Gescheit, gescheiter, gescheitert?

Eine vielstimmige Hinführung zum Thema »Scheitern« in persönlichen Reflexionen, Fundstücken und Zitaten.

026 / Wie Leben geht

Gedicht von Bahati Glaß.

028 / Mit dem Garten ruhen

Jahreskreisgeschichte: über allen Beeten ist Ruh.

030 / Schöner Scheitern in einer Welt, die zerfällt

Theresa Leisgang und Gerriet Schwen fragen angesichts der Klimakatastrophe: Wenn nichts, was du tust, je genug ist – was tust du dann?

042 / Garten Welt

Jahreskreisgeschichte: mit Lassenskraft ins neue Kalenderjahr.

044 / Die Sieben der Münzen

Gedicht von Marge Piercy.

046 / Einladung nach Window Rock

Beim »Uranium Film Festival« treffen indigener Widerstand und Anti-Atom-Bewegung aufeinander. Reisejournal von Claus Biegert.

060 / Ein gewebtes Band

Selbermachen: Flechten und Weben in vielen Formen und Farben.

062 / Anfangen ... stolpern ... anfangen ...

Jahreskreisgeschichte: 8. März – Frauentag gemeinsam feiern.

064 / Auf großen Schmerz folgt gezügeltes Empfinden

Gedicht von Emily Dickson.

065 / Das berührendste Material

Die Künstlerin Kristina Rothe gestaltet federleichte Urnen aus Papier und beschäftigt sich mit dem Wesen von Tod und Sterben.

071 / Kompostlied

Ein Lied aus der Zukunft für alle Zeiten.

072 / Gemeinderat selberrachen

Selberrachen: wie Demokratie durch Begegnung entsteht.

074 / Auf der Suche nach dem verlorenen Fest

Jahreskreisgeschichte: das persische Neujahrsfest Nauroz.

076 / Eynem idern nach seyner notdorf

500 Jahre Bauernaufstände: »Was können wir heute aus der 1525 niedergeschlagenen bäuerlichen Revolution lernen?« – fragen Friederike Habermann und Florian Hurtig.

**091 / Die Zwölf Artikel von 1525 -
im Dialog mit Mustern des Commoning**

Muster gemeinschaftlicher Selbstorganisation einst und heute.

100 / Commons entstehen immerzu

Ein Interview mit dem Commonsforscher Massimo de Angelis.

106 / Der stille Klang der (Un-)Beschwertheit

Jahreskreisgeschichte: die Nachtigall kehrt zurück

108 / Am Ende sind wir alle Kompost

Science-Fiction-Geschichte aus einer postindustriellen Zukunft, in der Kompost, Vergänglichkeit und Sterben nicht verdrängt werden, sondern Teile des Lebens sind.

120 / Weg zum Kuckuck

Jahreskreisgeschichte: wandern mit dem Trickster-Vogel.

122 / Lebhaftes Materie

In ihrem Buch *Lebhaftes Materie* bezweifelt Jane Bennetts, dass es Lebewesen einerseits und unbelebte Dinge andererseits gibt.

130 / Vorweggenommene Trauer um das Lebendige

Im Interview erzählt Jane Bennetts Übersetzer Max Henninger von Lebendigkeit, Naturbetrachtung und der Kraft der Literatur.

136 / Keine Kita ist eine Insel

Selberrachen: Erfahrungen aus einer selbstorganisierten Kita.

138 / Sonnenwendfeuer

Jahreskreisgeschichte: Wie feiern im Angesicht der Klimakrise?

140 / Die Moderne beim Sterben begleiten

Andrea Vetter empfiehlt *Hospicing Modernity* als eine ebenso horizontöffnende wie herausfordernde Lektüre.

144 / Gut leben und sterben

Die aus einer dekolonialen Perspektive arbeitende Pädagogin Vanessa Machado de Oliveira teilt die Lebensweggeschichte der »Vier Berge« aus ihrem Buch *Hospicing Modernity*.

160 / Grundwasserbildung ist das höchste Gut

Wir trafen Michael Succow auf einem sommerlichen Hügel am Odertalrand, den der Biologe und Moorkundler in eine Weidelandschaft verwandeln möchte.

170 / Menschen, Tiere, Sensationen!

Jahreskreisgeschichte: Klein Jasedower Kinderzirkuscamp.

172 / Der Landschaft lauschen

Maria König traf Nina Keller und Pia-Marie Surkamp, die dazu einladen, Lieder und Gedichte aus der Landschaft zu schöpfen.

178 / Achim und die Motten

Ein literarisch-erzählerischer Versuch über das Scheitern von Dennis Trendelberend.

182 / Sächsische Holundersuppe

Selbermachen: Immunstärkendes aus den Früchten des Sommers.

184 / Was lange gärt, wird endlich gut

Befragt von Anja Marwege weiß Claudia Beil Erstaunliches aus ihrer langjährigen Praxis des Backens mit Sauerteig zu erzählen, etwa dass sie neuerdings auch Ackersauerteig ansetzt.

194 / Reifezeit

Jahreskreisgeschichte: Im Herbst wird Balsamico geerntet.

196 / Lob des Desertierens

Matthias Fersterer erzählt anhand eines Beispiels aus seiner Familiengeschichte, warum weglaufen manchmal mutiger ist.

204 / Licht und Wärme teilen

Jahreskreisgeschichte: Sankt Martin feiern in Gemeinschaft.

206 / Wenn nichts mehr geht, wird alles möglich

In dieser Hinführung zum nachfolgenden Buchauszug werden Eisberge zu Beuteln.

210 / Nichts funktioniert mehr – welche Chance!

In seinem neuen Buch erklärt Reimer Gronemeyer die Dienstleistungsgesellschaft als gescheitert und zeigt andere Wege auf.

222 / Weihnachtsplätzchen backen

Jahreskreisgeschichte: generationenübergreifende Kulturtechnik.

224 / Gleich brennt's!

Selbermachen: Ofenanzünder aus dem, was abfällt, basteln.

226 / Vom Großen Scheitern

Hildegard Kurt fragt, warum es allerorten Studiengänge für Transformation gibt, nicht aber solche fürs Scheitern.

234 / Phönizier

Gedicht von Ursula K. Le Guin.

236 / Lichter ins Dunkel tragen

Jahreskreisgeschichte: Sankt Luciä im Leipziger Hausprojekt.

238 / Unverhofftes Wiedersehen

Johann Peter Hebels berückend schöne Kalendergeschichte spielt meisterlich mit Licht und Schatten.

240 / Von Zeitlosigkeit, Subsistenz und Liebe

Eine Nachschrift zur vorstehenden Geschichte.

242 / Meine Handarbeit ist der Ursprung

Doreen Fenner-Kiepsel, Gestalterin der Collagen in diesem Almanach, gibt Einblick in ihre Arbeit.

244 / Flockentanz

Jahreskreisgeschichte: Zauber des ersten Schnees, so er kommt.

246 / Beitragende

Wer verantwortet die Text- und Bildbeiträge in diesem Almanach?

250 / Quellenverzeichnis

251 / Impressum und Dank



Liebe Lesende,

wir sind daran gescheitert, den *Oya-Almanach 2025* rechtzeitig in den Druck zu geben, so dass er als Weihnachtsgabe in den Briefkästen hätte landen können. Nun ist er doch wieder ein Neujahrsgeschenk – und wir hoffen, das Warten hat sich auch diesmal gelohnt!

In den vergangenen Monaten war unser aufgrund freudiger Umstände sowie anders verlaufender Lebenswege derzeit verkleinerter, überwiegend ehrenamtlich tätiger Redaktionskreis immer wieder herausgefordert: Krankheit, anderweitige Verpflichtungen und lebenswichtige Subsistenz- und Sorgetätigkeiten ließen leider oft nur wenig Raum für viel Arbeit, die auf wenigen Schultern getragen wurde. Während dieser Almanach entstand, haben Redaktionsmitglieder Eltern und Angehörige gepflegt und in den Tod begleitet, sind selbst erkrankt und gesundet, haben sich um kranke und genesende Kinder gekümmert und – ein Kind geboren!

Hier sind wir wieder und freuen uns vor allem darüber, dass so viele von Ihnen und euch uns die Treue halten!

Vom Scheitern und vom Wesentlichen

Ein erschütterndes Wahlergebnis nach dem nächsten, gescheiterte Klimaziele, gescheiterte Koalitionen, scheiternde Jahreszeiten, scheiternde Artenvielfalt, scheiternde Zuversicht, scheiternde Menschlichkeit angesichts von Krieg, Vertreibung und einer immer weiteren Verschärfungen des Asylrechts – es liegt auf der Hand, dass das Thema des diesjährigen Almanachs »scheitern« ist.¹ Das Scheitern ist die andere Seite des Hoffens, aber ohne das Vorauslieben bleibt das Hoffen unbegründet und hat dem allgegenwärtigen Scheitern nichts entgegenzusetzen.

Das Scheitern ist der thematische Fokus, die inhaltliche Klammer, dieses Almanachs. Sein Rückgrat setzt sich jedoch auch diesmal wieder aus dem eigentlich Wesentlichen zusammen: dem Jahreskreis in Wort und Bild. Dreizehn Jahreskreisgeschichten bilden einen roten Faden, der durch die kommenden Monde führt. Darin erzählen Menschen, wie sie bestimmte Momente im Jahreslauf ganz bewusst erlebt und gestaltet haben.² Die Illustrationen zu diesen Geschichten – sowie an einigen weiteren Stellen in diesem Almanach, etwa links gegenüber – collagierte diesmal Doreen Fenner-Kiepsel,³ mit der uns eine lange Freundschaft und Zusammenarbeit teilweise bis vor die Zeit der ersten Oya-Ausgabe verbindet.

¹ Die ausführliche Hinführung zum Thema beginnt auf S. 12.

² Siehe den Aufruf »Schickt uns Geschichten!« auf der hinteren Umschlagklappe.

³ Das Interview »Meine Handarbeit ist der Ursprung« findet sich auf S. 242.



OYA-ONLINE.DE

Am Rand des Kinderzirkus-camps in Klein Jasedow (siehe Seite 170) trafen sich Anja Marwege, Matthias Fersterer, Andrea Vetter, Marlena Sang und Maria König zu einer Redaktionskonferenz.

→ Willkommen! Oya-Redakteurin Luisa Kleine mit Sohn Marel Anselm Amar in ihrem Zuhause an der nordhessischen Fuchsmühle.

Oya findet statt

Im vergangenen Jahr hat sich der neue Oya-Rhythmus für uns gut eingespielt: drei Commoniebriefe – je einer im März, Juni und September – und ein Almanach zum Jahresende.⁴ Dazwischen gab es auch immer wieder Gelegenheit für Begegnungen und Veranstaltungen an den Orten, an denen Oya entsteht: Im Sommer haben in Holzen (Ostheide) eine »Oya-Wirkwoche« und im Haus des Wandels (Ostbrandenburg) zwei »Transformative Wochen« stattgefunden. Im Klein Jasedower Klanghaus (Ostvorpommern) wurden von April bis Oktober an sechs Abenden »Impulse für gutes Leben« gesetzt: Im Rahmen von Vorträgen oder Denk- und Fragerunden mit viel Raum für Austausch haben Matthias Fersterer, Andrea Vetter, Veronika Bennholdt-Thomsen, Johann Steudle, Friederike Habermann und Johannes Heimrath Aspekte des guten Lebens im umfassenden Sinn rund um Commoning, Subsistenz, Tauschlogikfreiheit und gesellschaftliche Transformation erkundet. Diese Veranstaltungen sollen 2025 fortgesetzt werden.

⁴ Diese vier gedruckten Impulse soll es auch 2025 geben.

Wir laden ein!

In diesem Sinn laden wir dazu ein, eine weitere Wegstrecke mit uns zurückzulegen. Wer uns unterwegs weitere Ermöglichungsbeiträge in Form von Geld zukommen lassen möchte, kann dies gern über unsere Website,⁵ durch eine Erhöhung des persönlichen Jahresbeitrags⁶ oder durch die Zeichnung eines Genossenschaftsanteils⁷ tun. Da die Oya Medien eG nun vorerst doch nicht gemeinnützig wird, können wir dafür leider keine Spendenbescheinigung ausstellen, garantieren jedoch, dass jeder Euro einem im umfassenden Sinn guten Zweck zugeführt wird.

Nach der Winterpause wollen wir gemeinsam feiern, dass der *Oya-Almanach 2025* erschienen ist. Deshalb laden wir alle Lesenden und Beitragenden, die das möglich machen können, für Samstag, den 18. Januar, in die NoVilla in Berlin-Schöneeweide ein.⁸ Dort soll es die Möglichkeit geben, drinnen wie draußen Beiträgen aus dem Almanach zu lauschen, sich am Feuer bei einem Teller Suppe aufzuwärmen, einander kennenzulernen und miteinander Gespräche zu führen. Dabei wollen wir die Qualität der Zeit und die Aufgabe, die Oya und uns allen darin zukommt, erspüren und Aspekte des Hoffens, des Scheiterns und des Vorausliebens erkunden.⁹ Über die genauen Daten für Wirkwochen, Transformative Wochen und Impulse für gutes Leben informieren wir in den kommenden Commoniebriefen.

Wir wünschen viel Freude beim Lesen und ein möglichst gutes Jahr!
Der Redaktionskreis



PRIVAT

⁵ oya-online.de

⁶ leseservice@oya-online.de

⁷ genossenschaft@oya-online.de

⁸ movingpoets.org/concretes

⁹ Wir bitten nach Möglichkeit um Anmeldung unter: mittun@oya-online.de



Gescheit, gescheiter, gescheitert?

In der folgenden vielstimmigen, persönlichen Hinführung zum Thema dieses Almanachs erzählen wir vom Unbehagen, in einer scheiternden Zivilisation zu leben, von verschiedenen Arten der Zeitlichkeit in aufwühlenden Zeiten, von Mauern und Zäunen, von vermeidbarem und unvermeidbarem Sterben, vom Tanz mit Licht und Schatten – vom alltäglichen und vom epochalen Scheitern.

Ein Schwindelgefühl entsteht, wenn die Welt, die wir zu kennen glaubten, nicht mehr trägt. Die uns vertraute Welt bricht zusammen, was völlig in Ordnung ist. Sie war ein Gebäude, das aus Leugnen und Nichtanerkennen, aus Nichtsehen- und Nichtwissenwollen, aus Spiegeln und Schatten zusammengestückelt war. Es musste einstürzen. Aus seinen Trümmern können wir etwas erschaffen, das zuverlässiger ist, unser Vertrauen verdient und die kommenden Schocks besser überstehen kann.

Naomi Klein, Doppelgänger (S. Fischer 2024), S. 432

Wie gehen wir damit um, dass die Spielräume kleiner werden?

Es fühlt sich nicht gut an, in einer kollabierenden Zivilisation¹ zu leben. Müssen wir den immergleichen patriarchalen Zirkel aus Kapitalismus – Faschismus – Kapitalismus denn wirklich so lange wiederholen, bis der ökologische Kollaps kommt?² Was bedeutet es, dass der Krieg immer näher rückt, dass rechtsextremistische Parteien gewählt werden, dass die Klimakatastrophe unaufhaltsam voranschreitet und dabei nicht einmal mehr eine Schlagzeile produziert? In welcher Welt leben wir, wenn Menschen, die für das Klima protestieren, hinter Gitter wandern, während die Demagogen, die massenweise Menschen mit der falschen Staatsangehörigkeit deportieren wollen, frei herumlaufen?

Wie gehen wir damit um, dass die Spielräume immer kleiner werden? Die Spielräume des Sagbaren, die Spielräume des Machbaren – drei Viertel der Insekten sind bereits ausgestorben! –, die Spielräume für bewusste, geplante Veränderungen ebenso wie die Spielräume für den Erhalt des Bestehenden.³

¹ Siehe den Beitrag von Theresa Leisgang und Gerriet Schwein, »Schöner Scheitern«, S. 30 in diesem Almanach.

² Ursula K. Le Guin »Phönizier«, S. 234 in diesem Almanach.

³ Andrea Vetter, »Grundwasserbildung ist das höchste Gut«, S. 160 in diesem Almanach.

Wie gehen wir mit dem Gefühl um, dass der Boden schwankt, dass vieles von dem, was wir getan haben, fruchtlos war und bleiben wird, dass viele Träume, die wir hatten, geplatzt sind?

Wie gehen wir damit um, dass die Erfahrungen persönlichen Engagements für gesellschaftlichen Wandel sowohl der 68er Generation im Westen als auch der Wendegeneration im Osten an vielen Stellen unerzählt geblieben sind und von den alternden Menschen mit ins Grab genommen werden? Wie können wir aus der Geschichte lernen, wenn wir nicht miteinander darüber sprechen?⁴

⁴ Matthias Fersterer, »Lob des Desertierens«, S. 196 in diesem Almanach.

Oft denke ich darüber nach, nichts mehr zu schreiben. Es fühlt sich nach Scheitern an, immer weiter in eine sich zum Schlechteren hin verändernde Welt hineinzuschreiben. Statt Worte in die Welt zu schicken, will ich hier und jetzt und an meinem Ort dazu beitragen, dass ein Funken Menschlichkeit erhalten bleibt, egal was kommt. Dass wir immer einen Teller mehr am Tisch haben, damit Menschen mitessen können. Dass wir immer Platz haben für Kinder, die keiner haben will. Dass viele es schaffen, nicht in die Deportierungsphantasien einzustimmen, von denen ich tagtäglich in der Zeitung lese. Dass wir Menschen eine Hand reichen, die eine brauchen, und unsere Ressourcen miteinander teilen, bedingungslos. *Andrea Vetter*

Scheitern ist eine zeitgebundene Bewertung, der plötzliche Endpunkt einer linearen Erzählung. Die Idee, die Zeit mit einer geraden Linie gleichzusetzen, die wahlweise auf einen versprochenen Heilszustand oder auf ein Ende mit Schrecken zusteuert, hat die aufgeklärte Moderne von der christlichen Apokalyptik übernommen. Das industriemoderne Zeitverständnis unterwirft alles dem Diktat von Linearität und Fortschritt, symbolisiert durch eine unbarmherzig tickende Uhr: die Stechuhr in einer Fabrik; die Doomsday Clock, die die Zeit bis zum Weltuntergang misst; oder die Stoppuhr bei einem sportlichen Wettkampf, bei dem eine Person gewinnt, während alle anderen nur scheitern können.

Die jeweils Herrschenden sind aber die Erben aller, die je gesiegt haben. [...] Wer immer bis zu diesem Tage den Sieg davontrug, der marschiert mit in dem Triumphzug, der die heute Herrschenden über die dahinführt, die heute am Boden liegen.

Walter Benjamin (1892–1940), Über den Begriff der Geschichte (Suhrkamp 2010/1942), These VII

Wir, die heute in sozial-ökologischen Bewegungen aktiv sind, beziehen uns auf historische Bewegungen, die gewaltsam zerschlagen wurden, etwa durch die Einhegung⁵ der Allmende oder durch die blutige Beendigung der Bauernaufstände, die sich 2025 zum 500. Mal jähren.⁶ Dass wir nun hier und heute an diese Traditionslinie anknüpfen können, zeigt jedoch gerade, dass sie nicht endgültig gescheitert ist: Es ist nie vergebens, das gute Leben vorauszulieben und mit dem Naheliegenden und Nährenden weiterzumachen – trotz alledem!

⁵ Massimo de Angelis, »Commons entstehen immerzu«, S. 100 in diesem Almanach.

⁶ Friederike Habermann und Florian Hurtig, »Eynem idern nach seyner notdorft«, S. 76 in diesem Almanach.

Praktiziertes Scheitern kann uns dazu auffordern, unsere eigene innere Trotteligkeit zu entdecken, hinter den Erwartungen zurückzubleiben, zu versagen, uns ablenken zu lassen, vom Weg abzukommen, an Grenzen zu stoßen, uns zu verlaufen, Dinge zu verschusseln, von Herrschaftsmustern abzulassen und, mit Walter Benjamin gesprochen, zu erkennen, dass »die Einfühlung in den Sieger [...] den jeweils Herrschenden allemal zugut [kommt]«. Alle Gescheiterten bilden die Erbgemeinschaft derer, die vor ihnen gescheitert sind. Das Scheitern liebt Gesellschaft.

Jack Halberstam, The Queer Art of Failure (Duke University Press 2011), S. 120f.

Falls ich mit einem Projekt mal nicht scheitere, dann wäre was schiefgelaufen, dann hätten wir uns integriert.

Armin Meyer, Autonomen-Opa

In der Zeit sein

Entlang gewundener Bergstraßen, über Kuhweiden, anmutige Wurzeltreppen und schmale Waldpfade wandere ich in einer Gruppe kleiner und großer Menschen bis zu einem Rastplatz. In dunstiger Ferne sieht es so aus, als wären fünf uralte Bergriesen mit ihren schneebedeckten Häuptern ums Tal zusammengekrochen, um Rat zu halten. Ihr Anblick rührt mich – ein zeitloser Moment.

Den rathaltenden Riesen begegnete ich im September dieses Jahres bei einer Eltern-Kind-Kur im Allgäu. Diese stationäre medizinische Vorsorgemaßnahme soll dazu dienen, wieder »Energie zu tanken«, wenn beim täglichen Versuch der Vereinbarkeit von Haushalt, Kinderbetreuung und Beruf die Grenzen der Belastbarkeit erreicht werden. Ich bin sehr dankbar dafür, dass es in Deutschland im Gegensatz zu

⁷ In ihrem Vorgängerbuch *Nichts tun* erzählte Jenny Odell von der Wiederaneignung konsumfreier Aufmerksamkeitsräume. Es findet Erwähnung in dem Interview mit dem Übersetzer Max Henninger auf S. 130 in diesem Almanach.

⁸ Hildegard Kurt, »Vom großen Scheitern«, S. 226 in diesem Almanach.

⁹ Reimer Gronemeyer, »Nichts funktioniert mehr – welche Chance!«, S. 210 in diesem Almanach.

¹⁰ Thomas Köhler, Theresa Leisgang, Gerriet Schwen und Gunther Seckmeyer (Hrsg.), *Klima, Kollaps, Kommunikation. Perspektiven auf das Climate Endgame* (Verlag der Hochschule Hannover 2024); sowie online klima-kollaps-kommunikation.de

¹¹ Die frühere Chefredakteurin von Oya. Siehe auch Lara Mallien, »Was wir wirklich, wirklich wollen«, in: *Oya* 71/2022, S. 30f.

¹² Wie sich Ofenanzünder aus haushaltsüblichen Abfallprodukten herstellen lassen, erklären Muerbe u. Droege in »Gleich brennt's«, S. 224 in diesem Almanach.

¹³ Über Versuche, durch Poesie und Musik in Erfahrungsräume von Rhythmus und Zyklizität zu kommen, erzählen Pia-Maria Surkamp und Nadine Keller im Interview mit Maria König, »Der Landschaft lauschen«, S. 172 in diesem Almanach.

vielen anderen Orten auf der Welt diese Unterstützung für Menschen mit Fürsorgeverantwortung gibt. Dennoch frage ich mich, ob ich nun erholt bin, um wieder voller Elan tatkräftig arbeiten zu können. In ihrem Buch »Zeit finden« stellt die Autorin und Aktivistin Jenny Odell das Konzept von Freizeit und Erholungspausen für mehr Produktivität bei der Arbeit in Frage und entlarvt dessen koloniale Wurzeln. Auf Spurensuche nach einem anderen Verständnis von Zeitlichkeit beschreibt sie stattdessen zweckbefreite Momente der Muße und des Gewahrseins einer »vertikalen« Zeit.⁷

Diese Gedanken zu Zeitlichkeit, die nicht der linearen und warenförmigen Logik der gegenwärtigen westlichen Gesellschaftsform entspricht, beschäftigen mich gerade. Welchen Wert haben sie jedoch in Anbetracht dessen, dass täglich in ebendieser Gesellschaftslogik unfassbar viele Landschaften ausgeräumt,⁸ Leute ausgebeutet und vielfältige kulturelle Praktiken sowie kollektive Fürsorgestrukturen⁹ abgebaut werden? Beherrzte Versuche, Schritte in Richtung eines transformativen Wandels zu gehen, führen durch viele Schichten an Desillusionierung und enden oft wieder im Hamsterrad des Bestehenden, stärken es vielleicht sogar.

Das Wort »Scheitern« ist etymologisch auch mit dem Spalten von Holzscheiten verwandt. Vielleicht ist das Scheitern des großen Wandels¹⁰ ein eben solches Zerfallen der eigenen Vorstellungen und des eigenen Tuns in demütigere und bescheidenere Scheite. Vielleicht erfordern die gegenwärtigen Krisen es sogar, noch kleiner zu werden; zu »Spreißen« etwa – ein Wort, das ich von Lara Mallien (1973–2023)¹¹ lernte. Süddeutsch für Splitter oder kleine Späne, die selbst nicht lange brennen, aber zum Anzünden¹² der später hinzukommenden größeren Scheite dienen. Und vielleicht ist selbst das noch zu groß gedacht, das Bild vom Entzünden eines transformativen und wandelnden Feuers selbst noch zu sehr verhaftet in der alten Logik einer neoliberalen Machergesellschaft. Vielleicht gilt es, zu Holzschnetzeln zu werden, als Mulch die Feuchtigkeit zu halten und wenigstens ein bisschen Boden vor Erosion zu bewahren. Ein Holzschnetzeln – gleich einem Moment, in dem ein bisschen Gewahrsein einer anderen Zeitlichkeit und einer möglichen anderen Kultur präsent ist.¹³ *Maria König*

Alles verändert sich durch die Kunst des Scheiterns. Das Samenkorn lernt, eine Pflanze zu werden, wenn es aufgibt und sich im Dreck des Erdbodens erniedrigt; der Stern lernt, eine Supernova zu werden, indem er sein Glänzen entlernt. Wenn wir uns als Spezies, als Gesellschaft verändern müssen, dann müssen wir Plätze aufsuchen, wo das Scheitern zelebriert, heilig gehalten und akzeptiert wird.

Wir müssen lernen, wie wir wieder weinen, uns selbst nicht zu ernst nehmen, die Bürde des Zweckhaften abwerfen und für den Moment leben können. Wir müssen das überkommene Vorurteil ablegen, dass Auswege aus unseren Sackgassen durch immer noch mehr Anstrengung und immer noch stärkere Argumente zu finden wären. So wie bei den im Erdendreck geborgenen Samenkörnern werden dann nämlich Kräfte, die verwegener als unsere besten Absichten, älter als unsere größten Weisheitsschätze und kompromissloser als unsere schärfsten Werkzeuge sind, ihre zaubrische Macht entfalten ... und uns verändern. Wir entfesseln die zwischen uns verborgenen kosmischen Träume, wenn wir gemeinsam scheitern.

Báyò Akomóláfé, »Failure is Emergence«, bayoakomolafe.net

In einer Welt, in der »Erfolg« am Profit oder an der heteronormativen Ehe bemessen wird, ist das Scheitern nicht der schlechteste Ausgangspunkt für eine Kritik des Kapitalismus und der Heteronormativität.

Jack Halberstam, On Behalf of Failure (2014), youtube.com

Scheitern ist auch eine Frage der Zeit, oder besser: der Zeiten – aber welcher Zeiten? Die alten Griechen unterschieden zwischen Chronos, Kairos und Äon. Der Gott Chronos verkörpert den gleichförmig dahinströmenden Fluss der Zeit, Kairos als Gott der günstigen Stunde die Qualität der Zeit und Äon die zyklische Weltzeit, etwa im immer wiederkehrenden Jahreskreis.¹⁴ Neben diesen drei Göttern gab es noch drei Schicksalsgöttinnen, Moiren, die über allen anderen Gottheiten standen: Klotho, die den Lebensfaden spinnt, Lachesis, die ihn erhält und bewahrt, und Atropos, die ihn durchtrennt.¹⁵ In vielen Traditionen gibt es solche Weltenweberinnen und Zeithüterinnen – etwa die römischen Parzen, die nordischen Nornen oder die Schwestern Juoksáhká, Uksáhká und Sáráhká aus der samischen Mythologie.¹⁶ Kairos und Chronos bilden die Schuss- und Kettfäden, Äon den Webrahmen,¹⁷ der alles zusammenhält, und darauf verweben die Moiren die gesponnenen Lebensfäden. Aus diesen Fäden ist der Stoff unserer Lebensreise gewirkt.¹⁸

¹⁴ Marge Piercy, »Die Sieben der Münzen«, S. 44, sowie die 13 Jahreskreisgeschichten in diesem Almanach.

¹⁵ Kristina Rothe, »Das berührendste Material«, S. 65 in diesem Almanach.

¹⁶ Johann Peter Hebel hat die Qualitäten der Schicksalsgöttinnen in seiner Kalendergeschichte »Unverhofftes Wiedersehen« spannungsreich mit dem Helldunkel der Jahreszeiten verbunden, siehe S. 238 in diesem Almanach.

¹⁷ Oliver Schmid, »Ein gewebtes Band«, S. 60 in diesem Almanach.

¹⁸ Vanessa Machado de Oliveira, »Gut leben und sterben«, S. 144 in diesem Almanach.

Mein ganzes Leben besteht aus Akten des Scheiterns – die immerzu abgelehnt, ignoriert, unsichtbar gemacht wurden. Bin ich also gescheitert? Es ließe sich auch genau andersherum sehen: Das Scheitern macht erst die Ränder des Möglichen sichtbar. Nur indem wir unser Scheitern anerkennen, kann unsere kollektive Kraft hervortreten.

Cecilia Vicuña, Slow Down Fast/A Toda Raja (Errant Bodies Press 2018), S.100f.

Die Mogelpolizei ist die imaginäre, Angst und Schrecken verbreitende Spezialeinheit aus »wirklich wahren« Erwachsenen, die – da bist du dir auf einer unterbewussten Ebene völlig sicher – irgendwann mitten in der Nacht an deine Tür pochen und rufen werden: »Wir beobachten dich schon eine ganze Weile und haben Beweise, dass du nicht die geringste Ahnung von dem hast, was du da tust! Du hast dich des Durchmogelns, der Planlosigkeit und der Täuschung schuldig gemacht. Du verdienst deinen Beruf nicht: Wir konfiszieren alles, was dir lieb und teuer ist, und werden es allen erzählen!«

Amanda Palmer, The Art of Asking; or, How I Learned to Stop Worrying and Let People Help (Grand Central Publishing 2014), S.75

Von Mauern und Zäunen

Rückblickend wird unsere Zeit vielleicht einmal als »Mauerzeit« bezeichnet werden. Noch nie gab es so viele Mauern und Zäune wie heute: Seit den 1980er Jahren hat sich die Zahl der festungsartig verstärkten Grenzen weltweit verfünffacht. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gab es weltweit fünf, nach dem Fall der Berliner Mauer ein Dutzend und 2023 nicht weniger als 79 fortifizierte Grenzanlagen, die aneinandergereiht fast einmal um die Erde reichen würden.¹⁹ Im EU- und Schengenraum ist die Zahl an befestigten Innen- und Außengrenzen von 300 Kilometern im Jahr 2014 auf rund 1000 im Jahr 2019 und gut 2000 Kilometer im Jahr 2022 angestiegen.²⁰

Begonnen hat all das vielleicht 8000 Jahre v.u.Z. am Jordan, als die Stadtmauern von Jericho gebaut wurden, oder 4000 Jahre v.u.Z. zwischen Euphrat und Tigris, als Šulgi, König von Ur, im 37. Jahr seiner Regentschaft eine 250 Kilometer lange Mauer errichten ließ. Später umgrenzten die Römer ihr Imperium und trugen so die

¹⁹ Élisabeth Vallet, »The World Is Witnessing a Rapid Proliferation of Border Walls« (Migration Policy Institute 2022), migrationpolicy.org

²⁰ das-parlament.de/ausen/welt/die-welt-mauert-sich-ein

Steinbautechnik samt der Bezeichnung *mūrus*, in alle Ecken und Winkel des Reichs. Ein Jahrtausend nach dem Untergang des römischen Imperiums, in der Ming-Dynastie (1368–1644), wurde im Norden Chinas die Große Mauer mit einer Länge von 10 000 Li oder gut 6000 Kilometern gebaut.

Ein bezeichnender Unterschied zwischen den einstigen und heutigen Mauern ist jedoch, dass erstere zum Schutz vor bewaffneten Heeren und Reiterhorden erbaut worden waren. Die heutigen Mauern und Zäune hingegen haben einen völlig anderen Zweck, nämlich überwiegend unbewaffnete Menschen, die auf der Flucht vor Krieg, Hunger und Armut sind, aus der »Festung Europa« auszuschließen. Das perverse Detail: Unser materieller Wohlstand, den wir nicht zu teilen bereit sind, basiert auf dem Leid ebendieser Menschen. An EU-Außengrenzen wurden so in den vergangenen drei Jahrzehnten über 60 000 Todesfälle dokumentiert.²¹ 60 000 Menschen, darunter Familien mit Kindern, sind aufgrund der immer restriktiver werdenden, geradezu kafkaesk wirkenden Asylpolitik der EU-Staaten und der teils kriegsähnlichen Zustände an den Grenzanlagen gestorben. 60 000 haben an den »Sortiermaschinen«, wie der Soziologe Steffen Mau²² moderne Grenzen nennt, ihr Leben verloren. Zudem wurden im vergangenen Jahrzehnt mehr als 160 000 Menschen, die in Deutschland Asyl beantragt hatten, unter Zwang abgeschoben. Die Zahl der Abgeschobenen wird noch steigen, wenn die derzeit im Eiltempo vorangebrachte und von fast allen Fraktionen im Deutschen Bundestag befürwortete Asylrechtsverschärfung in Kraft tritt. Bei Licht betrachtet haben wir es hier mit einem Apartheidsregime im globalen Maßstab mit bürgerkriegsähnlichen Zügen zu tun. Wir Angehörigen westlicher Gesellschaften laden damit nicht zu tilgende Schuld auf uns.

Was wohl mögen die Nachgeborenen der Mauerzeit einst noch von unseren heutigen Grenzanlagen vorfinden? Wie werden sie das, was dann noch von den Betonelementen, den Stahlgittern und den Stacheldrahtrollen übrig sein wird, deuten? Wie werden sie damit umgehen? Werden sie Plattenwege aus den Überresten von Mauer-elementen anlegen? Werden sie Reinigungszeremonien für das dort stattgefundene Blutvergießen abhalten? Oder werden sie den ehemaligen Grenzorten etwas Wild-Romantisches abgewinnen können, so wie es mir heute beim Betrachten des Fotos vom Hadrianswall in Nordengland oder bei einem Besuch des Limes in Süddeutschland möglich ist? All das können wir nicht wissen. Gewiss ist aber, dass unsere gegenwärtigen Grenzmauern früher oder später zu Fall gebracht werden – so wie alle Mauern vor ihnen. *Matthias Fersterer*

²¹ unitedagainst-refugeedeaths.eu

²² Steffen Mau, *Sortiermaschinen. Die Neuerfindung der Grenze im 21. Jahrhundert* (C.H. Beck 2021).





† Hochsicherheitszaun mit NATO-Draht an der EU-Außengrenze von Litauen zu Belarus, errichtet 2022/2023, um »illegaler Migration Einhalt zu gebieten«. Hinter dieser nüchternen behördlichen Formulierung verbirgt sich die Not tausender Menschen, die so groß ist, dass die Hoffnung auf ein vermeintlich besseres Leben – oder schlichtweg: ein Überleben – sie an die Mauern der Festung Europa treibt. Früher oder später werden auch diese Mauern fallen. Aber wie viel Leid und vermeidbares Sterben müssen bis dahin noch geschehen? Wird diese massive Grenzanlage dereinst in die Landschaft eingewachsen sein, so wie heute der Hadrianswall in der nordenglischen Grafschaft Northumberland, erbaut zwischen 122 und 128 u. Z. zum Schutz des römischen Imperiums vor »einfallenden Barbaren«?

Letztlich erzeugen Mauern mehr Instabilität, ohne dass sie die Probleme, derentwegen sie gebaut wurden, überhaupt lösen würden. Sie können die Menschen- und Güterströme, die sie stoppen sollen, nicht dauerhaft aufhalten. Stattdessen finden Menschen Wege, Grenzmauern zu umgehen oder zu überwinden. Und immer, wenn das geschieht, dient es den Befürwortern von Mauern als Beleg für deren Notwendigkeit.
Élisabeth Vallet, »The World Is Witnessing a Rapid Proliferation of Border Walls« (Migration Policy Institute 2022), migrationpolicy.org

Der Kulturanthropologe David Graeber (1961–2020) hat Schulden²³ als Grundpfeiler patriarchaler Gesellschaften herausgearbeitet: Von den frühen Stadtkulturen Eurasiens bis zur spätkapitalistischen Gegenwart bilden Schuld und Schulden den Kern von Tausch- und Handelsbeziehungen. Darin unterscheiden sich Tauschlogik und bedingungsloser – jedoch nicht voraussetzungsloser – bedürfnisorientierter Austausch.

Für Letzteres haben Menschen sich an vielen Orten und zu vielen Zeiten immer wieder bewusst entschieden und haben notwendiges, gemeinschaftliches Tun und selbstorganisiertes, gleichwürdiges Miteinander ins Zentrum ihrer Sozialstruktur gerückt.²⁴ Vielleicht ist es schlichtweg das, was Menschen tun, wenn sie nicht durch Machtstrukturen, Konkurrenz, Einhegung und andere Ausprägungen von strukturellem Hass daran gehindert werden?

²³ David Graeber, *Schulden. Die ersten 5000 Jahre* (Klett-Cotta 2012).

²⁴ Siehe »Die Zwölf Artikel von 1525 – im Dialog mit Mustern des Commoning«, S. 91 in diesem Almanach.

Die Sache verhält sich folgendermaßen. Ich bin hier in der Strafkolonie zum Richter bestellt. Trotz meiner Jugend. Denn ich stand auch dem früheren Kommandanten in allen Strafsachen zur Seite und kenne auch den Apparat am besten. Der Grundsatz, nach dem ich entscheide, ist: Die Schuld ist immer zweifellos.

Franz Kafka (1883 – 1924), In der Strafkolonie (Kurt Wolff 1919), S. 18

Der Transformationsforscher Max Haiven spricht von *unpayable debts*, »untilgbaren Schulden«.²⁵ Durch solche kollektiven, nie und nimmer abgeltbaren Schuldverhältnisse sind etwa die Länder des Globalen Südens an jene des Globalen Nordens gekettet. Diesen Buchschulden steht eine durch nichts wiedergutzumachende Schuld durch die (neo-)kolonialistische Ausbeutung des Südens durch den Norden entgegen.

²⁵ maxhaiven.com/
unpayable-debts

Um ihre Gewalt gegen die Erde und alles Leben weiter zu rechtfertigen, müssen die Kolonisatoren sich selbst und andere auf eine beinahe schon religiöse Weise davon überzeugen, dass die Welt tot sei.²⁶ Manche versuchen sich selbst davon zu überzeugen, dass es eine angemessene Reaktion auf den globalen ökologischen Ruin sei, die Erde einfach ein klein bisschen weniger abzuschlachten. [...] Von tödlicher Kernkraft über Lithium und seltenen Erden bis hin zu Wasserprivatisierung – jedes Wirtschaftssystem, und sei es noch so grüngewaschen, bedeutet Krieg gegen Mutter Erde und alles Leben.

Klee Benally (1975 – 2023), No Spiritual Surrender (Detritus Books 2023), S. 415

²⁶ Jane Bennett, »Lebhaftes Materie«, S. 122 in diesem Almanach.

Wenn unsere Situation besonders herausfordernd (und an schlechten Tagen geradezu hoffnungslos erscheint), hat das vermutlich mit unseren hohen Erwartungen an unser individuelles Ich und mit zerbrochenen Strukturen zu tun – Gewerkschaften, Nachbarschaften mit engem Zusammenhalt, funktionierende lokale Medien und so weiter, die es früher leichter machten, gemeinsam zu handeln. Unsere Fragmentierung ist nicht weniger entmutigend als die Herausforderungen selbst. Und doch glaube ich, dass es sogar in diesen instabilen Zeiten möglich ist, die Fragmentierung ein Stück weit zu überwinden und uns auf neue Weise miteinander zu verbinden.

Naomi Klein, Doppelgänger (S. Fischer 2024), S. 415

²⁷ Dennis Trendelberend,
»Achim und die Motten«,
S. 178 in diesem Almanach.

²⁸ Claus Biegert, »Einladung
nach Window Rock«,
S. 46 in diesem Almanach.

An den strukturellen Schuldverhältnissen, die Kafka, Graeber und Haiven erkannten, können Menschen nur scheitern: Eine Tilgung oder Erlösung wird zwar stets in Aussicht gestellt, muss aber – so wie die vor der Nase baumelnde Karotte – unerreichbar bleiben, damit das System weiterläuft. Derart angetrieben, wiederholen Menschen tagtäglich strukturelle Ausbeutungs- und Herrschaftsmuster.²⁷ So entstehen immerzu Leid und struktureller Hass. Wie durch ein Netz aus Schuld(en) sind wir mit nahezu allen Wesen auf der Erde verstrickt – mal sind wir diejenigen, die den Anderen die Luft abschnüren, mal diejenigen, die selbst eingeschnürt werden.²⁸ Dabei sehen wir aber jene nicht, die an ihrem Ende an den vielfältigen Schnüren, Strippen und Netzknoten ziehen.

Wie können wir einander in diesem Netz erkennen? Wie können wir selbst in all unserem Schmerz, all unserer Verstricktheit und all unserem Scheitern darin sichtbar werden? Wie können wir Chancen zur Veränderung erkennen und ergreifen, anstatt uns immer weiter zu verstricken? Wie können wir einander halten, anstatt weiter das Unaushaltbare auszuhalten?

Zu den wichtigsten Gesten, die uns überhaupt erst zu Menschen machen, zählt unsere Fähigkeit, einander in Zeiten von Schmerz und Trauma zu halten. Diese wurde jedoch größtenteils durch die Schwerlasten von Individualisierung und Privatismus verschüttet. Und das hatte gravierende Auswirkungen darauf, wie wir unsere persönlichen Erfahrungen mit Verlust und intensivem emotionalem Erleben verarbeiten und verstoffwechseln. Ohne den altbekannten und bewährten Zusammenhalt durch Gemeinschaft und Familie können solche Zeiten unser Seelenleben erschüttern und uns in Schock, Schrecken und innere Lähmung versetzen. Wir erleben dann ein Trauma. Trauma, das ist jede Erfahrung – ob akut oder anhaltend –, bei der das Vermögen unserer Psyche, das Erlebte zu verarbeiten, überstrapaziert wird. Das, womit wir in solchen Zeiten konfrontiert sind, ist so intensiv, als dass wir es halten, integrieren oder verstehen könnten. Die auftretende emotionale Belastung ist so stark, dass unsere Kapazität dafür, dem Erlebten Sinn abzugewinnen, überstrapaziert wird; wir sind dann überwältigt und fühlen uns allein.

*Frances Weller, »Rough Initiations«, in: Kosmos Journal (4/2020),
kosmosjournal.org*

Den Blick nach oben weiten

Es war, als der Blick des Hauptdarstellers Koji Yakushi im Film *Perfect Days* von Wim Wenders beim Verlassen des Hauses zunächst gen Himmel ging – bevor dann die Eindrücke der Großstadt Tokio auf ihn trafen.²⁹ Es war die Beobachtung einer Teilnehmerin der Oya-Wirkwoche in Holzen, als sie zu den Eschenzweigen hinaufblickte, deren Laub im Wind wedelte. Und es war das Foto, das meine Tochter von ebendiesem grün-gelben »Gewedel« vor dem grau-blauen Himmel gemacht hatte. Der Blick nach oben bescherte mir die berührendsten Momente in diesem Jahr. Einem Ritual ähnlich, wiederholte er sich, ohne je gleich zu sein. Eine nährnde Routine entstand aus dem Überstrecken des Nackens. Kein imposantes Ereignis erwartete mich, nein, es war ein sich immer wieder aufs Neue offenbarendes Spiel von Licht und Schatten im Blattwerk der Bäume, erzeugt durch die Kraft der Sonnenstrahlen, die einen Kontrast zwischen hell und dunkel hervorbringen. Im Japanischen wird das »Komorebi« genannt. Im Deutschen gibt es keine Entsprechung für dieses Helldunkel. Dieser Perspektivwechsel erlaubte für einen Moment nichts anderes, als diesem Sein ehrfürchtig zu lauschen und beim Scheitern weniger zu verzweifeln.³⁰ *Anja Marwege*

²⁹ Nachzusehen in Wim Wenders' Film *Perfect Days* (Deutschland/Japan 2023).

³⁰ Indigo Drau und Joanna Klick, *Alles für alle, Revolution als Commoning*, (Schmetterling Verlag 2024), S. 23.

*»Oh! Ich möchte tanzen!«, rief das Snorkfräulein aus und klatschte in die Pfoten.
»Jetzt, wo die Erde bald untergeht, haben wir doch keine Zeit zum Tanzen«, wandte der Snork ein.
»Aber wenn wir jetzt nicht tanzen, wann dann?«, entgegnete das Snorkfräulein. »Bitte! Es dauert doch noch zwei Tage, bis sie untergeht!«
Tove Jansson (1914 – 2001), *Komet im Mumintal* (Arena Verlag 2017/1946), S. 93*

Dabei geht es nicht um den Tanz auf dem Vulkan, sondern um die Frage nach dem guten Leben hier und jetzt. Alles hat seine Zeit. Wann, wenn nicht jetzt, wäre eine bessere Zeit, um zu tanzen und Schönheit in die Welt zu bringen?³¹

³¹ A.M. Jorind, »Am Ende sind wir alle Kompost«, S. 108 in diesem Almanach.

Wie Leben geht

von Bahati Glaß

*Vielleicht
weiß ich jetzt ein bisschen besser,
wie Leben geht
Das Straucheln und sich wieder aufrappeln*

*Ich laufe durch den Sturm,
doch es haut mich nicht um*

*Bleibe
wie ein Baum,
dessen Blätter zittern
und dessen Wurzeln tief in die Erde hineinreichen*



Mit dem Garten ruhen

Seit vier Jahren kümmerge ich mich um den »Adele-Garten«, den Gemüsegarten der Klein Jasedower Lebensgemeinschaft. Von Jahr zu Jahr lebe ich intensiver mit diesem Stückchen Land mit seinen geschwungenen Wegen und Beeten und den vielen Feldfrüchten und Kräutern, die darauf wachsen: Spinat, grüner Spargel, Mangold, Blattsalate, Porree, Knollensellerie, Tomaten, Knoblauch, Zwiebeln, Gurken, Karotten, Radieschen, Mairübchen, schwarzer und weißer Rettich, Rote Beete, Pastinaken, Fenchel, Zuckerschoten, Stangenbohnen, Buschbohnen, dicke Bohnen, Erdbeeren, Zucchini, Auberginen, Yacón, Schwarzwurzeln, Grünkohl, Palmkohl, Weißkohl, Rotkohl, Rosenkohl, Kohlrabi, Kürbisse, Stielmus, Schnittlauch, Petersilie, Koriander, Kresse, Basilikum, Rucola.

Ich lebe ganzjährig mit dem Garten. Ende Januar beginne ich, in meiner Wohnung Pflänzchen vorzuziehen, Ende Februar bereite ich die ersten Beete und im November bedecke ich die letzten mit Stroh und Laub. Es ist erfüllend und nährend, das zu tun, was im Garten zu tun ist. Dazu gehört auch, einen liebevollen Umgang mit den Wühlmäusen, Maulwürfen, Nacktschnecken und Raupen zu pflegen. Immer wieder muss ich bei der Gartenarbeit an die Menschen denken, die diesen Flecken Erde vor mir gehegt, gepflegt und gestaltet haben und die jetzt nicht mehr oder nicht mehr hier leben: Adele Graf (1929–2008), Katharina Heimrath, Lara Mallien (1973–2023) und Matthias Fellner (1977–2024).

Manchmal kommt es mir so vor, als gäbe es gar keinen Unterschied zwischen meinem Sein und dem des Gartens. Im vergangenen Herbst war es lange mild, bis dann Ende November der erste Frost kam. Nun konnte ich regelrecht spüren, wie sich der Lebenssaft in den Pflanzen, aber auch in mir, zurückzog. Es war klar: Jetzt ist Schluss, Zeit zu ruhen, das Jahr ist zu Ende.

Wenn ich der Ruhe Raum gebe, dann komme ich in eine Leere, die auch eine Fülle ist. Die Stille lässt mich nach innen gehen, gibt mir Zeit, zu reflektieren und eröffnet mir einen Zugang zu einer anderen, tieferen, unsichtbaren Dimension. Dies ist sehr nährend und heilsam. Wenn im Frühjahr die Sonne höher steigt und die Lebenskraft in den Pflanzen und Bäumen aktiviert, dann spüre auch ich, dass die Freude am Aktivsein in mir wieder zunimmt.

Die Arbeit im Garten lässt mich präsent, ganz im Moment, sein. Dann ist alles da, es fehlt nichts. Das gute Leben ist im Hier und Jetzt. *Sylvia Schneider*



Schöner Scheitern in einer Welt, die zerfällt

Wie lässt sich realistisch vom Klimakollaps sprechen? Ein Forschungsprojekt hat analysiert, warum im öffentlichen Diskurs der Ernst der Lage nicht deutlich kommuniziert wird – und Stimmen versammelt, die eine neue Art der Klimakommunikation jenseits von 1,5 Grad fordern: Eine, die uns emotional mitnimmt und motiviert, uns für die beste aller möglichen Zukünfte einzusetzen.

von Theresa Leisgang und Gerriet Schwen

Es ist kurz vor Mitternacht, als wir die letzten Boote falten. Auf ein weißes Blatt Papier haben wir am Silvesterabend in der Gemeinschaftsküche unsere Wünsche fürs neue Jahr geschrieben und im Kerzenschein zu Dutzenden kleinen Schiffchen gefaltet. Der Lebens- und Projektort GutAlaune liegt bei Halle. Es sind nur wenige Minuten Spaziergang vom Gemeinschaftshaus auf dem Hügel hinunter zur Saale, die unsere Wünsche aufnehmen und ins Jahr 2024 tragen wird.

¹ Erik Olin Wright, *Reale Utopien. Wege aus dem Kapitalismus*, deutsch von Max Henninger (Suhrkamp 2017).

GutAlaune ist eine »reale Utopie«, wie der Soziologe Erik Olin Wright¹ sagen würde: Einer jener Orte, in denen – meist an den Rändern der Gesellschaft – die Lösungen von morgen schon heute vorausgelebt werden. Vor acht Jahren hatte ein Freundeskreis das Stück Land günstig erworben, seither sind einige Zirkuswägen und Jurten hinzugekommen. Im Waldgarten am Hang wachsen Grünkohl und Winterheckenzwiebeln unter Esskastanien und Salatlinden – Bäume, die hoffentlich auch in den nächsten achtzig Jahren noch Wasser halten und essbar sein werden.

Gerriet hat viel Zeit auf dem Gelände verbracht und mit dem »ReallaborGutAlaune« ein Forschungsprojekt zu typischen Herausforderungen selbstorganisierter Gruppen initiiert. Ökodörfer, offene Werkstätten, solidarische Landwirtschaftsinitiativen, sie alle erproben an unzähligen Orten Lösungen für die Probleme, die uns begegnen – von Altersarmut über Ernteausfälle bis hin zu krisenfester Öko-Architektur – und stehen immer wieder vor ähnlichen Herausforderungen, wenn es um Selbstorganisation auf Augenhöhe geht.

Nach einigen Jahren gelebter Utopieforschung kam für Gerriet die Ernüchterung: »Irgendwann habe ich es mir selbst nicht mehr geglaubt, dass die Lösungen, die wir hier ausprobieren, schneller wachsen, als die Katastrophen uns einholen werden«.

Theresa geht es ähnlich: Seit zehn Jahren hat sie als Journalistin über Umwelt- und Menschenrechte berichtet, ist für Magazine und für eine Buch-Recherche² an Orte gereist, wo die Auswirkungen der Klimakrise in Form von Überschwemmungen, Dürren, Wirbelstürmen oder schlicht enormer Ungewissheit schon heute existentiell bedrohliche Lebensrealität von Menschen ist. Dabei hat sie vom Amazonas-Gebiet bis in die Arktis, von Südafrika bis nach Ost-Brandenburg Menschen interviewt, die die Hoffnung nicht aufgeben, trotz alledem.³

Als konstruktiver Journalismus in den letzten Jahren zum Trend wurde, große Medienhäuser eigene Redaktionen für »grünen Content« gründeten und Journalistinnen der Nachrichtenmüdigkeit in einer Welt voller Krisen mit Good-News-Podcasts begegneten, hat sie aufgehört: Immer öfter fehlte in den Geschichten des Gelingens eine kritische Einordnung des katastrophalen Status Quo.

Eine Sprache für Kollaps finden

Für das Jahr 2024 hatten wir uns also vorgenommen, mit einer neuen, realistischen Brille auf die Welt zu gucken. Als Teil eines kleinen Teams, angedockt an die Leibniz Universität und die Hochschule Hannover, hatten wir Zeit, die Potentiale unbeschönigter Klimakommunikation auszuloten. Also: Kann Klimakommunikation auf eine Art irritieren, erschrecken, ja schockieren, die deutlich macht, was auf dem Spiel steht? Dabei ging es nicht um die Frage, ob es zum Kollaps kommt, wann und wie, sondern wie die Gefahr als solche tiefere Entschlossenheit wecken kann zu tun, was uns wirklich wichtig ist. Wie etwa Eva Marlene Hausteiner formuliert: »Die Einsicht darüber, wie eine dystopische Zukunft realistisch aussehen könnte, soll einen politischen und gesellschaftlichen Lernprozess anstoßen.«⁴

Die Grundlage für unser Projekt war ein klimawissenschaftlicher Artikel mit dem Titel »Climate Endgame«.⁵ Darin fragten einige der renommiertesten Klimaforschenden der Welt: »Könnte der vom Menschen verursachte Klimawandel zu einem weltweiten gesellschaftlichen Zusammenbruch oder sogar zum Aussterben der Menschheit führen? Gegenwärtig ist dies ein gefährlich wenig erforschtes Thema.«

Perspektiven auf eine Zeit nach einem möglichen ökologischen und damit auch gesellschaftlichen Kollaps sind im deutschsprachigen

² Theresa Leisgang und Raphael Thelen, *Zwei am Puls der Erde. Eine Reise zu den Schauplätzen der Klimakrise – und warum es trotz allem Hoffnung gibt* (Goldmann 2021). Theresa Leisgang, »Eine neue Sicherheitspolitik«, in: *Oya* 70/2022, S. 40 ff.

³ Siehe auch Theresa Leisgang, »Von Krisen und Kreisen«, im Gespräch mit Matthias Fersterer und Maria König, in: *Oya* 66/2021, S. 32 ff.

⁴ Hausteiner, Eva Marlene, »Mehr Dystopie wagen? Zukunftsperspektiven einer politiktheoretischen Zukunftsforschung«, *ZPTh – Zeitschrift für Politische Theorie*, 1/2020, S. 31 ff.

⁵ Luke Kemp et. al., »Climate Endgame. Exploring catastrophic climate change scenarios«, in: *Proceedings Of The National Academy Of Sciences*, 119(34)/2022. In deutscher Übersetzung erschienen in unserem Sammelband: Thomas Köhler, Theresa Leisgang, Gerriet Schwen, Gunther Seckmeyer (Hrsg.): *Klima, Kollaps, Kommunikation. Perspektiven auf das Climate Endgame* (Hannover 2024). Verfügbar unter: klima-kollaps-kommunikation.de

⁶ Johannes Heimrath, »Auf in die Post-Kollaps-Gesellschaft«, in: *Oya* 2/2010, S. 45ff.

⁷ Jonathan Franzen, »What if We Stopped Pretending? The Climate Apocalypse Is Coming. To Prepare for It, We Need to Admit That We Can't Prevent It«, in: *The New Yorker*, 8. September 2019.

Diskurs kaum vertreten. Oya ist hier eine absolute Ausnahme. Gründer und damaliger Herausgeber Johannes Heimrath schrieb schon 2010: »Sicher ist: Die Post-Kollaps-Gesellschaft wird sich in einer Welt wiederfinden, die nur wenig oder gar nichts mit der uns heute bekannten zu tun hat.«⁶

In Frankreich gibt es eine ganze Kollapsologie-Bewegung, die sich in diese neue Welt hineindenkt, auch im englischsprachigen Raum ist die Debatte lebendig. »Wann hören wir auf, uns etwas vorzumachen?«, fragte 2019 der Bestseller-Autor Jonathan Franzen und konstatierte: »Die Klimaapokalypse kommt. Um uns auf sie vorzubereiten, müssen wir zugeben, dass wir sie nicht verhindern können.«⁷ Woran liegt es also, dass die deutschsprachige Diskussion bis heute so sehr im »Wir schaffen das!«-Narrativ verhaftet ist?

Um das rauszufinden, haben wir Menschen aus Wissenschaften, Journalismus und Aktivismus eingeladen, mit uns zu diskutieren – auf Podien, in Workshops, auf Konferenzen und an Lagerfeuern.

Warum ist der Klimadiskurs so irrational optimistisch?

Im Februar 2024 erreichte uns die Meldung, die globale Durchschnittstemperatur habe erstmals während zwölf Monaten in Folge 1,5 Grad mehr betragen als in der vorindustriellen Zeit. Damit ist die im Pariser Klimaschutzabkommen von 2015 völkerrechtlich von allen Staaten der Welt vereinbarte 1,5-Grad-Grenze massiv in Frage gestellt. Ein medialer Aufschrei oder eine gesellschaftliche Debatte blieb aus. Und das, obwohl seit dem Klimaabkommen von 2015 der Slogan »Wir alle für 1,5 Grad!« von einem breiten Spektrum an Akteuren getragen wurde – von Anzugträgern in Paris bis zu radikalen Aktivistinnen in Lützerath.

Wie kann es sein, dass selbst diejenigen keine Angst vor den drohenden Katastrophen zeigen, die sich täglich mit diesen befassen? Wenn wir es wirklich mit einer existentiellen Krise zu tun hätten, dann würden doch Medien, Politik oder zumindest irgendeine Künst-

WEN

liche Intelligenz Alarm schlagen – oder etwa nicht?! Hat sich das Motiv der Apokalypse so sehr abgenutzt, dass weder eine »Rebellion gegen das Aussterben« noch ein Aufruf der »Letzten Generation« die Bevölkerung bewegt? »Immer wieder, quer durch die Zeiten und Kulturen haben Menschen ihre Gegenwart als einen Epochenrand wahrgenommen«, schreibt Hildegard Kurt an anderer Stelle in diesem Almanach. Was wir aber nicht vergessen dürfen: All diese Kollapse fanden im Holozän statt, einem klimatischen Safe-Space, dessen Stabilität wir als Menschheit bereits verlassen haben. Nun sind wir als Spezies »an den bio-physischen Belastungsgrenzen des Planeten angelangt. Das ist menscheitsgeschichtlich beispiellos.«⁸

Sieben von neun planetaren Grenzen sind bereits überschritten, so die Erdsystemwissenschaft. Extremwetter kosten Menschenleben und Lebensqualität, alleine die Flut im Ahrtal im Sommer 2021 verursachte Schäden in Höhe von über 40 Milliarden Euro.⁹ Wir befinden uns auf dem Worst-Case-Szenario, das von der Klimawissenschaft modelliert wurde – dieser Highway in die Klimahölle trägt den unscheinbaren Namen »RCP 8.5«.¹⁰

Dass der deutschsprachige Klimadiskurs trotzdem so optimistisch ist, hat verschiedene Gründe: Wir haben verzerrte Grundannahmen. Wir haben nicht gelernt zu fühlen. Wir haben nicht gelernt, zu scheitern.

Wir haben verzerrte Grundannahmen

Angesichts der eskalierenden ökologischen Katastrophen erscheint die weitverbreitete Annahme, wonach nur hoffnungsvolle Kommunikation und Geschichten des Gelingens zum Wandel beitragen würden, zumindest fragwürdig. Ebenjener Wandel lässt seit Jahrzehnten stark auf sich warten. Trotzdem hält sich die Überzeugung: Wer nicht optimistisch kommuniziert, demotiviert. Dem liegt ein negatives Menschenbild zugrunde: dass Extremsituationen das Schlimmste im Menschen hervorbringen, und schon allein die Vorstellung einer

⁸ Hildegart Kurt, »Vom Großen Scheitern«, in diesem Almanach auf S. 226.

⁹ Jan Trenczek, Oliver Lühr, Lukas Eiserbeck, und Viktoria Leuschner: *Schäden der Sturzfluten und Überschwemmungen im Juli 2021 in Deutschland – eine ex-post-Analyse* (Prognos 2022)

¹⁰ Intergovernmental Panel on Climate Change, *Beitrag der Arbeitsgruppen I, II und III zum Fünften Sachstandsbericht des Zwischenstaatlichen Ausschusses für Klimaänderungen* (IPCC 2013).

IN NICHTS,

¹¹ Rebecca Solnit, *A Paradise Built in Hell. The Extraordinary Communities That Arise in Disaster* (Viking Press 2009).

Katastrophe die Gesellschaft ins Chaos stürzen könnte. Dem widerspricht die Journalistin Rebecca Solnit.¹¹ Sie hat sich die unterschiedlichsten Katastrophen-Szenarien angeschaut und festgestellt: Ob nach einem Erdbeben, den Terroranschlägen vom 11. September 2001 oder dem Sturz eines Diktators – gerade durch eine Katastrophe kann Gemeinschaftlichkeit und Selbstermächtigung entstehen, die im Alltag unmöglich scheint.

Klimakommunikation zu erforschen ist komplex. Einige psychologische Studien zeigen durchaus, dass Verhaltensveränderungen durch angenehme Gefühle unterstützt werden können. Andere Studien legen hingegen nahe, dass Menschen sich verändern, wenn sie verstehen, dass dies notwendig ist.¹²

¹² Melanie Tannenbaum, Hepler, J., Zimmermann, R. S., Saul, L., Jacobs, S., Wilson, K., & Albaracín, D. (2015). *Appealing to fear: A meta-analysis of fear appeal effectiveness and theories*. Psychological bulletin, 141(6), 1178–1204. doi.org/10.1037/a0039729

In Gesprächen mit Klimafachleuten wurde uns deutlich, dass kaum systematisch über die Wirkung von Klimakommunikation nachgedacht wird. Die Deutsche Physikalische Gesellschaft hat erst seit drei Jahren eine Arbeitsgruppe »Klimakommunikation« – über 50 Jahre, nachdem auf der Jahrestagung erstmals eindrücklich vor den irreversiblen Folgen des Klimawandels gewarnt wurde. Wenn renommierte Wissenschaftler wie Stefan Rahmstorf oder Johan Rockström von ihrer Forschung zu Kipppunkten im Klimasystem erzählen, dann nie, ohne am Ende hinterherzuschicken: Es gibt Hoffnung am Ende des Tunnels.¹³ Einer, der sich deswegen von seiner akademischen Laufbahn verabschiedet hat, ist der Klimawissenschaftler Wolfgang Knorr.¹⁴ Nachdem er 30 Jahre lang Klimamodelle entwickelt hat, fordert er nun von seiner Zunft einen »radikalen Realismus«. Was er besonders bedenklich findet: Selbst der Weltklimarat IPCC rechnet in den Szenarien mit Technologien, die noch gar nicht erfunden wurden oder nicht in einer Größenordnung zur Verfügung stehen, um globale Emissionen tatsächlich auf »netto-null« zu bringen.¹⁵

¹³ Johan Rockström, »The tipping points of climate change – and where we stand«, TED Talk, 19.08.2024.

¹⁴ Siehe etwa Theresa Leisgang, »Vom Ende der Klimawissenschaft«, in: *Oya* 67/2022, S. 32 ff.

¹⁵ Wolfgang Knorr, »Plädoyer für einen radikalen Realismus. Wie uns die Klimawissenschaft in die Falle lockt«, in: *Klima, Kollaps, Kommunikation*.

WAS

Wir haben nicht gelernt, zu fühlen

Gefühle haben in der Wissenschaftskommunikation weiterhin keinen Platz. Und das, obwohl viele Klimaforschende selbst unter Klimaangst leiden, wie die englische Tageszeitung *The Guardian* in einer beeindruckenden Umfrage unter 380 weltweit renommierten Forschenden zeigen konnte.¹⁶

In unserer Veranstaltungsreihe haben wir deutlich gemerkt, dass es nicht nur darauf ankommt, was und wie wir kommunizieren, sondern auch auf den Raum, in den hinein wir sprechen. Ist unser Gegenüber bereit, das Gehörte wirklich an sich heranzulassen? Sich mit katastrophalen Zukunftsperspektiven zu beschäftigen, braucht emotionale Kapazität.

Es ist viel leichter, schwierige Gefühle zu verdrängen. Das haben wir zum Beispiel auf einer Konferenz in Oldenburg erlebt, wo wir eingeladen waren, um unsere Erkenntnisse zu präsentieren. Der Beamer wirft hoffnungsvolles Blau an die Wand, Kaffeetassen klappern. Titel der Konferenz: »WE ARE DOOMED«, eine Botschaft, die eigentlich durch Großbuchstaben nicht noch untermalt werden müsste: Wir sind dem Untergang geweiht. Alle sind hier, um über das Ende der Welt wie wir sie kennen zu sprechen – aber dieses Ende bleibt abstrakt. In den Vorträgen fallen Begriffe wie »nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit«, »Dystopiefähigkeit« und »Postliberales Anthropozän«.

Niemand will wirklich in die Gefühlslage am Epochenrand eintauchen. Dabei könnten diese Gefühle doch echten Kontakt zwischen den Anwesenden schaffen. Wir bringen zu unserem Panel eine Frage mit, die der Schriftsteller Andrew Boyd für ein Traueritual auf der Klimakonferenz COP21 in Paris 2015 entworfen hat: »*What do you love and hope to never lose to Climate Chaos?*«¹⁷ Nach unserem kurzen Input zu katastrophalen Szenarien in der Klimawissenschaft laden wir zu einer Traumreise ein: Stell dir vor, du siehst dich von oben auf dem Stuhl sitzen. Wonach richtet sich diese Person in ihrem Leben aus? Was liebt sie so sehr, dass es nicht der Klimakrise zum Opfer fallen soll?

¹⁶ theguardian.com/environment/ng-interactive/2024/may/08/hopeless-and-broken-why-the-worlds-top-climate-scientists-are-in-despair

¹⁷ Mehr Inspiration für eigene Trauerräume in diesem Format gibt es hier: theclimateribbon.org

AS DU TUST,

Einige der Antworten, die die Teilnehmenden nach drei Minuten Stille teilen: »Die alte Buche neben dem Haus, in dem ich aufgewachsen bin.« – »Viel unverplante Zeit zu haben« – »Bremen« – »Den Winter als erkennbare Jahreszeit« – »Mein Politikverständnis« – »die Hoffnung, dass meine Kinder ein gesundes Leben führen können«.

Es ist merklich, dass sich die Stimmung im Raum verändert hat, dass sich Menschen mit Professur und solche, die eine Doktorarbeit schreiben, für einen Moment mit ihrer eigenen Motivation verbinden, angesichts der anhaltenden »Apokalypseblindheit« über Potenziale von Politischer Bildung zu forschen. Aber es gibt keinen weiteren Raum für Gefühle, keine Kapazität, hier tiefer einzusteigen. Wir haben den Eindruck, dass unser Experiment auf dieser Tagung zwar kurz aufgerüttelt und irritiert hat, aber insgesamt eher gescheitert ist.

Was jetzt gefragt ist: Lernen, schöner zu scheitern

Wenn wir einen Schritt zurücktreten und auf die Versuche blicken, die Klimakrise zu kommunizieren – unsere eigenen und die der anderen –, dann ist vielleicht jetzt der Moment, uns einzugestehen, dass wir gescheitert sind. »Einskommafünf« war weder als Kampagne erfolgreich, noch werden wir es schaffen, physikalisch unter dieser Grenze der Erderwärmung zu bleiben. Das ist eine herbe Enttäuschung. Mit ihr kommt die neue, ungetäuschte Realität.

Es ist an der Zeit, die Illusion loszulassen, dass alles doch noch gut werden kann. Dass wir die Zukunft planen können. Dass es schon wieder bergauf gehen wird. Wenn wir uns nicht nur von 1,5 Grad, sondern auch von der falschen Hoffnung auf grünes Wachstum, Fortschritt und Technologie verabschieden, zwischen welchen Zukünften können wir uns dann noch entscheiden? Vielleicht wird es zuerst zu einem Zusammenbruch der globalen Lieferketten kommen; vielleicht zur nächsten Pandemie; vielleicht zu vermehrten, gleichzeitig an verschiedenen Orten auftretenden Ernteaussfällen (Forschende

JE G

nennen das »Multiple Breadbasket Failure«); vielleicht wird auch das Finanzsystem noch vor der Demokratie zusammenbrechen.¹⁸

Auf der Suche nach einer Art und Weise, schöner zu scheitern, ist der erste Schritt, anzuerkennen, dass wir auf eine katastrophenreiche Zukunft zusteuern. Alles andere nennt der langjährige Klimaaktivist und Sozialwissenschaftler Tadzio Müller kurz: »Verdrängungsbullshit«. »Klimakollaps ist jetzt, aber er ist nicht ›die Apokalypse‹«, schreibt er in seinem Blog *FriedlicheSabotage.net*, auf dessen Grundlage er gerade ein Buch veröffentlicht hat.¹⁹ Soll heißen: Der schleichende Zerfall passiert längst, der Kollaps wird keine spektakuläre Apokalypse im Hollywood-Format. Täglich sterben Tier- und Pflanzenarten aus, weltweit sind schon heute 120 Millionen Menschen auf der Flucht, Olivenöl ist aufgrund von Ernteausfällen aktuell um 45 Prozent teurer als im Vorjahreszeitraum, und immer mehr Medikamente sind selbst hierzulande nicht zuverlässig lieferbar.

Was Tadzio Müller bisher vergeblich versucht: Die Begriffe »Klimakollaps« und »Apokalypse« voneinander abzugrenzen – in den Köpfen geht doch jedes Mal dasselbe Bild eines einzelnen extremen Ereignisses auf. Im Deutschen fehlt es an präzisen Worten, die unsere Weltlage adäquat beschreiben. Im Englischen sprechen viele gar nicht mehr von einer Krise, sondern von »climate breakdown«, »The Great Unraveling« oder »predicament« (etwa Dilemma, Zwangslage, eine vertrackte Situation ohne einfache Lösung).

Worte formen unsere Welt.²⁰ Ein Blick in die Begriffs-Geschichte der Umweltbewegung zeigt, welch enorme Wirkung Schreckensbilder wie »Waldsterben« oder »nuklearer Winter« entfalten können. Letztere Wortschöpfung zeichnete in den 1960er Jahren ein düsteres Bild nach einem Atomkrieg: kalt, dunkel, gefährlich. Um dieses Szenario zu verhindern, taten sich Menschen zur Friedensbewegung, einer der größten sozialen Bewegungen der Nachkriegszeit, zusammen.

Sich radikal ehrlich dem zuzuwenden, was ist, kann erschüttern – aber auch eine tiefere Entschlossenheit wecken, das zu tun, was jetzt

¹⁸ Jem Bendell, *Breaking Together. A Freedom-Loving Response to Collapse* (GoodWorks 2023).

¹⁹ Tadzio Müller, *Zwischen friedlicher Sabotage und Kollaps. Wie ich lernte, die Welt wieder zu lieben* (Mandelbaum 2024).

²⁰ Oya-Redaktionskreis, »Wortschatz für eine schönere Welt«, oya-online.de/wortschatz

GENUG IST,

sinnvoll ist. In der Anerkennung dessen, dass es nicht mehr um Sieg oder Niederlage geht – etwa: die Klimakrise zu verhindern oder die 1,5 Grad-Grenze zu verteidigen –, entsteht ein neues Gefühl zur Welt. Jenseits von 1,5 Grad geht es nicht mehr um »ganz« oder »gar nicht«, sondern um jedes 0,000001 Grad weniger Temperaturanstieg, um jeden Menschen auf der Flucht, dem wir in unserer Stadt ein Zuhause geboten haben und jeden Schmetterling, der sich auf der Wiese vor unserem Haus vermehren konnte.

Im Angesicht der Katastrophe ist Motivation nicht mehr von fernen Erfolgsaussichten abhängig – was wir tun, ergibt direkt Sinn, weil wir tief in uns wissen, warum wir Leben schützen, warum wir uns anpassen und uns auf Katastrophen und Krisen vorbereiten. Václav Havel, Wegbereiter der tschechoslowakischen Revolution in den 1970er und 80er Jahren, fand dafür die treffenden Worte: »Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn ergibt, egal wie es ausgeht.«²¹

²¹ Vgl. dazu auch Corine Pelluchon, »Hoffnung am Horizont«, in: *Oya-Almanach 2024*, S. 100ff.

Wir wollen eine schönere Katastrophe!

Im letzten Jahr hat uns insbesondere der Austausch mit Andrew Boyd inspiriert, der seine jahrzehntelangen Erfahrungen als Aktivist im Buch *I Want A Better Catastrophe*²² zusammengetragen hat. Sein Fazit: Eine Katastrophe ist unvermeidbar. Was uns bleibt, ist, unsere Situation zur bestmöglichen Katastrophe zu machen und dabei nicht den Humor zu verlieren! Wir haben nach den Erzählungen dieser schöneren Katastrophe gesucht. Wo sind die Geschichten dazu, wie wir gemeinsam, liebevoll und füreinander sorgend in diese beste der verfügbaren Zukünfte schreiten können?

Gefunden haben wir vor allem Schlagzeilen wie »Elon Musk plant Marsbesiedelung« – »Nachfrage an Luxusbunkern steigt« – »Prepper vergiften Teile ihrer Trinkwasservorräte, damit niemand sie klaut«. Sich auf ungewisse Zukunft vorzubereiten, hat ein massives Imageproblem: »Prepper« klingt wie ein Schimpfwort, ist quasi synonym

²² Andrew Boyd, *I Want A Better Catastrophe – Navigating the Coming Chaos with Hope, and Gallows Humor* (New Society – Publishers 2023).

WAS TUST

mit »toxischer Männlichkeit« und »Egoismus«. Das ist ein Problem, denn wenn wir keine solidarischen Geschichten über die notwendige Vorbereitung auf Katastrophen erzählen, dann überlassen wir diesen Diskurs gewaltsamen und rechtsextremen Stimmen.

Uns geht es nicht darum, Profit zu machen oder uns Vorteile zu sichern. Wir wollen nicht anstatt anderer oder allein in einem Bunker überleben. Wir wollen lieber gemeinsam zu wenig haben. Wenn wir fallen, wollen wir gemeinsam fallen. Larry Faust aus unserem Forschungsteam hat bemerkt: »Das Wort ›Kollaps‹ stammt von lateinisch *collabi*, ›zusammensinken‹, ist also nur einen Atemzug, ein Leerzeichen, entfernt von ›zusammen sinken‹.« Wir wollen zusammen sinken, wollen schöner scheitern. Wollen immer wieder versuchen, die Katastrophe weniger häßlich zu machen und aus dem zu lernen, was nicht klappt.

Bei der Recherche für ihr Buch *Über Leben in der Klimakrise* hat Milena Glimbovski mit Behörden, Blaulicht-Organisationen und auch Betroffenen von Extremwetterlagen gesprochen. Die Wenigsten hatten die Katastrophe kommen sehen. »Mir ist wichtig, dahinzukommen, dass wir verstehen: Die Vorsorge – also Prepping – ist ein sozialer Akt«, sagt Milena.²³ »Wenn ich mich selbst versorgen kann, entlaste ich staatliche Hilfskräfte, das Rote Kreuz oder das Technische Hilfswerk, die sich dann um andere kümmern können, die eher Hilfe brauchen.« Auch Solidarität basiert also auf Vorbereitung, denn im Zweifelsfall können wir anderen nur helfen, wenn wir Dinge haben, die wir teilen können – Essen, Wasser(filter), Kerzen, Informationen aus dem Batterie-Radio. Wir werden auch Outdoor-Skills wie Orientierung im Freien, Wildkräuterwissen und Erste-Hilfe-Skills brauchen.²⁴

In den Krisen, die uns bevorstehen, wird es aber nicht nur um handfeste Fähigkeiten und materielle Güter gehen. Es wird auch darum gehen, uns innerlich darauf vorbereitet zu haben, dann nicht am Rad zu drehen. Uns vor unseren inneren Augen schon so wilde Zukünfte ausgemalt zu haben, dass es uns nicht mehr emotional überfordert,

²³ Vgl. Interview mit Milena Glimbovski »Wie bereite ich mich auf kommende Katastrophen vor?« in: *Klima, Kollaps, Kommunikation*.

²⁴ Vgl. die schwedische Kampagne »Stop the Bleed«, stopthebleed.org

DU DANN?

wenn es etwa im Supermarkregal keinen Joghurt mehr gibt – oder gar keinen Supermarkt mehr. Alternative Versorgungsstrukturen lassen sich nicht in Krisenzeiten aufbauen. Jetzt ist die Zeit, Infrastruktur gemeinsam neu zu organisieren, in Energiegenossenschaften, solidarischen Landwirtschaften, Initiativen, die anders wirtschaften als der Markt. Solidarisch vorbereitet zu sein, bedeutet auch, jetzt zu lernen, wie wir gute Gruppenentscheidungen treffen können – auch unter Druck. Wie wir schnell Bedürfnisse verstehen und angespannte Situationen deeskalieren können. Zu lernen, wie wir kollektiv Räume halten, Gefühle teilen und Trauerrituale gestalten können.

Nicht zuletzt werden wir die Fähigkeit brauchen, im Wahnsinn auch Schönheit sehen und schaffen zu können. Wir sollten uns fragen: Welche Formen von Genuss, Spaß, Lebensfreude sind unabhängig von den äußeren Umständen? In einem dreiwöchigen Forschungsretreat in einem Forsthaus in einem Landstrich Brandenburgs, in dem mehr Biber zuhause sind als Menschen, haben wir angefangen, ein Songbook zu schreiben – gemeinsam Lieder, Spiele, Rezepte und Witze zu lernen, die uns an Abenden, an denen der Strom ausfällt, miteinander verbinden.

Es ist beruhigend zu wissen, dass alle diese Praktiken des Gemeinschaftens schon an unzähligen Orten erprobt und gelebt werden, auch wenn darüber nicht in der Tagesschau berichtet wird. Emanzipatorische Freiräume und selbstorganisierte, solidarische und resiliente Versorgungsstrukturen werden in einer ungewissen Zukunft noch eine viel größere Rolle spielen.

Am Ende dieser Forschungsreise kommen wir also doch wieder bei Geschichten des Gelingens an. Allerdings bei einer Neudefinition davon, was »gelingen« heißt. Wir haben längst nicht alle Antworten gefunden, dafür aber viele neue Fragen – zum Beispiel diese: Wie können wir eine lebendige Beziehung zu einer Welt, die zerfällt, führen? Eines ist klar: Es wird eine Beziehung sein, die uns abverlangt, uns sowohl von der Schönheit als auch vom Schrecken berühren zu lassen.

CAT

/

Als wir im Dunkel der Neujahrsnacht unten an der Saale sitzen, ahnen wir das Leid, das uns erwartet und das anderen in genau diesem Moment widerfährt. Trotzdem – oder genau deshalb – haben wir unsere Wünsche fürs neue Jahr aufgeschrieben und zu Wasser gelassen. Auf dem Bug eines gefalteten Papierschiffchens ist kopfüber »Sacred Sex« zu erkennen, auf der anderen Seite »Octavia Butler«.²⁵ Ja, verdammt: Es ist Zeit für gute Romane! Für Nähe, Erdung und ein neues Verständnis des Heiligen. Und dafür, gemeinsam wirksam zu sein. Her mit dem schönsten möglichen Leben für alle!

²⁵ Siehe etwa Octavia Butler, *Die Parabel vom Sämann*, deutsch von Dietlind Falk (Heyne 2023).

Das von Theresa Leisgang und Gerriet Schwen mitherausgegebene Buch *Klima, Kollaps, Kommunikation. Perspektiven auf das Climate Endgame* ist soeben gedruckt erschienen und auch online verfügbar: klima-kollaps-kommunikation.de

**WE WANT A
BETTER
TASTROPHE!**

Garten Welt

Silvester widerstrebt mir. Jede Faser meines Körpers lehnt es ab. In der dunkelsten Zeit des Jahres fühlt sich für mich nichts nach krachendem Finale, kollektivem Frohsinn und großem Aufbruch an. Ich halte dann noch Winterschlaf. Mein Neujahr lässt sich nicht durch Feuerwerk herbeizutieren. Es dämmert heran, bis ich es in der Zeit des zunehmenden Lichts Anfang Februar, um Mariä Lichtmess, fühlen kann. Wenn der lichte Tag dann sichtlich länger wird, richtet sich meine Aktivität, die zuvor inwendig war, stärker nach draußen. Wenn es dort hingegen noch dunkel ist, lebe ich in der Traumzeit. Dann plane ich nicht, sondern versuche zu fühlen, was der nächste Jahresbogen bringen mag. Dabei helfen mir die Karten. Deshalb – und wohl auch aus dem Gefühl heraus, den Altjahrsabend und Neujahrstag nicht gänzlich ignorieren zu können, weil sie nun mal allseits begangen werden und ich ein Teil des Ganzen bin – ziehe ich seit einigen Jahren in diesen Tagen eine Tarotkarte. Ich *glaube* nicht an die Karten. Ich weiß um die erstaunlichen Antworten und die überpersönlichen Weisheiten, die sie kanalisieren können. Die Karten sind für mich nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein Spiel. Und als solches behandle ich sie mit dem gebührenden Ernst. Die 78 Motive sehe ich als ein Spektrum der Potenziale und Möglichkeiten menschlichen Seins. Zur Deutung ziehe ich nicht eine, sondern mehrere Quellen heran, allen voran meine Intuition. Auf die Frage »Welche Qualität unterstützt mich 2024?« habe ich die »Sieben der Münzen« gezogen. Das Rider/Waite/Colman-Smith-Tarot zeigt einen Landmann, der, auf sein Werkzeug gestützt, mit schicksalsergebener, nachdenklicher oder auch resignierter Mine sieben Münzen, die ein Rebstock hervorgebracht hat, betrachtet. Eine Deutung, die sich seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hartnäckig hält, nennt diese Karte »Scheitern«. In dem von der Künstlerin Margarete Petersen gestalteten Blatt heißt es hingegen: »Wachstum – Zerfall. Das Tun im *Nicht-Tun*. [...] Nicht eingreifen und sich auf Wachstumsprozesse einlassen.« Dies unterstützt ein Gedicht der Schriftstellerin Marge Piercy, das ich in jener Zeit gefunden und übersetzt habe (siehe umseitig). Daraus vermittelt sich ein ganz anderer Begriff von Fehlschlag: Wer die Welt dem eigenen Willen zu unterwerfen versucht, kann nur scheitern; wer sich hingegen in ihren Dienst stellt, kann die Fülle der Welt ernten, diese mag jedoch ganz anders als gedacht ausfallen. Du hast getan, was du konntest, nun heißt es warten – das Gras wächst nicht schneller, wenn du daran ziehst, und aus einer Quecke wird kein Erbsenstrauch, auch wenn du es dir noch so sehr wünschst. Damit gehe ich ins herandämmernde Jahr, dem Grundsatz folgend: Halte es stets mit Vorhersagen, die dich auch hoffen lassen. *Matthias Fersterer*



Die Sieben der Münzen

von Marge Piercy

*Unter einem erbsensuppenfarbenen Himmel
beobachtet sie, wie ihr Werk vor sich hin wächst,
rege, üppig wie Rebstock oder Stangenbohne,
so langsam, wie es in der wirklichen Welt eben wächst.
Wenn du sie kundig hegst, sie mulchst, sie wässerst,
wenn du Vögeln, die Insekten fressen, ein Haus und winters Futter gibst,
wenn die Sonne scheint und du Raupen abliest,
wenn die Gottesanbeterin und die Marienkäfer und die Bienen kommen,
dann gedeihen die Pflanzen, aber folgen ihrer eignen inneren Uhr.*

*Verbindungen wachsen langsam, manchmal unterirdisch.
Beobachtung allein zeigt dir nicht immer, was gerade geschieht.
Mehr als der halbe Baum erstreckt sich im Boden unter deinen Füßen.
Dringe leise ein, so wie der Regenwurm, der keine Trompete bläst.
Streite beharrlich wie die Kletterpflanze, die den Baum zu Fall bringt.
Spanne dich auf wie der Kürbis, der den Garten überwuchert.
Nage im Dunkeln und nutze die Sonne, um Zucker zu bilden.*

*Webe echte Verbindungen, knüpfe echte Knoten, baue echte Häuser.
Lebe ein Leben, das dauern mag: Mach Liebe, die liebevoll ist.
Verwickle und verwebe dich, immer weiter, nimm auf, hol ein,
nach außen hin wildes Brombeergestrüpp, für uns aber
verbunden mit Bauen, Gängen, Höhlen von Kaninchen.*

*Lebe so, als würdest du selbst dich mögen, und es kann geschehen:
Strecke die Arme aus, immer weiter, nimm auf, bring ein.
Und eben so werden wir lange leben: nicht ewig,
denn jede Gärtnerin weiß, nach dem Graben, nach
dem Pflanzen, nach der langen Zeit des Hegens und des Wachsens
kommt die Ernte.*

Einladung nach Window Rock

Indigener Widerstand und Anti-Atom-Bewegung sind untrennbar miteinander verbunden. Warum das so ist, zeigt sich eindrucksvoll am »Uranium Film Festival« in Window Rock, Regierungssitz der Diné. Ein Reisejournal.

von Claus Biegert

Anfang März 2024. Wir sind in New Mexico, USA, auf dem Interstate Highway 40 unterwegs in Richtung Westen. Ich werde begleitet von Eda Gordon, die mich am Sunport-Flughafen in Albuquerque abgeholt hat. Genau genommen bin ich ihr Begleiter, denn wir sitzen in ihrem Auto und sie sitzt am Steuer. Ich bin mit meinem Dokumentarfilm *Vom Sinn des Ganzen* über den Physiker Hans-Peter Dürr (1929–2014)¹ zum »Uranium Film Festival« nach Window Rock, dem Regierungssitz der Diné, eingeladen.

Die Diné – von der US-Regierung als Navajo bezeichnet – sind ein großes indigenes Volk mit über 300 000 Seelen, deren Reservat und Lebensraum sich auf die vier US-Bundesstaaten Arizona, Colorado, New Mexico und Utah erstreckt. Ihre Selbstbezeichnung Diné bedeutet »das Menschenvolk«, und ihr Land ist Dinétah und wird von vier heiligen Bergen eingerahmt: *Sis Naajini* (Blanca Peak), dem »Berg der weißen Muschelkette« in Colorado, *Dootł'izhii Dził* (Mount Taylor), dem »Türkisberg« in New Mexico, *Dook'o'ooshíid* (San Francisco Peaks) in Arizona, *Dibé Nitsaa* (Hesperus Mountain) in Colorado. Die Berge sind auch von großer spiritueller Bedeutung für die Hopi und alle Pueblo-Völker der Region.

Die eingewanderten europäischen Siedler mitsamt ihren multinationalen Konzerne gruben innerhalb des Gebiets der vier heiligen Berge nach Kohle und Uran. Sie haben es nicht aufgegeben und graben bis heute; auch wenn die Regierung der Diné seit 2008 den Abbau untersagt und die Renaturierung von über 500 Minen im Reservat fordert.

¹ Claus Biegert, *Vom Sinn des Ganzen. Das Netz des Physikers Hans-Peter Dürr* (absolut Medien 2020). DVD und Streaming: absolutmedien.de



STEVEN BALTAKATEI SANDOVAL / WIKIMEDIA COMMONS

Die Sandsteinformation Tségháhoodzání (Window Rock) gab dem Regierungssitz der Diné im US-Bundesstaat Arizona seinen Namen.

In der Verteidigung ihrer heiligen Berge kristallisiert sich die Diskrepanz zwischen einem westlichen Lebensstil und *hozho*, der Harmonie, die bei den Diné als Grundlage für ein erfülltes Leben gilt. *Hozho* – Voraussetzung für das Zusammenspiel aller Lebewesen – stellt sich nicht von selbst ein: Die Harmonie muss erkannt, bekannt und vitalisiert werden. *Hozho* verlangt ein tägliches Kümmern, ein morgendliches Grußgebet zu den Bergen – sowohl ein Wahrnehmen der Harmonie mit den nicht-menschlichen Wesen um uns herum als auch des fehlenden Gleichklangs und Gleichgewichts, ein Mitfühlen mit der geplagten Natur.

Als jene Diné, die im Vietnamkrieg gekämpft hatten, zurückkamen (ja, auch wenn es uns nicht gefällt: Menschen aus den Reservaten melden sich zum US-Militär, um der Armut dort zu entkommen und

ihre Familien zu ernähren), wurden sie mit dem *Enemy Way*, einer Heilungszeremonie, wieder in die Gesellschaft eingegliedert. Sie hatten getötet und waren damit zu Außenseitern geworden, erst durch die Gesänge eines *Hataalii* und die Gegenwart ihrer Familien und Clanangehörigen konnten sie wieder Mitglieder der Diné werden. Für ihre sonstigen Soldaten hatten die USA keine Heilungszeremonien parat; viele nahmen sich das Leben, weil sie den Anschluss an die Gesellschaft, der sie entstammten, nicht mehr fanden und ihnen niemand dabei half, ihn zu finden.

Window Rock liegt in Arizona, direkt an der Grenze zu New Mexico. Die Regierungsbauten der Navajo Nation erstrecken sich in eingeschossigen Bauten unterhalb eines Felsens mit rundem Fenster: Window Rock. Viele Diné verwenden vorläufig immer noch den Begriff »Navajo«, der ihnen von den Spaniern gegeben wurde. Zugrunde liegt ein Begriff der Tewa, *Navahuu*, der sich auf ihre Sesshaftigkeit, auf Ackerbau und Viehzucht bezieht. Wenn es der Verständigung dient, dann wird auch der Begriff *American Indian* (entspricht unserem »Indianer«) von vielen Diné, die ich dort getroffen habe, durchaus genutzt. Die Begriffe Navajo und Diné existieren derzeit nebeneinander.

Weggefährte in Gefangenschaft

Highway-Stunden sind Erzählstunden. Natürlich sprechen wir über Leonard. Eda ist freiberufliche Lektorin, Privatdetektivin, Aktivistin. Beide sind wir seit Jahrzehnten engagiert in den Kampagnen zur Freilassung des politischen Gefangenen Leonard Peltier.² Die internationale Solidaritätsbewegung hatte viele Wege beschritten; aber selbst Briefe von Papst Franziskus an die Präsidenten Obama und Biden hatten nicht zu seiner Freilassung geführt.³ Leonard ist immer noch hinter Gittern, 48 Jahre sind es bereits. Es ist bewiesen, dass er den Tod von zwei FBI-Agenten auf dem Sioux-Reservat Pine Ridge in South Dakota nicht verschuldet hat. Er war jedoch anwesend, als sich traditionelle Lakota und zwei FBI-Agenten beschossen. Im Juni 1975 war es, das Reservat war im Bürgerkrieg: Traditionelle Lakota und »American Indian Movement« (AIM) versus Stammesregierung und Bureau of Indian Affairs. Das FBI hatte beschlossen, den Traditionalisten und AIM-Aktivisten Leonard Peltier zum Schuldigen zu machen. In den Jahren 1974 und 1975 hat das FBI rund 2000 Special Agents im Reservat ausgebildet.⁴ Eda arbeitete in diesen Jahren für das »Wounded Knee Legal Defense/Offense Committee« und war oft im Reservat. »Es war lebensgefährlich«, erinnert sie sich.

² Siehe den Dokumentarfilm Claus Biegert, *I Am The Indian Voice / Leonard Peltier* (Biegertfilm 2017). biegert-film.de

³ Auch seinen Achtzigsten am 12. September 2024 musste Leonard Peltier hinter Gittern verbringen. gfbv-voices.org/botschaft-von-leonard-peltier-zu-seinem-80-geburtstag/

⁴ Für weitere Hintergründe siehe Claus Biegert, *Seit 200 Jahren ohne Verfassung. Indianer im Widerstand* (Rowohlt 2018).

Und wir sprechen über Norman Brown. Beide kennen wir ihn aus unserer Arbeit. Norman ist ein Diné, seit Jahrzehnten aktiv in der Stammesinitiative gegen Uranabbau. Als Jugendlicher hatte er sich der Widerstandsbewegung AIM angeschlossen. Er war 15 damals und befand sich in der Nähe des Schusswechsels im Reservat Pine Ridge. Er und Leonard kannten sich gut, gemeinsam kümmerten sie sich um Alte und Kinder. Sie wollten der Kontrolle durch das Bureau of Indian Affairs ein autochthones Modell von Unabhängigkeit entgegensetzen. Bis heute sitzt auch Norman der 26. Juni 1975 in den Knochen.

»Bin gespannt, ob wir Norman sehen werden«, sage ich, als wir uns Window Rock nähern.

»Ich bin mir sicher, dass er da sein wird«, erwidert Eda.

Im Hogan

Als wir nach fast drei Stunden Highway auf dem nahezu leeren Parkplatz des »Quality Inn« etwas steif aus unserem Auto steigen, kommt ein Mann auf uns zu. Sein Lächeln nimmt das ganze Gesicht ein. Es ist Norman Brown. Wir legen die Arme zu dritt umeinander, Tränen werden weggewischt.

Das Museum von Window Rock ist ein großer Bau, zum zweiten Mal ist es nun Schauplatz des International Uranium Film Festivals. In Window Rock hatte das Festival seinen Initialfunken erhalten, 2006 während eines »Indigenous Uranium Summit«. Aus Brasilien war damals der Journalist Norbert Suchanek angereist und mit dem Vorsatz eines Festivals nach Rio de Janeiro zurückgekehrt, wo er sich sofort mit seiner Frau Marcia Gomez daran machte, den Plan umzusetzen. Heute ist das Uranium Film Festival ein fester Bestandteil der internationalen Filmfestivalszene und hat mit der Moderatorin und Aktivistin Libbe HaLevy – *Nuclear Hotseat* heißt ihr regelmäßiger Podcast – mittlerweile auch ein Standbein in den USA. Window Rock ist der Auftakt einer vierwöchigen Festivalfahrt durch elf Bundesstaaten, mit einem Abstecher über die kanadische Grenze nach Vancouver. Nach dem jährlichen Festival in Rio im Juli, so der Brauch, geht das Programm auf die Reise. Zuverlässiger Finanzpartner bei alldem ist immer der »Seventh Generation Fund«, dessen Direktor Chris Peters auch hier ist und seinen Freunden Wollmützen überreicht, auf denen eingestickt ist: »*Be a good Ancestor*« – Seid gute Ahnen.

Der vierwöchige »Turtle Island Marathon« beginnt mit einer Zeremonie am frühen Morgen in einem Hogan, dem traditionellen sechseckigen Diné-Holzhaus mit Erddach. Dieser Hogan steht

gegenüber des Eingangs zum Museum und wird ausschließlich zu rituellen Zwecken genutzt. Unsere Freundin Anna Rondon, seit Jahren aktiv im Widerstand gegen Uranabbau, hat Lawrence Begaye, einen jungen Medizinmann, einen *Hataalii*, gebeten, für das Unterfangen den Zuspruch der unsichtbaren Welt zu erbitten. Begaye kommt aus der nahegelegenen Siedlung Black Hat in New Mexico und gehört wie Anna zum Klan Towering House, *Kinya aa anni*. Lawrence umgibt die Aura seines berühmten Lehrers, John Holiday. Holiday galt zu Lebzeiten als Legende, denn er konnte den Regen rufen.

Es ist dunkel, wir sitzen auf dem gestampften Erdboden, das Feuer im Eisenofen knistert, der Gesang trägt uns weg. Fast unwillig verlassen wir nach einer Stunde den geschützten Zeremonialraum und treten hinaus ins Freie. Es hat begonnen, zu schneien. Geschenke, Adressen und Umarmungen werden ausgetauscht. Das Festival kann beginnen. *Thank you, Anna! Thank you, Lawrence Begaye!*

In diesem »Ceremonial Hogan« am Navajo-Museum in Window Rock werden Zeremonien und Rituale der Diné gefeiert.



Film und Wirklichkeit berühren sich fortwährend. Gerade noch der Blick in eine verseuchte Landschaft auf der Leinwand, dann Lunch neben einer Frau, die in einer Uranmine gearbeitet hat. Sie ist Witwe, ihr verstorbener Mann hatte ebenfalls Jahrzehnte in einer Mine geschuftet. Kaum eine Familie der Diné, die nicht Angehörige als Uran-Opfer zu beklagen hätte. In den 1950er und 1960er Jahren bot der Uran-Boom Arbeitsplätze, die bereitwillig und ahnungslos ergriffen wurden. Mit den Auswirkungen der unbekannten Radioaktivität konnte kein *Hataalii* und keine Heilerin umgehen.

High Steel: der Schöpfer und ich

Ohne radioaktive Strahlung ist das Bild ein anderes: Dass Ureinwohner der sogenannten Neuen Welt in der im 20. Jahrhundert sich ausbreitenden Kultur und wachsenden Wirtschaft ihren Platz finden und sich dort – ohne Aufgabe der eigenen Identität – behaupten können, haben uns die Haudenosaunee (Irokesen) im Hochstahlbau gezeigt. Es waren vor allem die Männer der Mohawks, die als Teams an Brückenpfeilern und Wolkenkratzern schwebten. *High steel* wurde zur modernen indigenen Tradition. »Up there it's just the creator and me«, sagte mir ein Hochstahlarbeiter der Onondaga: Dort oben seien nur der Schöpfer und er gewesen. So hätten sie sich alle gefühlt, fügte er an. In den Jahren, da New York seine heutige Gestalt bekam, gab es noch keine Sicherungsseile. Als ich im September 2023 mit meiner Tochter Tara über die Brooklyn Bridge ging, sah ich im Geiste die Männer turnen, balancieren, schrauben, schweißen, spannen, nieten. Sie waren mit ihren Familien gekommen, lebten in Brooklyn. Wenn eine Truppe heimging, kam die nächste und übernahm die Wohnung. Zurück in ihren Reservaten kümmerten sie sich um die dortigen Belange, der gute Verdienst an den Baustellen verschonte sie vor dem Schicksal von Sozialhilfeempfängern. *High steel* wurde ein fester Bestandteil der Mohawk-Kultur.⁵

In Window Rock denke ich an meine Freunde der Haudenosaunee, die trotz enger Nachbarschaft mit dem weißen Amerika entscheidende Elemente ihrer Kultur bis ins 21. Jahrhundert bewahren konnten. Für die Diné endete der Versuch, in der weißen Ökonomie mitzuwirken, hingegen tödlich.

Filmfestivals sorgen für Filmgespräche. Ob ich *The Zone of Interest* gesehen hätte, will Lise Autogena, eine Filmmacherin aus Grönland, wissen. Schon lange wurde ich nicht mehr so oft auf einen Film angesprochen. Ein Kunstgriff hatte das Kino belebt: Die Familie von Auschwitz-Kommandant Rudolf Höß (1901–1947) privat, und hinter

⁵ 2019 führte ich mit dem Mohawk-Ältesten Tom Porter anlässlich seiner Europareise ein Gespräch in Klein Jasedow: »Frieden stiften und bewahren«, Oya 54/2019, S. 38–42; sowie als Video »Tom Porter – Haudenosaunee Peacemaking Stories«: youtube.com/watch?v=TvoPWtv4FqE

den Gartenmauern das Grauen. Muss man die Gräuel zeigen? Nein! Das Daneben, das Dahinter, das Davor, das Danach lassen das Unheil erahnen und sorgen in unseren Köpfen für ein Szenarium, das nicht mehr zu löschen ist.

Tod durch die Dreifaltigkeit

Im Gegenzug bringe ich *Oppenheimer* in die Runde. Dank der Oscars ist der Physiker plötzlich wieder ein bekannter Name. Die Bombe von J. Robert Oppenheimer (1904–1967) hieß »Trinity« – Dreifaltigkeit. Es war der 16. Juli 1945, ein Montag, der die Welt veränderte.⁶ Ob sich bei der Zündung auch die Erdatmosphäre entzünden würde, war die große Frage, die sich Ingenieuren und Wissenschaftlern damals im Frühjahr in den Weg stellte. Sie dämmten gegenseitig ihre Zweifel ein und gingen ans Werk. Es war in der Nähe von Alamogordo in der Wüste White Sands, dem Land der Apachen. Niemand habe dort gelebt, heißt es im Film, und das war damals auch die Ansicht der Atomtruppe. Doch wir wissen heute, dass in einem Umkreis von 50 Kilometern um die 40 000 Menschen lebten. Bis heute werden sie nicht als Strahlenopfer anerkannt. Sie schliefen noch in ihren Häusern am Rand der Wüste, als die Trinity-Bombe gezündet wurde. Die Fensterscheiben, die zu Bruch gingen, weckten sie auf. Jimmy Carl Black, der Schlagzeuger von Frank Zappas Band »Mothers of Invention«, lebte damals südlich des Geschehens, in Anthony, einem Dorf in Texas, nahe der Grenze zu New Mexico. Die Glasscherben, die durch das Kinderzimmer flogen, hat er später in seinem Stück »Tumbleweed Canyon« verarbeitet.

Der preisgekrönte Film von Christopher Nolan verschweigt das Elend dieser Menschen. Doch dieses Verschweigen der Hintergründe ist kein Kunstgriff, sondern Methode. Hollywood zementiert das nukleare Imperium. In Window Rock sind wir nicht weit weg vom Land der Apachen, in wenigen Stunden könnten wir dort sein und »Trinitit«, das grüne Glas von 1945, betrachten. Die Hitze der Dreifaltigkeit hat den Wüstensand in eine neue Form gebracht.

»*First they bombed New Mexico*«, sagt Tina Cordova – als erstes bombardierten sie New Mexico. Ich habe Tina wenige Monate zuvor getroffen, als sie in New York mit dem »Nuclear Free Future Award« geehrt wurde. Tina hatte 2005 die Initiative ergriffen und »Tularosa Basin Downwinders Consortium« gegründet, eine Interessensvertretung der Trinity-Strahlenopfer. Tinas Worte klingen mir hier in den Ohren: »*People die at a regular basis, even four generations later. One child recently had eye cancer. We don't ask if we get cancer, we ask when*« – Die

⁶ Siehe das Gedicht »Phönizier« von Ursula K. Le Guin auf S. 234 in diesem Almanach.

Menschen sterben hier andauernd an den Auswirkungen, sogar noch vier Generationen später. Ein Kind wurde kürzlich mit Augenkrebs diagnostiziert. Wir fragen uns nicht, *ob* auch wir Krebs bekommen, nein, wir fragen uns *wann*.

In Abwesenheit des Heiligen

Vor dem Auditorium hat Leona Morgan einen Informationsstand errichtet, mit einer Landkarte des Grand Canyon hinter sich. Leona ist eine Aktivistin der Diné, die sich seit Jahren dem Widerstand gegen Uranabbau verschrieben hat, von Beruf ist sie Sozialarbeiterin. Leona vibriert schier, wenn sie spricht, ihre freundlichen Augen sprühen, es ist, als spräche der Canyon selbst durch sie. »Grandmother Canyon« nennen ihn die Indigenen. Jetzt ist die Großmutter durch die »Pinyon Plain Mine« bedroht, unweit des Red Butte, einem heiligen Berg der Havasupai. Der Red Butte wird auch von den Diné und den Hopi verehrt.

In unseren Tagen hat das Heilige wenig zu sagen. Der amerikanische Gesellschaftskritiker Jerry Mander veröffentlichte in den 1990er Jahren ein Buch mit dem treffenden Titel *In the Absence of the Sacred*.⁷ Für mich war es wie eine Formulierung, die ich schon lange sagen wollte, aber die mir noch nicht gelungen war.

Wenn das Heilige fehlt, ist alles möglich. So haben wir die Erde entweiht, um sie ohne Gewissensbisse ausbeuten zu können. Klee Benally (1975–2023), der berühmte Musiker und Filmemacher der Diné wird beim Sprechen über das Heilige von vielen zitiert. Klee fehlt uns allen. Ende letzten Jahres ist er gestorben, 48 Jahre alt. Er hat ein Buch hinterlassen, das uns hier wie ein Aufruf erscheint, ein Aufruf, die Erde nicht zu vergessen: *No Spiritual Surrender. Indigenous Anarchy in Defense of the Sacred*.⁸ Er hat es allen Verzweifelten gewidmet – »For you, who also dispairs« – und es als Creative Commons veröffentlicht, damit es ohne Rückfragen verbreitet werden kann: »anti-copyright, Klee Benally, 2023«.

Die »Pinyon Plain Mine« hieß früher »Canyon Mine.« Sie wurde 1992 geschlossen. Aber wenn es nach den Plänen der kanadischen Firma Energy Fels Inc. (EFI) geht, wird sie dort künftig pro Jahr wieder mehr als 100 000 Tonnen Uran fördern. Eine aktuelle Zustimmung fehlt noch, aber die Firma beruft sich auf eine 1986 erteilte Genehmigung, die allerdings nicht den gegenwärtigen Anforderungen genügt. Die Mine liegt auf dem Boden, der vom US-Forest Service verwaltet wird, doch der US-Forest Service schweigt. In Abwesenheit des Heiligen ist alles möglich.

⁷ Jerry Mander, *In the Absence of the Sacred. The Failure of Technology and the Survival of the Indian Nations* (Sierra Club Books 1991).

⁸ Siehe Klee Benally, *No Spiritual Surrender. Indigenous Anarchy in Defense of the Sacred* (Detritus Books 2023); sowie das Zitat auf S. 23 in diesem Almanach.



CLAUS BIEGERT

Filmemacherin Lise Autogena, Aktivist Norman Brown und Privatdetektivin Eda Gordon beim World Uranium Festival in Window Rock.



Sozialarbeiterin und Aktivistin Leona Morgan warnt vor den verheerenden Auswirkungen des Uranabbaus auf Menschen und Landschaften.

Ausbeutung und Verteidigung des Heiligen

Es war Klee gewesen, der mich vor vielen Jahren mit Leona bekanntgemacht hatte. Leona verteilt in Window Rock einen Flyer: »*Defend the Sacred*« steht darauf und: »*Water is Life*«. Der Colorado River fließt durch den Grand Canyon, rund 40 Millionen Menschen trinken dieses Wasser. Die Lastwagenroute für das geförderte Uran führt über den San Juan und den Little Colorado. Ein Unfall würde hier nicht nur ein Verkehrsunfall sein.⁹

Die deutsche Firma Uranerz hat sich mit EFI vereint. Ich erinnere mich an ein Interview, das ich in den 1980er Jahren in Bonn (unserer damaligen Hauptstadt) mit Rimbert Gatzweiler, dem Chefgeologen

⁹ Siehe die Website der Initiative »Haul No!«: haulno.com

der Uranerz, geführt habe. Von Australien war die Rede, die Firma hatte auch dort Schürfrechte erworben. Ich verwies auf die Zerstörung heiliger Orte. Die Antwort war ungehalten: Plötzlich kämen die Aborigines, stellen sich vor die Bagger und wollten ihre heiligen Plätze schützen. Aber nichts, rein gar nichts würde in der Landschaft darauf hinweisen, dass es sich um einen heiligen Ort handeln würde.

Diskussionen über kulturelle Aneignung gehören in unsere Zeit. Auch hier in Window Rock. Tony Hillerman (1925–2008) ist der Anlass. Seine Navajo-Krimis sind überall zu haben. Das einzige Problem: Hillerman war ein Weißer. Ist das überhaupt ein Problem? Nein, sagt Joe Runningfox, ein Schauspieler aus dem Laguna Pueblo, der auf dem Festival in dem Spielfilm *Valley of the Gods* von Lech Majewski erscheint. Joe gehört zu den Menschen, die bereits durch ihr Erscheinen die Atmosphäre eines Raums verändern. Joe hat eine Rolle in *Dark Winds*, einer erfolgreichen TV-Serie, die auf den Romanen Hillermans basiert und jetzt von seiner Tochter Anne weitergeschrieben wird. *Dark Winds* ist die größte kommerzielle indigene Filmproduktion, die bisher auf indianischem Land entwickelt wurde. Die einzigen Weißen im Team sind Anne Hillerman und Robert Redford, der das Ganze produziert.

Ja, ich habe gerade den Begriff »Indianer« verwendet. Klar, ich bin mir der Brisanz bewusst und nehme den Shitstorm entgegen. Ich bin etwas empfindlich geworden bei diesem Thema. Dazu eine Anekdote aus einer Düsseldorfer Fußgängerzone: Ein Infostand für Leonard Peltier, es werden Unterschriften gesammelt für den »indianischen politischen Gefangenen«. Da werde sie nicht unterschreiben, sagt laut eine Passantin, »indianisch« sei diskriminierend. Und was sagt Peltier? »*I am the Indian Voice*« – Ich bin die Stimme der Indianer.

Wird die Bezeichnung »Indianer« einfach durch »Indigene« ersetzt, ist die Arbeit damit längst nicht erledigt. Die indigenen Völker dieser Erde haben alle einen eigenen Namen. Erst wenn diese Namen benutzt und korrekt geschrieben werden, erst dann können wir über diskriminierungsfreie Sprache sprechen. Diese Völker stehen dem europatriarchalischen, plündernden Lebensstil im Weg, daher ist es weniger irritierend, sie mit dem Überbegriff »indigen« abzufertigen. Wer kein Gesicht hat, ist leichter auszubeuten.

Von Window Rock nach Santa Fe

Wieder auf dem Interstate 40, diesmal nach Osten. Eda ist wieder am Steuer. Das »Museum of Contemporary Arts« des »Institut of American Indian Arts« ist immer einen Besuch wert. Ein junger freundlicher

Mann verkauft die Eintrittskarten, er kommt aus einem der Pueblos nördlich von Santa Fe. Eine Touristin aus Deutschland schmeichelt sich ein. Sie habe, sagt sie zu ihm, jetzt erst erkannt, dass Hillerman kein Ureinwohner sei, und sie habe sofort aufgehört zu lesen, nur indigene Autoren hätten in ihren Augen das Recht, indigene Krimis zu schreiben. »Yeah«, sagte der freundliche Pueblomann, »*we do have good authors, too*« – Wir haben auch gute Autoren. Ich habe keine Lust, mich einzumischen. Als die Touristin außer Hörweite ist, erzähle ich vom Festival in Window Rock und erwähne die Serie *Dark Winds*. »Yeah«, sagt der Pueblomann, »*Hillerman did a lot of good*.«

Cultural appropriation or cultural appreciation? – Aneignung oder Wertschätzung? Der schwarze Journalist Greg Tate, er schrieb früher für die New Yorker *Village Voice*, veröffentlichte bereits 2003 die Streitschrift *Everything but the Burden. What White People Are Taking from Black Culture*. Das Cover des Buchs zeigte einen Mann von hinten, unterhalb der Gürtellinie. Die Hose hängt tief, tiefer geht es nicht. Es war unter Afroamerikanern ein Zeichen der Solidarität mit ihren gefangenen Brüdern und Mitstreitern. Im Gefängnis müssen Gürtel abgegeben werden, auch Hosenträger sind nicht erlaubt. Dann tauchte plötzlich die *baggy pants* genannten Hängehosen in den Geschäften auf; die Modelabel haben ihre Spürhunde. Mit dem Profit kommt die Aneignung. Und hier setzt Greg Tate an: Musik, Malerei, Kochrezepte, Mode, Architektur ... alles wird im Kapitalismus gewinnbringend verwertet. Alles, bis auf die Last: Das soziale Umfeld dürfen die Exotisierten behalten.

Everything but the burden. Postkoloniales Handeln verlangt nicht nur, dass Wörter hinterfragt werden, sondern die gesamte imperiale Lebensweise! Kaum eines der Rohmaterialien, die für unseren Way of Life tagtäglich benötigt werden, liegt bei uns parat. Allem geht ein plündernder Beutezug voraus.

Von Santa Fe nach New York City

Vor der Weiterreise an die Ostküste ein Besuch im Studio von Godfrey Reggio gegenüber der berühmten Cloud Cliff Bakery von Santa Fe; der dortige Bäcker, Willem Malten, begleitet mich. Godfrey, der vor vierzig Jahren die experimentelle Film-Trilogie *Koyanisquatsi*, *Powaquatsi* und *Naqoyqatsi* geschaffen hat, ist 84 Jahre alt; schwarz gewandet erwartet er uns, zu klassischer Musik sich wiegend, wallend der Bart, eine enge Wollkappe bis zu den Augenbrauen, über zwei Meter hoch, er könnte Albus Dumbledore sein, die graue Eminenz von Hogwarts, dem Zauberinternat aus *Harry Potter*. Wir erhalten eine Privatvorführung seines

Der Schauspieler Joe Runningfox aus New Mexico gehört zur Besetzung der auf den Romanen von Tony Hillerman basierenden Serie *Dark Winds*.



CLAUS BIEGERT

Im Studio des Film-Magiers Godfrey Reggio in Santa Fé.



jüngsten Oeuvres *Once Within a Time*.¹⁰ Ein Spektakel über unsere Zivilisation, überbordend. Und gleich hinterher: *The Making of*. Ein Einblick ohnegleichen: ein Team im Fluß genialer Inspiration mit einem Hauch von Magie. Godfrey, der Magier.

¹⁰ Godfrey Reggio, *Once Within a Time* (Oscilloscope 2023). oncewithintime.oscilloscope.net

New York City. *Democracy Now! The war and peace report*.¹¹ Für mich Teil dieser Stadt. Welch ein Privileg, eine glaubwürdige Nachrichtenquelle anzapfen zu können. DemocracyNow! berichtet von Montag bis Freitag über die Wirklichkeit in ihrer Absurdität: Die USA liefern Bomben und werfen Lebensmittel ab. Gaza dominiert. Und spaltet. Nach dem

¹¹ democracynow.org

Terroranschlag der Hamas am 7. Oktober 2023 haben die Aktien der Waffenindustrie Konjunktur. Gewalt gegen Gewalt. Wer Israels Regierung kritisiert, läuft Gefahr, als Antisemit zu gelten. Wer den historischen Kontext heranzieht, ebenso. Warum ist der öffentliche Common Sense in Deutschland, die Schuld des Holocausts zwingt zur Loyalität gegenüber einer rechtsextremen Staatsregierung, die Krieg führt? Deutsche Unternehmen liefern mit Billigung der Bundesregierung die gewünschten Waffen an die Regierung Netanjahu. Welche neue Schuld laden wir damit als Staatsangehörige dieses Landes auf uns? Warum können viele Menschen hierzulande nicht das Leiden beider Seiten sehen?

Downtown Manhattan. Ich bin zu Fuß unterwegs, zusammen mit Alfred Meyer, Mitglied von »Physicians for Social Responsibility« (Ärzte für soziale Verantwortung), einem Mitstreiter in meinem Alter. In der Grand Central Station fängt mich der Duft einer Bäckerei ein. Ich weiche vom Kurs zur Subway ab und folge meiner Nase, Alfred auf meinen Fersen. Zimtschnecken. Er besteht darauf, zu bezahlen. »Darf es sonst noch etwas sein«, fragt die junge Frau hinter dem Ladentisch lächelnd. »Yes«, sagt Alfred, »world peace« – Frieden in der Welt. Ihre Augen werden groß: »Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen«, sagt sie.

Ich denke an meinen Freund Hans-Peter, der mich durch meinen Film über sein Leben und seine Philosophie nach Window Rock geführt hatte. In seinem Essay »Die Kunst des Friedens«¹² schrieb er: »Weil Leben gelingt, kann auch Frieden gelingen!« Im persönlichen Gespräch hatte mir der Physiker und Friedensaktivist einmal ein Geheimnis des friedlichen Miteinanders wie auch des Scheiterns verraten: »Fehler sind unsere größten Lehrer! Darum dürfen wir keine Technik zulassen, die keine Fehler erlaubt, denn Fehler sind menschlich. Atomenergie, Genmanipulation, Nano-Technik, Fracking, Teersand, Patentierung lebender Organismen – alles Resultate alten Denkens, jeder Fehler kann hier verheerend sein.«¹³

¹² In: Hans-Peter Dürr, *Das Netz des Physikers. Naturwissenschaftliche Erkenntnis in der Verantwortung* (Carl Hanser Verlag 1988). Dieser Essay kann auch online gelesen (hanspeterduerr.de) und gehört werden (oekom-verein.de/oekom-podcast).

¹³ »Gott ist neugierig«, Oya 27/2014, S. 58f.

Claus Biegert engagiert sich seit Jahrzehnten gegen Uranabbau, für die Rechte indigener Völker und für atomare Abrüstung. Dazu inspirierte ihn 1977 die Aktivistin Winona La Duke. Seit fünf Jahrzehnten ist er enger Vertrauter der Haudenosaunee. Seine Filmarbeiten sind online zu finden. biegert-film.de

Be a good Ancestor – Seid gute Ahnen.

Ein gewebtes Band

Vielfältige Muster und guten Halt zeichnen die Flecht- und Webkünste in ganz verschiedenen Erdteilen aus. Oliver Schmid aus Moorbург entdeckte das Bänderweben als Fadenspiel und Handarbeitspraktik für unterwegs.

von Oliver Schmid

Das Weben von Bändern trat 2017 in mein Leben, als ich zu Besuch bei Klara und Kenjibek in Kyzyl-Tuu war, einem Dorf südlich des kirgisischen Hochsees Issyk-Kul. In diesem Dorf werden heute noch Jurten gefertigt. Dort werden die gewebten Bänder zur Stabilisierung und Dekoration der *boz uy* genannten Jurten genutzt. Wieder zuhause – damals begleitete mich Oya-Ausgabe 45 »Nach Hause kommen« – bekam ich einige Zeit später eine Kiste voll mit Wollgarnresten. Da lag die Idee nahe, das Handwerk des Bänderwebens einmal selbst auszuprobieren. Ich bastelte mir mit Handbohrer und Laubsäge einen Webkamm mit Löchern und Schlitzern und sägte ein Schiffchen aus. Ich entschied mich dazu, es mit einfachen Bändern zu versuchen, mit sogenannten Kettripsbändern, bei denen die Kettfäden das sichtbare Gewebe bilden und die Schussfäden dazwischen verschwinden.

Das Tätigsein erschließt sich mit dem Tun. Eine Webvorrichtung kann mit Wollresten, Wild- oder Restholz einfach selbst hergestellt werden. Auch das Weben mit den Fingern ist möglich.

Die Teile, mit denen ich webe, sind folgende:

→ *Rückengurt oder Band*: Bildet einen festen Arbeitspunkt am eigenen Körper.

→ *Webkamm*: Zum Beispiel aus Restholz.

Dieser wird jedoch nicht zwingend gebraucht, die Kettfäden können auch einzeln in Litzen zusammengebunden werden.

→ *Schussfaden und Schiffchen*: Auf dem Schiffchen habe ich meinen Schussfaden aufgewickelt.

→ *Kettfäden*: Das Verlängern des Bandes kann mithilfe von Abwicklungen auf Tisch- und Stuhlbeinen oder Pflöcken in der Erde erfolgen.

→ *Anschlagholz*: Es hilft beim gleichmäßigen Zusammendrücken des Gewebten.

→ *Halteband*: Es wird benötigt, um das andere Ende des Bandes an einem festen Punkt anzubinden.

Wer das Weben mit dem Webkamm ausprobieren möchte, findet auf der Internetseite von Anneliese Bläse eine hervorragende schriftliche Anleitung.¹ Auch die Videosammlung von Rosita Scheidt veranschaulicht die Handgriffe und viele verschiedene weitere Webarten.²

Mir war die Idee des Webkamms sympathisch, und so sitze ich nun immer mal wieder webend da oder nehme meinen Beutel mit noch unfertigen Bändern mit auf Reisen.

Die gewebten Bänder empfinde ich sehr praktisch als Taschen- oder Schultergurt. Bei der Oya-Wirkwoche in Holzen im August 2024 habe ich gesehen, wie ein solches Band, sehr passend, als Gürtel zu einem Kleid getragen wurde. Die Bandwebkultur hat auch in Norddeutschland und im Ostseeraum eine lange Tradition. Eine Person, die sich seit Jahren

für dieses Handwerk einsetzt, ist Hildegund Hergenhan. Sie lebt bei Kiel und gibt die Kunst des Bandwebens durch Seminare, Vorträge und Bücher weiter.³

Es ist schön, immer etwas für meine unruhigen Hände dabei zu haben. Aktuell webe ich an einem Geschenkband für Bekannte, die frisch verheiratet sind und denen ich ein festes Band für noch viele Jahre wünsche.

Über einen Austausch mit Menschen, die Erfahrung mit dem Bänderweben oder anderen Fadenspielen gemacht haben oder vielleicht Bänder aus Kirgistan weben können, freue ich mich (post@regiolabor.de).

¹ gewebte-baender.de

² youtube.com/@sitaswollwerk6590/playlists

³ bandweben.info

Der Webkamm (Holzplatte mit Schlitzten, Bildmitte) bildet die – oft kunstvoll verzierte Mitte – beim Weben von Bändern.



Anfangen ... stolpern ... anfangen ...

Im Jahr 2000, meinem ersten Jahr im Nordosten der Republik, erwischte mich der Frauentag unvorbereitet. Ein wenig verlegen nahm ich morgens die roten Rosen entgegen, die mir von einigen Männern überreicht wurden. Am Abend erlebte ich staunend die Selbstverständlichkeit, mit der sich die hiesigen Frauen am 8. März trafen – jung und alt, Mütter und Töchter, Arbeiterinnen und Studierende.

Im Westen war der Frauentag erst in den 1970er Jahren ins allgemeine und in mein persönliches Frauenbewusstsein gerückt und hatte sich nie so recht gegen den von den Nazis eingeführten »Muttertag« durchsetzen können. Und hier im Osten? »Früher ging das eher von den Betrieben aus«, bemerkte eine Nachbarin skeptisch zur einstigen gesellschaftlichen Verankerung des Frauentags, »und es wurde hauptsächlich viel getrunken.«

Ich erlebte mehrere Jahre an jedem 8. März einen genussvollen Abend, an dem wir zugezogenen und einheimischen Frauen miteinander redeten und tanzten, uns miteinander solidarisch fühlten und uns an die Frauen erinnerten, die unsere heutigen Selbstverständlichkeiten erkämpft hatten: Wir können heute wählen, nicht nur die Regierung, sondern auch unsere Berufe und die Menschen, mit denen wir Liebesbeziehungen haben. Wir können uns für oder gegen ein Leben mit Kindern entscheiden, können Kinder alleine großziehen.

Nach einigen Jahren waren wir Zugezogenen am Frauentag in der Mehrheit. Wenngleich fast nicht mehr zu erkennen war, welche aus dem Osten und welche aus dem Westen stammte, feierten die Einheimischen zunehmend unter sich.

Das 750. Lassaner Stadtjubiläum schien uns ein guter Anlass, unsere exklusiven Frauentreffen zu verlassen und zu einem alle verbindenden Frauen-Café im größten Saal der Stadt einzuladen. Bei unseren Vorbereitungstreffen war bei einheimischen Frauen Ärger und Verletztheit gegenüber Vorurteilen und Arroganz von Zugezogenen zu spüren: »Warum sollen wir zu euren Festen kommen, wenn ihr unsere nicht besucht?« Unsicher geworden, fragte ich mich: Standen wir Frauen auf einmal wieder dort, von wo aus wir, wie ich dachte, schon vor Jahren aufgebrochen waren? Auf zwei verschiedenen Seiten? Doch wir fingen an, einander zuzuhören, sprachen über Unterschiede und unser Anliegen, Verbundenheit statt Trennendes zu pflegen.

Am Ende waren wir mehr als achtzig Frauen in dem bunt geschmückten Saal; viele waren erst in den letzten Jahren in die Gegend gezogen, aber längst nicht alle. Das Kuchenbuffet bog sich. Wir tanzten und lachten und redeten miteinander ... eine Neubürgerin sang ihr selbst verfasstes Liebeslied an die Stadt, und wir alle stimmten ein.

Zweifel und Fragen gab es hinterher immer noch – und unseren Wunsch, die sichtbar gewordenen Unklarheiten bis zum nächsten Fest am 8. März zu lösen.

Christiane Wilkening



Wünsche ich mir
rote Rosen?

☐ ja ☐ nein ☐ vielleicht

Auf großen Schmerz folgt gezügelter Empfinden

von Emily Dickinson

*Auf großen Schmerz folgt gezügeltes Empfinden –
Die Nerven gräbesfeierlich gespannt –
Das steife Herz fragt, ›War Er es, der's erlitt‹,
Und ›gestern oder Jahrhunderte zurück‹?*

*Mechanisch die Füße trotten –
Auf einem Tretrad
Aus Grund, aus Luft oder Gesolltem –
Gleichmütig gewordenes Sein,
Quartzzufriedenheit, wie ein Stein –*

*Dies ist die Stunde aus Blei –
Erinnert, so überlebt,
Wie Erfrierende den Schnee erfassen –
Erst – Kälte – dann Taubheit – dann das Gehenlassen –*



Das berührendste Material

Gewiss ist, dass alles, was geboren wurde, irgendwann einmal stirbt. Die Verdrängung dieser naheliegenden, unvermeidbaren Gewissheit ist ein Grundstein, auf dem die gegenwärtig scheiternde Zivilisation fußt. Wie aber lassen sich Tod und Sterben ins Leben integrieren und bewusst begleiten? Zum Beispiel durch handgefertigte Urnen aus Pflanzenfasern. Ein innerer wie äußerer Werkstattbericht.

von Kristina Rothe

Wenn ich damit beginne, eine Urne zu fertigen, verändert sich mein Fokus auf eine besondere Weise. Ich begeben mich innerlich in einen Raum, der nur dieser Arbeit geöffnet wird, der nur ihr zur Verfügung steht. Ich tauche mit meinem ganzen Sein ein, werde durchlässiger und meine Gedanken wandern zu den Verstorbenen – zu denen, für die ich gerade eine Urne fertige, oder zu denen, die bereits auf diese Weise bestattet wurden. Diese Verbindung, die unabhängig von Zeit, Leben und Tod ist, berührt mich immer wieder aufs Neue.

Arbeit mit dem, was da ist

Seit ich denken kann, sehe ich die Welt durch die Augen einer Künstlerin. Das macht mich nicht zu etwas Besonderem, sondern ist eine der vielen Weisen, die Welt wahrzunehmen. Die Kulturwissenschaftlerin Hildegard Kurt beschrieb Kunst einmal als »Arbeit mit dem, was da ist«.¹ Für mich bedeutet das, die Dinge, die da sind, miteinander zu verbinden, zu vernetzen, zu verweben – auf alte, auf neue, auf überraschende, manchmal auch auf irritierende Weise.

Papier ist für mich das schönste, berührendste Material, dessen ich nie überdrüssig werde. Es ermöglicht mir abzutauchen. Wenn ich in meiner Werkstatt die Hände in Papierpulpe tauche, dann tanze ich innerlich. Ich liebe die Haptik und die verschiedenen Zustände des Papiers, die vielfältigen Klänge, die entstehen, wenn ich über die Oberfläche eines Objekts streiche oder sacht daran klopfe. Papier vereint Leichtigkeit und Vergänglichkeit. Auch im Tod sollen die papierernen Gefäße den Verstorbenen unaufdringliche Begleiter sein und eine zarte Hülle geben. Papier bietet die optimalen Voraussetzungen, um daraus vergängliche Urnen zu fertigen.

¹ Siehe das Gespräch zwischen Hildegard Kurt und Shelley Sacks, »Soziale Plastik heute«, in: *Oya* 10/2011, S. 52 ff., sowie den Beitrag »Scheitern am Epochenrand« in diesem Almanach auf S. 226 ff.

Seit ich denken kann, lebe ich mit dem Tod und der Sterblichkeit aller Dinge und Wesen, mich inbegriffen. Das hat für mich nichts Morbides, sondern etwas ganz Naheliegendes. Alles, was da ist – Menschen, Tiere, Pflanzen, menschengemachte Artefakte, Landschaften –, ist aus dem gemacht, was zuvor schon da war. Indem das, was da ist, sich miteinander verbindet, entsteht Leben, kommt Neues in die Welt. Alles geht durch verschiedene Lebensphasen,² bis es sich irgendwann schlafen legt, sich in seine Bestandteile zersetzt und zu Bausteinen für neues Leben wird. Meine künstlerische Arbeit und dieses Werden und Vergehen sind für mich ganz verwandte Prozesse.

Ich wollte meinen angeborenen künstlerischen Blick schulen, also ging ich Kunst studieren. Beim Studium der angewandten Textilkunst habe ich Grundlagen des Webens, Färbens, Klöppelns und Textildrucks erlernt. Zum Grundlagenstudium gehörte ein Semester in der hochschuleigenen Papierwerkstatt. Dabei habe ich meine Leidenschaft für das Papierhandwerk entdeckt. Die Suche nach Möglichkeiten, dieses Material skulptural zu verwenden, hat mich fortan nicht mehr losgelassen. Während eines Praxissemesters bei dem Papierkünstler Helmut Frerick im französischen Charrus durfte ich ein besonderes Gefühl für Textur, Materialität und Pflanzenfasern entwickeln und lernen, wie ich aus Papierpulpe raumgreifende Skulpturen und Objekte erschaffen kann.

Leere, die trägt

Das Gefäß in jedweder Form, als eines der ursprünglichsten Dinge, als »Beutel«, fasziniert mich seit Langem. Das Behältnis hält das Behaltene, gibt ihm Form – und besteht doch selbst größtenteils aus ungeformter Leere, aus Nichts! Täglich gehe ich mit unterschiedlichen Schalen, Behältern oder Kästen um. Dabei bewegen mich immer wieder ähnliche Fragen: In welcher Beziehung stehen Betrachtende, Raum und Objekt? Wo beginnt eigentlich Innen, und was ist Außen? Welche Botschaft trägt ein Gefäß?

Wenn ich gefragt werde, wie ich darauf gekommen sei, Urnen zu gestalten, dann erzähle ich von einer nahen Freundin, deren Vater in der Ostsee bestattet werden sollte, weshalb die Familie nach einer passenden Urne suchte. Diese Urne habe ich nicht gemacht. Die mangelnde Auswahl an ästhetisch-sinnlichen Exemplaren gab jedoch den Anstoß zu meiner Arbeit. Erst viel später, 2013, als ich dreißig Jahre alt war, ging ich erste Schritte in die Gestaltung von Urnen aus Papierpulpe und begegnete dabei Lebensfreude, Anmut, Akzeptanz und dem bewussten Umgang mit der Gewissheit des Todes.

² Siehe die von Vanessa Machado de Oliveira erzählte Lebensweggeschichte, »Gut leben und sterben«, in diesem Almanach auf S. 144 ff.

Meine ersten Urnen durfte ich bei der vom »Grassi Museum für Angewandte Kunst« veranstalteten Leipziger Grassimesse ausstellen. Die Resonanz war durchweg positiv. Ich habe sogar mehrere Kunstpreise für meine Arbeit bekommen. Wenn mir gesagt wird, wie originell es sei, dass ich das Medium Papier mit dem Thema Tod und dem Gebrauchswert von Urnen verbinde, dann weiß ich gar nicht, was ich erwidern soll. Mein Tun erscheint mir so selbstverständlich, dass ich mich eher frage, warum nicht schon viele Menschen vor mir auf diese Idee gekommen sind.

Skulpturieren mit Papier

Bei der Arbeit erkunde und sammle ich unterschiedliche Texturen, spüre ihnen freudig nach und kann sie durch das Abformen in Papier zumindest für einige Zeit bewahren. Die so entstehenden Oberflächenstrukturen und Prägungen im Innen und Außen sind für mich ein schier unerschöpflicher Quell des Forschens und Mitteilens.

Alle strukturgebenden Elemente wie Rechtecke und Linien werden durch eine textile, handgenähte Ausgangsform definiert. Die Grundform der glatten Urne ist eine handgedrechselte Vollholzform. Von diesen Formen stelle ich mittels Gipsguss Negativformen her. Das verwendete Papier gewinne ich aus den zähen Bastfasern von Hanfpflanzen. Durch das Mahlen, Zerkleinern und Einweichen der Fasern entsteht die Papierpulle: ein homogener Faserbrei, den ich von Hand in die Gipsform streiche. Während des Trocknens verbinden sich die Hanffasern und schrumpfen ein wenig. So entsteht ein stabiles, beanspruchbares Papier, das ohne zusätzliche Stabilisierung durch Leim oder andere Zusatzstoffe auskommt. Diese skulpturale Arbeitsweise mit ihren vielfältigen Schritten ermöglicht es mir, die Urne im Prozess wachsen zu lassen.

Manche Urnen fertige ich für Bestattungsunternehmen »auf Vorrat« an, andere gezielt für bestimmte Sterbende oder bereits Gestorbene. Heute sind alternative Bestattungsweisen weit verbreitet; als ich hingegen vor zehn Jahren mit meiner Arbeit anfang, war das ganz anders.³ Die Urnen sahen damals alle gleich aus und gefielen mir nicht besonders.

³ Siehe dazu etwa Lara Mallien, »Worte für das Unfassbare«, in: *Oya* 11/2011, S. 20ff.; *Oya* 23/2013, *Endlich leben*; Babette Hünig und Christiane Kliemann, »Wir sterben immer«, Gespräch mit Matthias Fellner und Andrea Vetter, in: *Oya* 51/2018, S. 68ff.; sowie: »Das Sterben lernen«, in: *Oya* 67/2022, S. 73ff.



NELE ESTEBAN DETTMAR

*Kristina streicht Papierpulpe in eine Gipsform.
Nachdem die Urne getrocknet ist, prüft sie das Ergebnis und setzt
den Deckel der Urne ein.*



Der Tod gibt Halt

Manchmal sagen mir Menschen, wie mutig sie meine Auseinandersetzung mit dem Tod fänden. Ich finde das nicht mutig, sondern nahelegend. Ich lebe und arbeite mit dem Tod – so wie mit allem anderen, was da ist. Der Tod ist kein Scheitern. Er ist nichts, was verdrängt oder gar bekämpft werden sollte. Den Tod empfinde ich nicht als Bedrohung. Er gibt meinem Leben Halt und beinahe so etwas wie Geborgenheit. Ich möchte den Tod nicht kleinreden. Er ist mächtig wie eine Urgewalt. Damit meine ich nicht das massenhafte gewaltsame Sterben in der Industriemoderne durch Kriege, Artensterben, festungsgleiche Grenzanlagen, durch Hass, Einsamkeit und Giftmüll. Dieses Sterben ist vermeidbar. Ich meine das unvermeidliche Sterben, das uns mit der Erde und allen Wesen verbindet.

Im Kontakt mit Sterbenden und deren Angehörigen erlebe ich immer wieder dieses Berührtsein. Ich spüre auf beiden Seiten große Dankbarkeit für all das, was wir bereit sind, miteinander zu teilen und gehenzulassen. Das ist ein weiterer Grund, warum ich diese Arbeit so gern tue. Sie hat für mich nichts Schweres. Ich kann sie tun, weil die vielen Geschichten, die ich dabei höre, mich zwar berühren, aber nicht belasten.



Kompostlied

Ein Lied aus der Zukunft für alle Zeiten

*Werde, werde, werde du zu Erde.
Erde, Erde, dass aus dir ein Blümlein werde.*

*Singe, singe, sing wie die Nachtigall,
singe, singe für die Schönheit all.*

*Wende, wende, wende dich und lebe,
Tanze, tanze, auf dass es Leben gebe.*

Aus: A. M. Jorind, »Am Ende sind wir alle Kompost«,
in diesem Almanach auf Seite 108ff.

Gemeinderat selbermachen

Gemeinderäte sind eine wunderbare Möglichkeit, zusammen Naheliegendes zu tun. Es geht dort um die unmittelbaren Belange des Orts, an dem ich lebe: eine Straßensanierung, die Spielplatzinstandhaltung und alles, was nicht zwingend durch die höheren verwaltungspolitischen Ebenen entschieden werden muss.

von Anja Marwege

Seit der niedersächsischen Kommunalwahl 2021 bin ich als eines von elf Mitgliedern Teil des örtlichen Gemeinderats. Es ist das erste Mal, dass ich in einem Gremium der repräsentativen Demokratie sitze. Statt mich einer Partei anzuschließen, gründete ich gemeinsam mit anderen die Wählergruppe »Dörferliste Reinstorf«; wir stellten eine Hand voll Kandidierende auf, von denen zwei prompt gewählt wurden. Auch andere gewählte Ratsleute kandidierten parteilos. Durch die Wählergruppe wurde eine langfristige Struktur geschaffen, die über eine einzelne Wahl oder die Motivation einer Einzelperson hinausreicht. Die Wählergruppe trat ohne Programm an. Stattdessen stellte sich jede kandidierende Person mit ein paar Schlaglichtern aus der eigenen Biografie in einem Flyer vor, der an alle Haushalte der Gemeinde verteilt wurde. Ich machte das Muster des Commoning »Konflikte beziehungswahrend lösen« zu meinem Motto für die Ratsarbeit. Gleich zu Beginn entschieden wir als gesamter Rat, keine Ausschüsse zu bilden. Denn die geänderte kommunalpolitische Gesetzgebung hätte in unserem Fall dazu geführt, dass Entscheidungen in den Ausschüssen mitunter nur von einem kleinen Teil der Ratsleute hätten getroffen werden dürfen. Die Bürgermeisterin setzte sich dafür ein: »Nun haben wir endlich eine Menge neuer Leute im Rat, die sollen natürlich auch mitentscheiden dürfen.«

Der Verwaltungsdirektor, der bei all unseren Sitzungen anwesend und über das aktuell geltende Verwaltungsrecht im Bild ist, klärte auf, dass kein Rat zur Bildung von Ausschüssen gezwungen sei. Die gewählten Mitglieder der Wählergruppe bilden automatisch eine Fraktion. Fraktionen können sich zu Gruppen zusammenschließen, um stärkere Mehrheiten zu bilden. Ich schloss mich keiner solchen Gruppe an, da ich nicht zur Frontenbildung beitragen wollte und bei der Ratsarbeit in erster Linie als an diesem Ort beheimatete Person, als Mensch, entscheiden wollte.

Ratsarbeit folgt bestimmten Regeln. Etwa: Wer eine Idee hat, stellt fristgerecht einen Antrag, über den abgestimmt werden kann.

Innerhalb dieser Regeln lässt der Gemeinderat als niedrigste politische Ebene Spielräume, zum Beispiel inhaltlicher Art: Gemeindestraßenränder fallen in die Zuständigkeit der Gemeinde. Sie gehören zu den wenigen noch verbliebenen öffentlichen Flächen. In unserer Gemeinde gedeihen auf ihnen die kostbarsten, artenreichsten Hecken weit und breit. So stellten wir als Dörferliste einen Antrag, einen Heckenbeauftragten zu berufen und die Hecken fortan nicht mehr von einem Fußballrasenpflegegewerbe alljährlich seitlich rasieren zu lassen, sondern stattdessen ein bis zwei mal im Jahrzehnt von einem Vielfaltsheckenprofi auf den Stock setzen zu lassen. Der Antrag wurde einstimmig mit

Nicht jede Entscheidung muss der Gemeinderat selbst treffen. Über das neue Spielgerät stimmten die Kinder selbst per Strichliste ab.



MARION BROHM

»Ja« entschieden. Auch organisatorisch gibt es Spielräume: Ein Rat darf sich auch jenseits der Ratssitzungen treffen, etwa zu einer interfraktionellen Sitzung. Wir beriefen eine solche Runde mehrfach ein und nannten sie »AG Wind und Sonne«, denn angesichts einer Vielzahl von Windrädern, die in der Gemeinde gebaut werden, gab es viel Austauschbedarf. Dafür schuf die AG einen geschützten Rahmen, um »im Vertrauensraum transparent sein« zu können. Darin wurde schnell klar, dass dieses riesige, weitgehend auf anderen Ebenen entschiedene Projekt die lokalen Beziehungen überfordern wird; statt hitzige Debatten zu führen, versetzten wir uns jeweils in die verschiedenen Perspektiven derer, die die Flächen besitzen, die an diese angrenzend wohnen oder die die Windräder betreiben, und loteten aus, wo wir Transparenz durch Beteiligung schaffen könnten. Das gleichwürdige Miteinander, das wir in diesen AG-Treffen aufbauten, prägte bald auch die formell einberufenen, öffentlichen Ratssitzungen.

Dank ausgiebiger, nicht selten vielperspektivischer und zugleich empathischer

Gespräche unter den Ratsleuten nehme ich so manche einstimmige Entscheidung als Vorläuferin eines Konsens wahr. Selbstverständlich bedarf systemisches Konsensieren noch viel weitreichenderer Auseinandersetzungen. Allerdings sind im Abstimmungsrasse der Kommunalgesetzgebung Konsensentscheidungen formell nicht vorgesehen; ohne Abstimmung geht es also nicht. Eine gute, tragfähige Entscheidung beginnt mit dem Verstehen, Nachfragen und notfalls Verschieben eines Tagesordnungspunkts, um weitere Informationen einzuholen. Angesichts des Tempos, das manche Ratssitzungen vorgeben, ist schon allein das Nachfragen im rechten Moment eine Kunst. Ein Prinzip der Permakultur ist auch hier nützlich: »Bevorzuge langsame, kleine Lösungen.« Auch nach drei Jahren empfinde ich die Zusammenarbeit im Rat auf Augenhöhe. Beim diesjährigen Sommerfest schenkten wir als Gemeinderat Cocktails aus, zur Auswahl standen sieben verschiedene Mixgetränke, für jedes Dorf eines. In diesem Rat geschieht Demokratie durch Begegnung.

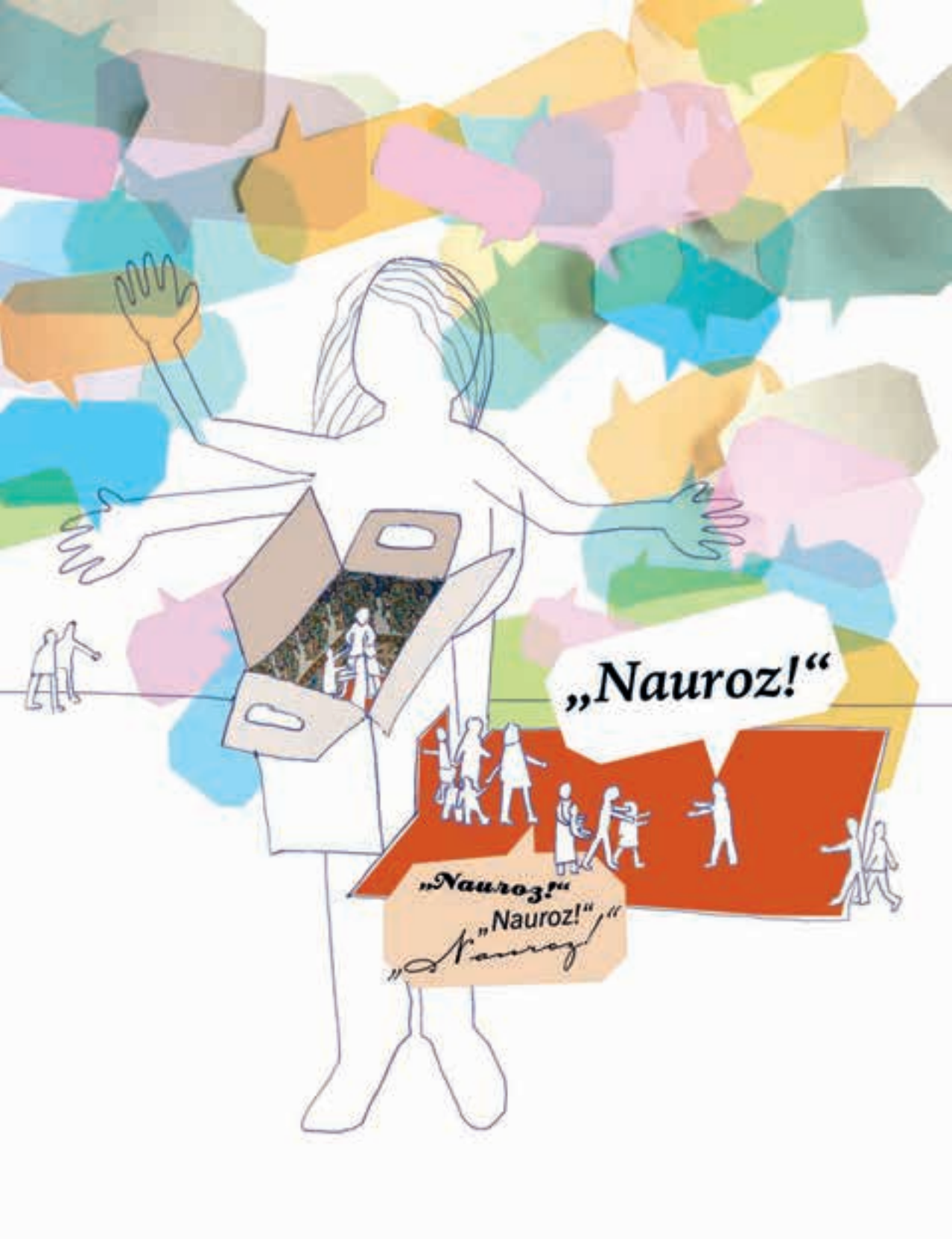
Auf der Suche nach dem verlorenen Fest

Ich bin in Berlin-Zehlendorf aufgewachsen. Meine Eltern sind Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre unabhängig voneinander aus Kabul, der Hauptstadt Afghanistans, nach Deutschland gekommen. Soweit ich weiß, habe ich dort keine Verwandtschaft mehr, wir sind weit verstreut: USA, Australien und Europa. Ein Grund, einander anzurufen, war Nauroz. Es ist ein altes Neujahrsfest, das seit 3000 Jahren zur Zeit der Frühjahrstagundnachtgleiche, um den 20. oder 21. März herum, von der Balkanhalbinsel über die Schwarzmeerregion, den Kaukasus und den Nahen Osten bis nach Zentralasien gefeiert wird.

Als in der Diaspora lebende Familie haben wir nur wenig Aufwand betrieben. Oft sagten meine Eltern einfach: »Heute ist Nauroz«, dann wurde gratuliert und die weiter weg lebende Verwandtschaft angerufen. Als mein Onkel väterlicherseits noch in Berlin lebte, gab es immer Haftmewa, ein Getränk mit Rosinen, das aus sieben Früchten bestand. Ich erinnere mich auch an Popcorn auf einem Tablett mit Kerzen; darum hat sich immer meine Tante gekümmert. Wir Kinder haben das zwar wahrgenommen, aber das westliche Silvester hatte für uns weit mehr Gewicht. Meine Eltern haben irgendwann angefangen, zu Weihnachten Klöße, Gänsebraten und Rotkohl zu kochen. Sie wurden durch das beeinflusst, was um sie herum passierte, und in unserer Gegend gab es eben nicht viel Nauroz. In anderen afghanischen Familien gab es eine viel stärkere Feiernkultur. Hinzu kam, dass mein Vater die islamischen Feste viel stärker als Teil seiner Alltagskultur zelebrierte. Nauroz ist ja viel älter. In meinem Herzen und in meinem Hinterkopf wusste ich immer, dass dieses Fest da ist.

Dieses Jahr war ich erstmals bei einem großen Nauroz-Fest, das im Haus der Statistik in Berlin mit Musik und Workshops ausgerichtet wurde. Dort waren nicht nur afghanische, sondern auch kurdische Menschen und Leute aus anderen Gegenden, wo dieses Fest gefeiert wird. Meine Freundin war mit ihren Kindern da – ich fand es so toll, dass sie die Möglichkeit hatten, ihre Kultur öffentlich zu feiern. Als ich klein war, wurde Nauroz nicht öffentlich gefeiert.

Gerade ziehe ich in eine größere Wohnung, und dort möchte ich auch die traditionellen Feste feiern. Ich möchte Familie und Freundinnen einladen, um gemeinsam herauszufinden, wie wir die alten Bräuche hier und heute gestalten können. Jetzt, mit 38 Jahren, ist es vielleicht an der Zeit, die Verantwortung für meine Wurzeln selbst zu übernehmen. Wenn ich meine neue Wohnung habe, dann kann ich einladen. Manchmal fürchte ich mich davor, dass andere Leute sich fragen könnten: »Wer ist diese halbfertige Afghanin, die keine Ahnung von unseren Festen und Bräuchen hat?« Aber dann stelle ich mir vor, dass dieses lang tradierte Wissen für mich und die kommenden Generationen ganz schnell verlorengehen würde, wenn wir heute nicht daran arbeiten würden, es in der Diaspora für uns wiederzuentdecken. *Zahra Said*



„Nauroz!“

„Nauroz!“

„Nauroz!“

„Nauroz!“

Eynem idern nach seyner notdorft

Die Bauernrevolution von 1525 jährt sich gerade zum 500. Mal. Sie war der größte Aufstand gegen die Einhegung der Allmenden in der europäischen Geschichte – und wurde blutig niedergeschlagen. Was lässt sich heute aus dem Streben nach »freiheit« und Gemeinheit, der Verbundenheit mit dem Land und dem Scheitern der Bauernschaft lernen?

von Friederike Habermann und Florian Hurtig

Der sogenannte Bauernkrieg war der bislang größte Massenaufstand auf europäischem Gebiet. Zum 500-jährigen Gedenken fragen wir als Teil der Kampagne *500 Jahre Widerstand – für das Leben, für das Land*¹, was dieses damalige Scheitern für uns heute bedeutet, wenn wir uns für eine Gesellschaft einsetzen, in der – in den Worten des durch die Bauernschaft zum Anführer benannten Theologen Thomas Müntzer (um 1489–1525) unter der Folter – *»eynem idern nach seyner notdorft ausgezeylt werde nach gelengenheyt«*.

Wie das Beispiel Müntzers zeigt, waren nicht nur Bauersleute im Widerstand; allerdings lebten damals 85 Prozent der Bevölkerung bäuerlich. Die Aufständischen antworteten auf die implizite Frage »Wem gehört die Welt?« – auch wenn sie nicht alle so radikal dachten wie Müntzer und aus ihrer Sicht die Frage wohl eher als »Wem gehört der Boden?« formulierten – mit einem lauten »Allen zusammen!«.

Wir beschäftigen uns mit der 500 Jahre zurückliegenden bäuerlichen Revolution, um ein Verständnis für unsere heutige Situation zu erlangen. Um diese positiv nach vorne öffnen zu können, müssen wir zurückschauen und sowohl das damalige Scheitern verstehen als auch, wie wir in die heutige Sackgasse geraten sind.

¹ Die Website der Kampagne: 500jahre.org

Wofür steht 1525?

Die Bauernaufstände fallen in die Zeit, in der das (Handels-)Kapital begann, ein weltpolitisch entscheidender Akteur zu werden. Das ist kein Zufall. Es war die Zeit, in der sich kapitalistische Gesellschaften formierten, der Umbruch vom Mittelalter zur Neuzeit. Der größte bewaffnete Aufstand auf europäischem Boden war die Reaktion darauf. Die Niederschlagung des Bauernaufstands gilt zumindest für das deutsche Gebiet als entscheidende Schlacht hin zu den Logiken der Marktwirtschaft – und weg von den Commons.

In der mittelalterlichen Vorstellung gehörte alles Gott, wobei er den Menschen die Güter zum »Nießbrauch« überlassen habe. Auch ein Burgherr durfte diese nicht zerstören – sie waren ein »Lehen«, also ausgeliehen, und zwar von dem durch Gott eingesetzten Kaiser und damit letztlich von Gott selbst. Rosa Luxemburg stellte einmal die rhetorische Frage, warum unter Karl dem Großen, also um das Jahr 800, trotz der Größe seines Reichs (einen Großteil des heutigen Westeuropas umfassend) die Wirtschaftsgesetze doch recht einfach gewesen seien, so dass auch »der dümmste Bauer« sie verstanden habe. Dies liegt daran, dass die Abpressungen von Ernteprodukten und gegebenenfalls Diensten direkt erfolgte. Neben der Erzählung einer gottgewollten Ordnung war es also die direkte angedrohte oder erfolgte Gewalt der entweder sesshaften oder mit Heer und Tross umherziehenden Adeligen, die zu diesen Abgaben zwang.

Erst in dieser Zeit entstand das deutsche Wort »Arbeit« (althochdeutsch »Mühsal, Plage«, möglicherweise von lateinisch *arvus*, »Acker«), das ebenso wie seine europäischen Pendanten (*labour*, *travail*) das Leiden betont. Es war nicht der Begriff »Arbeit«, mit dem Bäuerliche ihr Kümern um Land oder Tiere bezeichnet hätten, sie hätten wohl eher von »Werk« oder »Tagwerk« gesprochen. »Arbeit« beschreibt gerade nicht notwendiges, subsistentes Tun, sondern zumindest teilweise fremdbestimmte Tätigkeit, entweder als außerökonomischen Zwang oder als ökonomischen: Geld.

Im ländlichen Alltag spielte Geld jedoch noch lange keine Rolle. Luxemburg hatte wohl auch so unrecht nicht, wenn sie vom »Dorfkommunismus« als – in vielen Teilen der Welt »entdeckte« – »typische Form der menschlichen Gesellschaft« schrieb, und damit durchaus auch die bäuerlichen Lebensweisen noch im europäischen Mittelalter meinte.² In der historischen Forschung ist die noch im Schulunterricht oft gelehrt Vorstellung vom unkultivierten, und angeblich auf Faustrecht basierenden »finsternen Mittelalter« und dem damit verbundenen Feudalismus inzwischen in Frage gestellt.

² Rosa Luxemburg, *Einführung in die Nationalökonomie*, hrsg. von Paul Levi (Laub'sche Verlagsbuchhandlung 1925), S. 83.

Während auf die römische Sklaverei zurückgehende Herrschaftsformen sich einerseits nach dem Zerfall des Römischen Imperiums zu zersetzen begannen, verbreiteten sie sich andererseits als sogenannte Vilkation ab dem 7. Jahrhundert zusammen mit den Eroberungen des Fränkischen Reichs und bedrohten das freie Bauerntum. Doch viele Begriffe, die wir mit dem feudalen Mittelalter verbinden, sind Rückprojektionen aus der Neuzeit.

In der europäischen Landbevölkerung wurden im Mittelalter und darüber hinaus viele Entscheidungen in Selbstverwaltung getroffen. In Dorfversammlungen wurde über die Nutzung von Wald, Wasser und Weideland sowie über den Anbau des Ackerlands entschieden, vielfach rotierte der Landbesitz dabei. Commons, oder auf Deutsch: »Allmende«, war selbstverständlich, bevor der neuzeitliche Eigentums-gedanke durchgedrückt wurde.

Doch was ist Eigentum eigentlich? Die heutige deutsche juristische Sprache (nicht so die alltägliche) unterscheidet zwischen »Besitz« und »Eigentum«. Ein Mieter ist demnach Besitzer, denn Besitz konstituiert sich über das, was man gebraucht. Die Vermieterin hingegen ist die Eigentümerin einer Wohnung. Diese Unterscheidung ist grundlegend, um zu verstehen, dass unser heutiger Begriff von Eigentum eine naturalisierte Konstruktion, eine als naturgegeben verbrämte Erfindung ist. »Eigentum« beinhaltet im Gegensatz zu »Besitz« zwei zusätzliche Rechte: erstens das Recht, andere von der Nutzung einer Sache auszuschließen, auch wenn man sie selbst nicht braucht, und zweitens das Recht, diese Sache zu zerstören.³

Für die Durchsetzung des Eigentumgedankens wurde vom Adel auf den Begriff *dominium* zurückgegriffen, der im Kontext des Römischen Reichs entstanden war. Die damit verbundene Vorstellung uneingeschränkter Verfügungsgewalt entstammt der Sklaverei. Das Konzept *dominium*, das erstmals im römischen Recht für uneingeschränktes Privateigentum stand, tauchte auch dort erst gegen Ende der Republik auf: um die Zeit, als hunderttausende von Gefangenen zur Zwangsarbeit nach Italien kamen und Rom infolgedessen eine Sklavenhaltergesellschaft wurde. Diese begriffliche Innovation war dort notwendig geworden, um das faktische Recht des *pater familias* – des patriarchalen Haushaltsvorstands –, die von ihm versklavten Menschen töten zu dürfen, juristisch zu fassen. Denn Besitz durfte bis dato auch in Rom nicht einfach zerstört werden. Um 50 v. Chr. gingen die römischen Autoren hingegen bereits davon aus, dass Arbeitskräfte irgendjemandes Eigentum waren. Diese Logik wurde dann auf Gegenstände ausgedehnt.⁴

³ Siehe Friederike Habermann, *Overcoming Exploitation and Externalisation. An Intersectional Theory of Hegemony and Transformation* (Routledge 2024); *Ausgetauscht! Warum gutes Leben für alle tauschlogikfrei sein muss* (Ulrike Helmer 2018); *Economy. UmCARE zum Miteinander* (Ulrike Helmer 2016).

⁴ David Graeber, *Schulden. Die ersten 5000 Jahre* (Klett Cotta 2012), S. 210.

Es sollte jedoch noch über tausend Jahre dauern, bis diese Vorstellung uneingeschränkter Verfügungsgewalt Westeuropa voll durchdrang. Mit dem *dominium* wurde es möglich, Pacht von den Bauersleuten zu verlangen, ohne dass dies als Raub gegolten hätte. Indem mehr Land unter diese ökonomische Ordnung geriet, waren zunehmend jene Pächter im Vorteil, die durch die Erhöhung ihrer eigenen Produktivität (und die Ausweitung ihres Absatzmarkts) wettbewerbsfähig produzieren und gute Pachten zahlen konnten. Diejenigen, die am meisten zahlen konnten, bekamen Zugang zu noch mehr Land, während andere die von ihnen bebauten Äcker ganz verloren. Denn vom ökonomischen Erfolg der Bauersleute hing das Einkommen der Grundherren ab; für diese war es somit lukrativ, ihre Pächter dazu zu zwingen, die Arbeitsproduktivität zu erhöhen.

Ökonomisch gewinnen konnte dabei jener Bauer (mit dieser Zeit verbunden ist auch das zunehmende Abdrängen der Frauen in den häuslichen Reproduktionsbereich), der am billigsten produzierte. Dies erlangte gesellschaftliche Bedeutung. Zum einen war das tägliche Leben fortan durch Konkurrenz bestimmt. Zum anderen mussten, damit der Kapitalismus sich durchsetzen konnte, Lebensquellen billig gemacht und unter einem fadenscheinigen »Natur«-Begriff zusammengefasst werden, der letztlich alles enthielt, was dominiert werden konnte: Frauen, Kinder, Unfreie, Tiere, Böden. Ohne die billig gemachte Nahrung wäre die Arbeit in den frühen Fabriken zu teuer gewesen, um Mehrwert zu generieren. Und solche »billige Natur«⁵ konnte es wiederum nur geben, indem die Nahrungserzeugung aus ihrer wurzeltiefen, weitverzweigten Verbindung mit den Bäuerlichen herausgelöst wurde.

Die Ökonomisierung der Landnutzung war nur möglich, indem das oben beschriebene römische Recht eingeführt wurde. Dieses wurde von den Bauersleuten als Gegensatz zum »Alten Recht« angesehen, welches aus dem Gewohnheitsrecht (englisch *common law*) auf dörfliche Selbstbestimmung (oftmals auf das Thing⁶ zurückgehend) und auf Subsistenzwirtschaft der Allmenden bestand.

Freiheit 1525

Die Ablehnung des römischen Rechts – welches keine »Gemeinheit«⁷ (altertümlich für »Allmende«) kannte, sondern nur Privateigentum, und nun unter den Juristen der Herren zunehmend gelehrt und immer öfter angewandt wurde – war eine entscheidende Ursache für eine Empörung, die sich schon in den Jahren vor 1525 breit gemacht hatte. Mit dem römischen Recht ging nun einher, dass die Herren

⁵ Ein Begriff aus Raj Patel und Jason W. Moore, *Entwertung. Eine Geschichte der Welt in sieben billigen Dingen* (Rowohlt 2018).

⁶ Rats- und Gerichtsversammlung aller Freien, sowie das zugrundeliegende Gewohnheitsrecht, das unter germanischen Stämmen bis ins 9. Jahrhundert maßgeblich war.

⁷ Siehe etwa Ivan Illich, *Vom Recht auf Gemeinheit* (Rowohlt 1982).

versuchten, sich Äcker, Weiden und Wälder, die bislang Allmenden gewesen waren, anzueignen. Hinzu kam, dass nun ganz neu die Bibel in deutscher Sprache verfügbar war, und genügend predigende Menschen durch die Lande zogen und Flugschriften verteilten, woraufhin das Volk verwundert feststellte, dass in der Bibel gar kein Wort von einer ständischen Ordnung zu finden war, dafür aber viele Stellen, an denen die Viehhütenden, die Fischers- und die Bauersleute als ehrbarste Menschen bezeichnet wurden. So kamen ihnen ernstliche Zweifel an der römischen Kirche, und einigen wurde der Papst gar zum regelrechten Antichristen. Deshalb waren es neben den Burgen vor allem die Klöster, die in Brand gesetzt wurden, und mit diesen die Schuldscheine, denn viele Bäuerliche waren Hörige der Klöster. So wie die Bauersleute die Burgen und Klöster dem Erdboden gleichmachten, wollten die radikalsten unter ihnen gleich die gesamte gesellschaftliche Hierarchie einebnen.

Anfangs allerdings waren die Bäuerlichen sehr gemäßigt, sie wollten lediglich den Herrschenden ihre Beschwerden vortragen und mit ihnen in einen Aushandlungsprozess kommen, so wie es zu früheren Zeiten stets der Fall gewesen war. Mit dem aufkommenden Absolutismus saßen die Herrschaften nun aber immer weiter weg, und interessierten sich immer weniger für die Forderungen ihrer bäuerlichen Untertanen. So merkten die Bauersleute, dass auch sie sich zusammentun mussten. Ihre vielen lokalen Beschwerden fassten sie in der bauernfreundlichen freien Reichsstadt Memmingen zu den *Zwölf Artikeln der Bauernschaft*⁸ zusammen, die nun, dank der technischen Neuerung des Buchdrucks nach Gutenberg, nah und fern Verbreitung fanden und als die gemeinsame Sache der Bäuerlichen anerkannt wurden. Unter diesen Forderungen konnten sich sehr viele vereinen: Sie bildeten sogenannte Haufen, in denen sie durch die Lande wanderten.

Im thüringischen Mühlhausen, wo Thomas Müntzer Pfarrer war, schwenkten die Aufständischen weiße Flaggen mit einem Regenbogen, auf denen die Worte »*verbum domini maneat in eternum*« (das Wort des Herrn bleibe in Ewigkeit) zu lesen waren. Der Regenbogen stand für den direkten Bund Gottes mit den Menschen, der keiner Vermittlung durch weltliche oder kirchliche Mächtige bedurfte, in heutiger Sprache: Selbstorganisation, frei und verbunden. Im April und Mai 1525 kapitulierten viele Städte kampflos, wenn die Bauern im Anmarsch waren, und so konnten in der Folge bäuerliche Verordnungen verfasst werden. Das hätte der Beginn einer wunderbaren bäuerlich-basisdemokratischen Gesellschaftsordnung werden können.

⁸ Im nachfolgenden Beitrag sind die *Zwölf Artikel der Bauernschaft* von 1525 auszugsweise aufgeführt und kommentiert.

Wie der Bauernaufstand scheiterte

Die Aufständischen waren ihren Herrschaften zahlenmäßig um ein Vielfaches überlegen. Sie waren auch nicht schlecht ausgerüstet. Zwar verfügten die Bäuerlichen über keine Reiterei, aber sie hatten bei der Erstürmung der Burgen allerlei schweres Geschütz erbeuten können und wussten durchaus damit umzugehen. In den Bauernhaufen waren nämlich viele ehemalige Landsknechte, die militärisch gut ausgebildet waren und auch wussten, wie man ein Heer organisiert. Es war also keineswegs ausgemacht, dass die Bäuerlichen am Ende unterliegen würden. Der Adel konnte meist nicht einmal seine Burgen verteidigen. Die einzige Chance der Herrschenden bestand darin, ein Söldnerheer aufzustellen und mit überlegener Waffentechnik auszustatten. Doch das war teuer, und den Fürsten und Fürstinnen fehlte das Geld.

Zu dieser Zeit waren nahezu alle Adelshäuser Europas bei den großen Bankhäusern der Fugger und Welser, bei den Genuesischen Kaufleuten oder bei der Hanse verschuldet. Die frühen, ursprünglichen Staatsbildungen waren mit hohen Kosten verbunden und Steuereinnahmen waren nur schwer zu generieren. Die Steuerbewilligung war nämlich das zentrale Recht ständischer Körperschaften, wie etwa Handwerkszünften, Gilden, Gaffeln oder Innungen – und diesen konnte die Zustimmung zu neuen Steuern oft nur in langwierigen Prozessen abgerungen werden. Die Kontrolle zusammenhängender Territorien, die Etablierung staatlicher Institutionen, die »Verdichtung obrigkeitlicher Machtmittel«⁹ sowie die höfische Repräsentation waren extrem kostspielig – von der Kriegsführung ganz zu schweigen.

Zum Glück für die Herrschenden gab es einen äußerst reichen Mann, der nicht nur eine eigene Kanonenfabrik betrieb, sondern auch um seine eigenen Besitztümer fürchten musste und daher ein starkes Interesse daran hatte, die Aufstände der Bäuerlichen niederzuschlagen: Jakob Fugger. Er nannte die Bäuerlichen »faules Gesindel« und warf ihnen vor, »sie wollen reich sein, ohne sich anzustrengen«. Sein geschätztes Vermögen betrug, vom *Vermögen Magazin* in heutige Kaufkraft umgerechnet, 358 Milliarden Euro – weit mehr als der reichste Mensch unserer Tage (wobei dieser sich dem Vorbild gerade rasant annähert ...).¹⁰ Fugger wurde zum enthusiastischsten Finanzier des schwäbischen Bundes und unterstützte dessen Grafen bei der Aufstellung eines Söldnerheers, welches die Aufständischen niederschlagen sollte.¹¹

Die Leitung dieses Heeres hatte Truchseß Georg inne, ein erfahrener Heerführer, der bereits eine Vielzahl von Bauernaufständen nieder-

⁹ Vgl. Mark Häberlein, *Aufbruch ins globale Zeitalter, Die Handelswelt der Fugger und Welser* (Theiss 2016), S. 132.

¹⁰ vermoeenmagazin.de/jakob-fugger-vermoeen/
Elon Musk, der derzeit reichste Mensch der Welt besitzt Ende 2024 rund 300 Milliarden Dollar.

¹¹ Greg Steinmetz, *Der reichste Mann der Weltgeschichte. Leben und Werk des Jakob Fugger* (FinanzBuch Verlag 2016), S. 230 ff.

geschlagen hatte. Er ging dabei besonders hinterhältig vor: Die Aufstellung eines Söldnerheers erforderte Zeit, in der die Bauernschaft hingehalten werden musste. Also gab er vor, zu verhandeln, um im Verborgenen die Waffen zu schärfen. Dann wurde rücksichtslos gemetzelt.

Doch damit nicht genug, denn nun war das Ziel der Herrschenden, all jene zu töten, die die bäuerliche Revolution mit ihren Worten, Predigten und Schriften ermöglicht hatten. Die Habsburger machten sich daran, jene Priester, die Teil der Bewegung gewesen waren, hinzurichten. Für Erzherzog Ferdinand wurden 70 Fälle zusammengestellt, in denen Priester »mit dem Wasser zum Todt gerichtet« oder



»mit dem Strang an dem Hochgericht gehenckt worden« oder »mit dem Schwerdt gericht, in 4 Theil vertheilt und auf die vier Straßen gehenckt worden« oder »mit gebunden Henden in das Wasser geworfen und vom Leben zum Todt hingericht worden« sind.¹²

¹² Zit. nach Peter Blickle, *Die Revolution von 1525* (Oldenbourg 2004), S. 17.

Ausschnitt aus dem 14 Meter hohen und 123 Meter langen Rundgemälde »Frühbürgerliche Revolution in Deutschland« von Werner Tübke (1929–2004). Es entstand zwischen 1976 und 1987 und befindet sich im eigens dafür errichteten, 1989 eröffneten Panoramamuseum im thüringischen Bad Frankenhausen. Unter dem Scheitelpunkt des Regenbogens, inmitten eines Bauernhaufens steht Thomas Müntzer. Dieser wurde am 15. Mai 1525 in der Schlacht bei Frankenhausen besiegt, festgenommen und anschließend hingerichtet.



Von Grund auf eingeeht

Wer die deutsche Geschichte verstehen will, muss die Bauernaufstände und deren Niederschlagung verstehen. Selten standen sich zwei so konträre Weltanschauungen gegenüber und nie waren die real möglichen geschichtlichen Entwicklungspfade so unterschiedlich. Dreihundert Jahre später sollte Alexander von Humboldt den großen Fehler der deutschen Geschichte darin erkennen, »dass die Bewegung des Bauernkrieges nicht durchgedrungen«¹³ sei: Was hätte nicht alles anders werden können, wären die Bauern 1525 erfolgreich gewesen! Auch Friedrich Engels galt die bäuerliche Revolution als »Angelpunkt der ganzen deutschen Geschichte«¹⁴.

Nach der gewaltsamen Niederschlagung der aufständischen Bauersleute vertieften sich alte und neue Herrschaftsstrukturen, teils durch gezielte Vernichtungskampagnen – teils durch sich weiter durchsetzende Marktlogiken. Das Abspalten des Weiblichen war eine davon, die Hexenverfolgung ihre direkte Folge. Diese trat, anders als oft dargestellt, nicht im Mittelalter, sondern erst in der Frühen Neuzeit massenhaft auf. Ihr Höhepunkt (1550–1650) setzte zwar mit einigen Jahrzehnten Abstand zur bäuerlichen Revolution ein, ist aber nicht zu trennen von den gesellschaftlichen Umbrüchen des Frühkapitalismus. In der mit ihr verbundenen Dämonisierung des Wissens, das unter Frauen zu Fragen der Geburt, Verhütung und Abtreibung kursierte, sieht die Commonsforscherin Silvia Federici eine Fortsetzung der Enteignung von als Allmende geteilten Lebensgrundlagen. Mehr noch: Unter dem neuen kapitalistischen Regime seien die Frauen selbst zur – nun einhegbaren – Allmende geworden, da man ihre Arbeit als eine außerhalb der Sphäre von Marktbeziehungen angesiedelte Naturressource definierte.¹⁵

Insgesamt ging es darum, die vormodernen Geschlechterbeziehungen in eine neue Form zu überführen, die dem Verhältnis zwischen souveränem Eigentümer und verfügbarer Ressource entsprach. Dazu gehörte zunehmend die Versorgung des Ehemanns durch die Ehefrau: Während es zunächst noch möglich war, dass Eigentum von Hof und Land auch auf den Namen von Frauen laufen konnten, entstand nun der Anspruch auf ihr Vermögen. Dieses ging ebenso auf ihn über wie im 19. und 20. Jahrhundert die Entscheidungsmacht darüber, ob sie einer Lohnarbeit nachgehen dürfe. Dazu kam das Recht auf sexuellen Zugriff und die Verfügung über die Nachkommen. Eva von Redecker spricht hier von einem bis heute von vielen Männern so empfundenen »Phantombesitz«.¹⁶ Räumliche Aufteilung ebenso wie bürgerliche Moral und Sexualität trugen dazu bei, die Reproduktionsfähigkeit

¹³ »A. v. Humboldt: Zu Julius Fröbel. Am 24. 5. 1843.«, in: H. Beck (Hrsg.), *Gespräche Alexander von Humboldts* (Akademie Verlag 1959), S. 193.

¹⁴ »Engels an Friedrich Adolph Sorgen, 31. Dezember 1884«, in: *Marx-Engels-Werke* 36 (Dietz Verlag 1987), S. 264.

¹⁵ Silvia Federici, *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation* (Mandelbaum 2012).

¹⁶ Eva von Redecker, *Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen* (S. Fischer 2020), S. 14.

mehr und mehr als Eigenschaft weiblicher Körper statt als Aufgabenbereich menschlicher Tätigkeit darzustellen.

Aber der Selbstbesitz derjenigen Männer, die keinen Landbesitz hatten, blieb dauerhaft gebrochen, da sie keine andere Wahl hatten, als sich für Lohn zu verdingen. Schon kleinste Diebstahlsdelikte konnten dazu führen, dass die »freien Arbeiterhände« abgeschlagen wurden, und Wiederholungstäter endeten am Galgen.¹⁷

Die Feudalwirtschaft und die angeblich göttliche Ordnung hatten mit dem Ende der Frühen Neuzeit um 1800 ausgedient, die Aneignung fremder Arbeit jedoch nicht. Darum argumentierte Rosa Luxemburg auch, es habe komplizierterer Wirtschaftsgesetze bedurft, um diese Aneignung zu verschleiern. Der Kapitalismus verunmöglichte, dass Menschen ihren Lebensunterhalt durch Subsistenz bestreiten konnten, und legte ihnen stattdessen sein allumfassendes eindimensionales Wertesystem auf: die Tauschlogik.

Im Vorfeld der Industrialisierung im 17. und 18. Jahrhundert wurden das vor allem als Schafweiden genutzte Land und die Wälder durch den Adel geraubt und eingeeht, wodurch Dörfer zerstört und Menschen als zukünftiges Proletariat in die Städte getrieben wurden. Im Zuge dessen entstanden neue ökonomische Imperative, insbesondere Wettbewerbszwänge und die systemimmanente Notwendigkeit, so billig wie möglich zu produzieren und die dafür benötigten Produktivkräfte zu entwickeln. Dies sollte zu Bewegungsgesetzen führen, die die Welt nie zuvor gesehen hatte.

Leben als Re/Produktion des Lebendigen

Die Nahrungsmittelproduktion wurde in den vergangenen 500 Jahren erheblich verbilligt – im Wesentlichen durch die gewaltsame Aneignung von fruchtbarem Land und der Arbeit versklavter Menschen in den Kolonien, durch fossile Energien und globale Stoffströme. Dadurch verlieren wir ein ko-produktives Verhältnis aus den Augen: Die Pflanzen, die Tiere und die Bäuerlichen produzier(t)en einander gegenseitig. So lässt sich etwa nicht eindeutig sagen, ob seit der Jungsteinzeit vor rund 10 000 Jahren Menschen Hunde oder Hunde Menschen gezähmt haben: Sie haben einander zur »Gefährtenspezies« (Donna Haraway) gemacht. Auch die Globalisierung der Nahrungserzeugung ist ein Prozess, bei dem immer neue Naturen fabriziert werden und wurden, welche die menschlichen Organisationen neu form(t)en. Gleichzeitig erzeugt die billige Nahrung eine Entfremdung von dieser Ko-Produktion, die den Mythos der Trennung der Menschen von dem, was landläufig »Natur« genannt wird, für viele erst plausibel erscheinen ließ.¹⁸

¹⁷ Eva von Redecker, *Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen* (S. Fischer 2020), S. 71.

¹⁸ Jason W. Moore, *Kapitalismus im Lebensnetz. Ökologie und die Akkumulation des Kapitals*, (Matthes & Seitz 2019), S. 377.

Stellen wir die bäuerlich arbeitenden Menschen in den Mittelpunkt der Natur-Kultur-Gesellschaft, dann ist das freilich ein anthropozentrischer Zugang zu einem Rhizom – einem weitverzweigten Wurzelsystem. Wir könnten ebenso gut von der Bodenbiologie, von den Kulturpflanzen, von den Feldlerchen oder vom Klima her einsteigen. Wie wäre es, in diesem Sinn die Geschichte als das gemeinsame Handeln von Kollektiven zu verstehen, die mehr-als-menschliche Natur sind, die Kultur und Natur vereinen, als zwei Kategorien, die sich gegenseitig ko-produzieren und in diesem Prozess miteinander verschmelzen?

¹⁹ Donna Haraway, *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän* (Campus 2018).

Die Kultivierung unserer Nutzpflanzen war ein solcher Prozess des Feedback-Einholens und des Kommunizierens: Ein Mit-Werden.¹⁹ Es ist schwer zu sagen, ab welchem Punkt man davon sprechen kann, dass der Mensch bestimmte Pflanzen kultivierte. Denn Fakt ist, dass sich in der Natur Produzierende und Konsumierende immer gemeinsam aneinander anpassen und dabei miteinander und durch einander verändern.

Das legen auch neue Erkenntnisse der Epigenetik nahe – ein Fachgebiet der Biologie, das sich mit der Frage befasst, wie die Umwelt Gene beeinflusst. Epigenetische Veränderungen – also auf die Genetik wirkende Umwelteinflüsse – sind im Grunde eine Kommunikation mit unserer Mitwelt, ganz besonders mit jenen Wesen, mit denen wir assoziiert leben: also auch mit unseren Nahrungspflanzen. Diese bringen einige unserer Gene zum Klingen und andere nicht, sie kultivieren uns, während wir die Genetik unserer Nutzpflanzen »stimmen« und wiederum diese kultivieren. Was dabei entsteht, ist ein polyphones Orchester, das zusammen aus allem, was da ist, ein sich im Spielen fortschreibendes Stück aufführt. In diesem Prozess gehen sie und wir über das, was ist, hinaus, und kultivieren einander gegenseitig: ein Orchester, das seit dem ersten Leben auf dieser Planetin, von Tag zu Tag – durch die gegenseitige Kultivierung – in immer kultivierteren Tönen erklingt.

Auch der Beginn des Mittelalters ist dadurch markiert: Das Römische Reich implodierte im 4. und 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach und nach, weil die nicht-menschlichen Wesen ihre Arbeit versagten, nachdem die Böden – durch eine extraktivistische Landwirtschaft, die ohne Rücksicht auf langfristige Bodengesundheit nur auf einen möglichst großen Abtransport von Getreide und anderen Gütern aus war – ihrer Kollektive an produktiven Organismen beraubt waren.²⁰ Etwa tausend Jahre später, am Ende des Mittelalters um 1500, zeigte sich diese Natur-Kultur-Geschichte nicht minder,

²⁰ Vgl. Florian Hurtig, *Paradise Lost. Vom Ende der Vielfalt und dem Siegeszug der Monokultur* (Oekom 2020), für den Zusammenhang von Herrschaft, monokulturellem Anbau und Bodendegradation.

denn die Bäuerlichen hielten sich immer an dieser Schnittstelle auf – die Landschaft, die sie schufen, wirkte unmittelbar auf sie zurück. Ihre Kämpfe rückblickend lediglich als Kämpfe für den Erhalt ihrer Lebensgrundlage zu verstehen, hieße, dass sie nochmals verlören – in unseren Köpfen. Denn in dem langen Prozess, der eine Unzahl an Kleinbäuerlichen unfreiwillig vom Land drängte, wurden nicht bloß die Bauersleute bekämpft, sondern auch das eigentlich Gesellschaftliche, verstanden als ko-produktiver Prozess.

Fließen = Commoning

Bäuerlich sein heißt, in Kooperation mit den Wesen der Natur zu treten, seien es Winde, Regen, Flüsse, Böden, seien es die Pflanzen, ohne deren Fotosynthese kein Mensch je den Fuß auf diese Erde gesetzt hätte, oder die Mikroorganismen, ohne deren Tun wir weder Nahrungsmittel erzeugen noch diese verdauen könnten. Bäuerlich sein heißt aber nicht nur, Kooperationen mit der mehr-als-menschlichen, sondern auch mit der menschlichen Mitwelt aufzubauen. Denn bäuerliches Tun ist gesellschaftliches Tun: Es baut immer auf dem Tun anderer auf – darauf, dass vor vielen Jahrtausenden Menschen die Hacke erfanden, diese später zum Pflug entwickelten, oder darauf, dass vorangegangene Generationen die Möglichkeit der Veredelung von Obstbäumen entdeckt haben. Und nicht nur auf die Vergangenheit gerichtet bezieht sich das bäuerliche Tun auf dasjenige von anderen: Eine einzelne Person kann sich immer nur auf eine bestimmte Anzahl an Kulturen fokussieren und kann nur eine bestimmte Bandbreite an Wissen haben. Je mehr die Menschen kooperieren, desto produktiver wird ihr Tun. Um die Gemeinschaft zu versorgen, muss der Fluss des Tuns in Gang gehalten werden. Das bäuerliche Tun ist also ein »Tun im Fließen«, wie John Holloway es ausdrücken würde.²¹ Doch während Holloway bei seinem gesellschaftlichen Fluss des Tuns nur die menschlichen Akteure betrachtet, gehören zum Fluss bäuerlichen Tuns auch die nicht-menschlichen Mitspielenden.

Gerade der Umstand, dass das Wirtschaften und das Soziale so stimmig ineinander griffen, dass sie gar nicht voneinander zu trennen waren, machte bäuerliche Ökonomie für so lange Zeit so robust, und deshalb bedurfte es solch rabiater Mittel, um sie aufzutrennen. Dieser kollektive Charakter des Bäuerlichen bremste die Möglichkeit der Herrschenden, bäuerliche Produkte abzuschöpfen.

»Einhegung«, oder richtiger: Raub der Commons, ist in diesem Sinn nicht nur wörtlich als Einzäunen von Gemeindeland oder »offenen Feldern« zu verstehen.²² Silvia Federici definiert »Einhegung«

²¹ John Holloway, *Kapitalismus aufbrechen* (Westfälisches Dampfboot 2010), S. 112.

²² Ellen Meiksins Wood (2002), *Der Ursprung des Kapitalismus. Eine Spurensuche* (Laika 2015), S. 127.

nicht nur als Zerstörung von Commons und Abschaffung von Gemeinschaftsrechten, sondern darüber hinaus als Zerstörung von gesellschaftlichen Beziehungen.²³

²³ Silvia Federici, *Caliban und die Hexe*, S. 10.

Durch Skalierungseffekte und Auslagerung der wahren Kosten ließ sich später »billige Natur« erzeugen, so Raj Patel und Jason W. Moore.²⁴ Die für die bäuerliche Revolution ursächliche Vertreibung der Menschen aus den eingezäunten Allmenden war ein dafür notwendiger erster Schritt. Die industrielle Landwirtschaft entstand aus der Enteignung der Bäuerlichen, welche ihre Flächen, die bislang kollektiv genutzt worden waren²⁵ – nicht nur von den Menschen einer Dorfgemeinde, sondern auch von den Pflanzen und Tieren, von den Mikroben und einer Multitude des Lebendigen –, verloren.

²⁴ Raj Patel und Jason W. Moore, *Entwertung*, S. 61ff.

²⁵ Florian Hurtig, *Paradise Lost*, Kapitel 7, S. 143ff.

Aber so wie die agronomische Dreifaltigkeit aus mechanisierter Bodenbearbeitung, Agrochemikalien und Monokulturen die Art und Weise, wie wir Lebensmittel anbauen, radikal veränderte, wurden auch die zentralen Verbindungen unterbrochen, die dafür sorgten, dass der Boden Mineralien aufnimmt und an die Pflanzen abgibt. Aufgrund der Verbilligung von Nahrung fehlen also Mikronährstoffe.²⁶

²⁶ David R. Montgomery und Anna Biklé: *What our food ate, how to heal our land and reclaim our food* (Norton & Company 2022).

So zeigen neue Forschungen zu den Ursachen der Alzheimer-Erkrankung, dass diese Krankheit des Vergessens sowohl einem Mangel an Mikronährstoffen als auch einem Mangel an Kontakt mit einer (abnehmenden) Vielfalt und Vielzahl von Mikroben, mit denen wir assoziiert leben, geschuldet sein könnte. Die Mikroben bilden eine Verbindung zwischen uns und dem Land. Sie nomadisieren durch den Boden zu den Pflanzen, von den Pflanzen in unseren Darm und, in früheren Zeiten, auch über die menschlichen (düngenden und humusaufbauenden) Ausscheidungen wieder zurück aufs Feld. Mittels der Mikroben kommunizieren wir mit dem Land, und das Land kommuniziert mit uns. Der Historiker Peter Linebaugh beschrieb die Haltung englischer Commoners des 16. Jahrhunderts als eine der lauschenden Fürsorge, aus der heraus sie sich fragten: »Wie will dieses Land bestellt werden?«²⁷ Das Land aber, das heute durch die Verbilligung der Nahrung mittels industrieller Landwirtschaft seiner Geschichte(n) und Lebendigkeit beraubt wurde, schweigt – im wörtlichen Sinn, wie Untersuchungen beweisen: Ökologische Forschung ergab, dass gesunde Böden voller Klänge sind, während uns degradierte Böden eher anschwiegen.²⁸

²⁷ Peter Linebaugh, *The Magna Carta Manifesto. Liberties and Commons for All* (University of California Press 2008), S. 45.

²⁸ Forschung an der ETH Zürich um Marcus Maeder. Siehe dazu auch Grit Fröhlichs Interview mit Florianne Koechlin, »Das Nichtwissen kultivieren«, in: Oya 67/2022, S. 28ff.

Am Ende ist diese Verbilligung damit gar nicht billiger für die Allgemeinheit: Durch den Mangel an Mikronährstoffen (und mehr) nehmen chronische Krankheiten massiv zu. In den USA – dem Mutterland der industriellen Landwirtschaft, die sich aus der kolonialisti-

schen Plantagenwirtschaft entwickelte – sterben einer Studie zufolge 7 von 10 Menschen an einer chronischen Krankheit.²⁹ Chronische Krankheiten wie Krebs, Diabetes, Alzheimer oder Herz- und Lungenleiden erzeugten 2016 in den USA volkswirtschaftliche Gesamtkosten von 3,7 Billionen oder gut 11 000 Dollar pro Kopf.³⁰ Ein Schelm, wer Böses dabei denkt, dass dieselben Konzerne, zu deren pharmazeutischen Zweigen ein erheblicher Anteil dieses Geldes fließt, auch am Verkauf jener chemischen Mittel verdienen, die durch die Agrarindustrie auf die Felder und von dort in unsere Körper gelangen. Was wir als Verbilligung der Nahrung bezeichnen, ist also eigentlich eine Auslagerung der Kosten auf die Allgemeinheit, auf die Bäuerlichen und auf die mehr-als-menschliche Welt.

Wir werden in Zukunft unsere Sinne beisammen haben und eine neue Sozialität aufbauen müssen, um die multiplen Krisen unserer Zeit zu bewältigen. Während die Effekte der Verbilligung von Nahrung zu Gedächtnisverlust führen können, mahnt uns Silvia Federici: Der Verlust der historischen Erinnerung ist gefährlich.³¹

Was wir heute aus 1525 lernen können

Auch heute stehen wieder Kämpfe um den Boden an, so wie vor 500 Jahren. Er soll uns nicht nur ernähren – und zwar noch weit länger als die 100 Jahre, die die Wissenschaft ihm im jetzigen Zustand und unter der jetzigen Bewirtschaftung noch gibt. Er soll auch das künftig deutlich knapper werdende Wasser effektiv speichern und dieses sogar wieder über Bäume verdunsten lassen können, um dafür zu sorgen, dass auch weiter im Landesinneren Wolken über den Himmel ziehen und Niederschläge fallen. Er soll Kohlenstoff speichern, um diesen der Atmosphäre zu entziehen. Durch seinen Schutz soll Biodiversität erhalten und wieder hergestellt werden. Zudem soll der Boden uns Platz bieten zum Wohnen, für unendlich viele andere Tätigkeiten und zum Genießen einer ansprechenden Umwelt. Kurz: Er soll belebbare Welten beheimaten.

Wenn wir all diese Anforderungen ernst nehmen, dann haben wir es also mit einem vieldimensionalen Boden zu tun. Die Ideologie der Moderne hingegen brachte einen eindimensionalen Boden hervor: das Grundstück. Auch der Marxismus übernahm diesen modernen Boden, gedacht als Grundstück, für seine Kämpfe. Er führte viele Kämpfe um Land – nur hatte er die Bäuerlichen dabei selten auf seiner Seite, nicht zuletzt aufgrund der Eindimensionalität seines Bodenbegriffs.

Indem wir unseren Blick weiten, erkennen wir neue Verbindungslinien. Es entstehen Netzwerke aus Subjekten, und Subjekte haben die

²⁹ Wullianallur Raghupathi und Viju Raghupathi, »An Empirical Study of Chronic Diseases in the United States«, in: *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 1.3.2018, 15(3): 431.

³⁰ Hugh Waters und Marlon Graf, *The Costs Of Chronic Disease In The U.S.* (Milken Institute 2018), milkeninstitute.org/content-hub/research-and-reports/reports/costs-chronic-disease-us

³¹ Silvia Federici im Interview mit Rachel Andrews, 2011, thewhitereview.org/feature/interview-with-silvia-federici

Eigenschaft, dass ihr Tun nicht wie ein Uhrwerk abläuft, wir die Entwicklungen und Dynamiken also nicht vorhersagen können.

Um eine bessere Zukunft zu erzeugen, ist es unerlässlich zu verstehen, wer wir sind und wie diese Gesellschaft zu dem wurde, was sie heute ist. Denn bei näherer Betrachtung ist die moderne Gesellschaft, in die wir hineingeboren wurden, nicht normal (so wie sie uns erscheinen mag), sondern etwas äußerst Seltsames – und zwar gegenüber allen nicht-modernen Gesellschaften weitaus seltsamer, als diese es untereinander sind. Diese Gesellschaft ist etwas so Seltsames, dass sie in der Lage ist, sehenden Auges in die Katastrophe zu stürzen, ohne dass Mechanismen greifen, die eine Umkehr einleiten würden – die negativen Rückkopplungseffekte in einer erstarrten Gesellschaft müssen wir sein!

Wir haben gesehen, dass bei den Bauernaufständen die mehr-als-menschlichen Kultur-Natur-Hybriden der Allmenden eine zentrale Rolle spielten. Von der bäuerlichen Revolution lernen, heißt, von den Allmenden lernen. Denn wirkliche Emanzipation würde bedeuten, das Konzept von Eigentum, Tausch und Geld sowie von Konkurrenz statt Kooperation zu überwinden. Die Allmenden als Commons und Commoning als sozialen Prozess wiederzuentdecken bedeutet, so zu haben, dass alle gut leben können. Im Sinn solchen »beziehungshafte Habens« (Silke Helfrich) würden Menschen sich ein Stück Land nicht aneignen, um Eigentum daran zu haben, sondern würden sich selbst diesem zueignen und wie schon die Commoners 500 Jahre vor ihnen fragen: »Was braucht dieses Land?« Die eingangs aufgeworfene Frage »Wem gehört die Welt« wird dann vielleicht eher heißen »Wie hüten wir die Welt?« So entsteht ein Commons. Es ist die Gabe, die wir gemeinschaftend hervorbringen, hüten und pflegnutzen, und zugleich die Aufgabe – des Commonings –, vor die wir gemeinsam gestellt sind. Commons leben durch Muster des Miteinanders. Commons entstehen durch eine Logik des Fürsorgens.

Lasst uns gemeinsam darüber nachdenken, wie wir die Logiken von Markt, Staat und Kapitalismus zurückdrängen können! Lasst das Sterben nicht nur jener Menschen vor 500 Jahren für ein commons-basiertes Leben nicht umsonst gewesen sein! Denn der Bauernaufstand mit seinen damaligen Zielen mag zwar gescheitert sein, aber dass wir uns heute noch an ihn erinnern können, gibt uns die Möglichkeit, neu über die Allmenden nachzudenken, für die die Bäuerlichen damals stritten. Und so kann ihr historischer Kampf bis in unsere Gegenwart und Zukunft hineinwirken.

Zum Thema geplant sind die Bücher *Bildet Haufen* von Friederike Habermann und Florian Hurtig bei thinkOya sowie *500 Jahre Bauernkriege* von Florian Hurtig im Verlag Mandelbaum. Dieses Jahr erinnern zudem zahlreiche Ausstellungen, Initiativen und Projekte an 1525: bauernkrieg2025.de, gerechtigkey1525.de, idk.org/category/500-jahre, landesmuseum-stuttgart.de, panorama-museum.de, uffrur.de

Die Zwölf Artikel von 1525 – im Dialog mit Mustern des Commoning

Frei, fair und zeitlos: Von Patina befreit, erzählen die Forderungen der Bauernschaft heute noch Wesentliches zu den Bedingungen des Gemeinschaffens.

eingeleitet und zusammengestellt von der Redaktion

Inmitten der Bauernaufstände, vom 28. Februar bis 3. März 1525 – bezeichnenderweise zur Zeit der Fasnacht –, verschriftlichte der Kürschner und Laienprediger Sebastian Lotzer in der freien Reichsstadt Memmingen Forderungen, die mehrere Bauernhaufen zwischen Donau und Bodensee in den Wochen zuvor aufgestellt hatten: *Artikel aller Baurtschaft vnnd Hyndersessen*. Die Aufständischen beriefen sich auf das dank Luthers Übersetzung und Gutenbergs Buchdruck nun für weite Schichten zugängliche Evangelium, in dem sie lasen, dass sie »*frey seyen vnd wöllen sein*«. In den folgenden zwei Monaten wurden die Artikel an 15 verschiedenen Druckorten, überwiegend in Schwaben, Franken und Thüringen, in für die damalige Zeit ungeheuerlichen 28 Auflagen mit insgesamt 25 000 Exemplaren gedruckt und verbreiteten sich in Windeseile. Der Adel schlug die bäuerliche Revolution blutig nieder: 100 000 wurden zwischen März und Juni 1525 getötet. Dieser Schock saß tief, und in den folgenden Jahrhunderten begehrte die Bauernschaft kaum noch auf. Etliche ihrer Forderungen sollten erst mit der Revolution von 1848/49 Widerhall in der Frankfurter Reichsverfassung finden.

Die bäuerlichen Forderungen handeln von Freiheit und Verbundenheit, von Selbstorganisation und Dialog auf gleicher Augenhöhe und davon, wie sich die Grundlagen des Lebens gemeinsam pflegen, nutzen und hüten lassen, kurz: vom Gemeinschaffens. Das verbindet die Artikel von 1525 mit der 2019 durch Silke Helfrich und David Bollier geschöpften Mustersprache des Commoning.¹ Nachfolgend stellen wir je einen der zwölf Artikel auszugsweise im frühneuhochdeutschen Original² sowie in moderner Übertragung³ vor und verbinden diese mit je einem Muster des Commoning.⁴ Dabei fiel uns auf, dass die Essenz der Artikel und Muster zwar zeitlos ist, die Deutung und Ausformulierung jedoch stark durch die Kontexte der jeweiligen Zeiten und Orte geprägt ist. Was können sich die Artikel und die Muster über die Zeiten hinweg sagen? Was lernen sie voneinander?

Wer wissen möchte, »wann sie dem Land die Grenzen zogen«, muss sich mit der Einhegung der Allmenden beschäftigen. Ein entscheidendes Kapitel dieser Geschichte ist die vorstehend von Friederike Habermann und Florian Hurtig skizzierte bäuerliche Revolution von 1525. Hier nun stellen wir die *Zwölf Artikel* vor, in denen die Bauernschaft ihr Recht auf Freiheit, Selbstorganisation und Mitbestimmung einforderte.

¹ Silke Helfrich und David Bollier, *Frei, fair und lebendig. Die Macht der Commons* (Transcript 2019).

² stadtarchiv.memmingen.de/quellen/vor-1552/zwoelf-artikel-und-bundesordnung-1525.html

³ Für eine Zusammenfassung der Artikel siehe Peter Blickle, *Die Revolution von 1525* (Oldenbourg Verlag 2004), S.24 ff; sowie den Eintrag »Zwölf Artikel« in der deutschsprachigen Wikipedia.

⁴ Online zur Mustersprache: mustersprache.commoning.wiki
commoning-mustersprache.org



Diese Illustration von Doreen Fenner-Kiepsel (siehe Interview auf Seite 242) stammt aus der vor fünfzehn Jahren erschienenen ersten Ausgabe von Oya. Der darin zitierte Satz ist Ingeborg Bachmanns Gedicht »Von einem Land, einem Fluss und den Seen«, in: Anrufung des Großen Bären (Pieper 1956), entnommen.

DESIGNBUERO-DFK.DE

Der erst artickel

Zum ersten ist vnser diemüttig bytt vnd beger, auch vnser aller will vnd maynung, das wir nun fürohin gewalt vnd macht wöllen haben, ain gantze gemain sol ain pfarer selbs erwölen vnd kyesen.

Jede Gemeinde soll das Recht haben, ihren Pfarrer selbst zu wählen und diesen abzusetzen, wenn er sich ungebührlich verhält. Der Pfarrer soll das Evangelium lauter und klar ohne allen menschlichen Zusatz predigen, da in der Schrift steht, dass wir allein durch den wahren Glauben zu Gott kommen können.

Augenhöhe in & durch Organisationsstrukturen ermöglichen

Was befördern und verhindern interne Organisationsstrukturen?

Menschen haben völlig verschiedene Voraussetzungen, Commons aktiv mitzuorganisieren. Benachteiligungen sind sichtbar oder bleiben verborgen. Gleiche Augenhöhe ist somit nicht nur eine Frage des achtsamen Umgangs. Wer sich dessen gewahr wird, gestaltet Strukturen und Abläufe hierarchie-arm sowie diskriminierungssensibel. Zudem werden Räume geöffnet, die gute Artikulationsmöglichkeiten für Benachteiligte bieten.



Der ander artickel

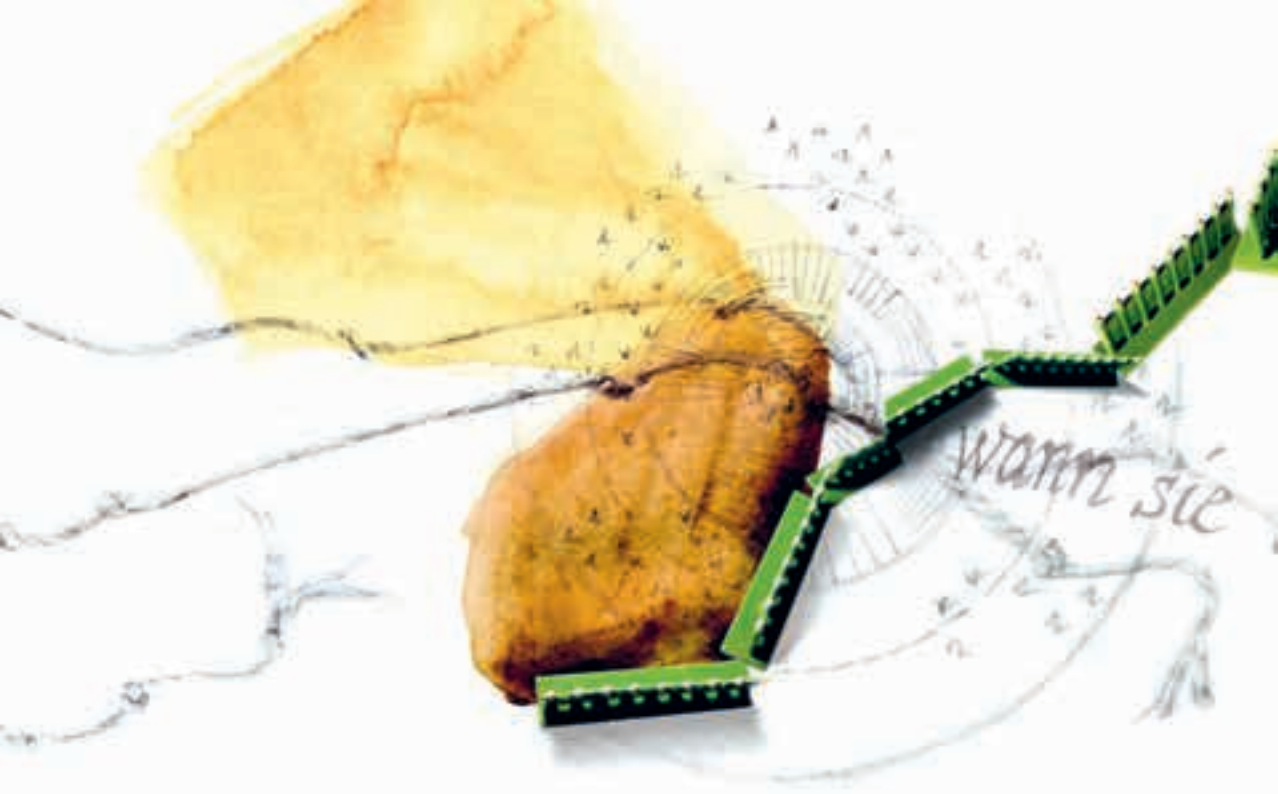
Nichts destminder wöllen wir den rechten korn zehat gern geben, doch wie sich gebürt. [...] Vnnd was über bleybt sol man (armen dürfftigen, so im selben dorff verhanden seynd) mittailen, nach gestalt der sach vnd erkantnus ainer gemain.

Vom »großen Zehnt« (auch »Kornzehnt«) sollen die Pfarrer besoldet werden. Ein etwaiger Überschuss soll für die Dorfarmut und die Entrichtung der Kriegssteuer verwandt werden. Der »kleine Zehnt« (auch »Tierzehnt«) soll abgeschafft werden, da er von Menschen erdichtet ist, denn Gott der Herr hat das Vieh für den Menschen frei erschaffen.

Commonsgemäß finanzieren

Welche Formen der Finanzierung können Commoning unterstützen?

Es ist wichtig, vielfältige Formen der Finanzierung zu kombinieren und dabei darauf zu achten, dass sie Commons nicht in Abhängigkeiten führen und somit untergraben. Optimal sind gemeinschaftsgetragene, solidarische sowie freilassende Finanzierungen, die selbst Ausdruck des Commoning sind.



Der drit artickel

Darumb erfindt sich mit der geschryfft, das wir frey seyen vnd wöllen sein. [...] Nit das wir gar frey wöllen seyn, kain oberkait haben wellen. Lernet vnß gott nit, wir sollen in gepotten leben, nit yn freyem fleyschlichen mütwillen.

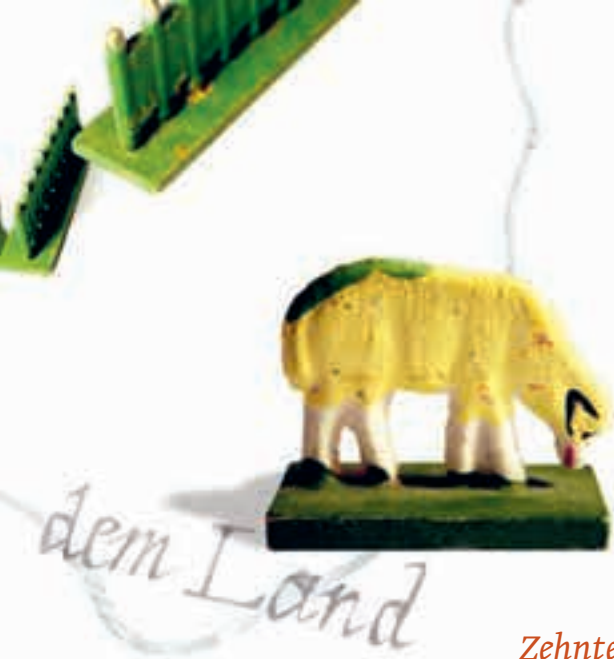
Drittens ist der Brauch bisher gewesen, dass man uns für Leibeigene gehalten hat, was unrecht ist, da Christus alle durch sein Blutvergießen erlöst und befreit hat, den Hirten wie den Höchsten. Darum ergibt sich aus der Schrift, dass wir frei sind und sein wollen. Wir wollen allerdings nicht frei von jeglicher Obrigkeit und jeglichem Gebot sein, sondern uns in den Dienst der Gebote Gottes und somit auch in jenen der von uns gewählten und eingesetzten Obrigkeiten stellen.

Auf Heterarchie bauen

Wie sind verschachtelte Organisationsstrukturen aufgebaut?

Beugen sie Machtmissbrauch vor?

Ab einer gewissen Komplexität sind Heterarchien unverzichtbar. Sie verbinden gleichrangige (Peer to Peer) mit hierarchischen Organisationsformen. Heterarche Strukturen sind nie ausschließlich vertikal und können leicht restrukturiert oder angepasst werden. Sie stärken Selbstwirksamkeit und Autonomie, beugen Spaltungen vor und bauen Bürokratie ab.



*Zehntens haben etliche sich Wiesen
und Äcker, die einer Gemeinde zugehören,
angeeignet. Die wollen wir wieder
zu unseren gemeinen Händen nehmen.*

Der viert artickel

*Zum vierten ist bißher jm brauch gewesen, daß kayn armer man nit gewalt gehabt
hatt, das willpret, gefigel oder fisch jn fliessenden wasser nit zû fachen zû gelassen
werden, welchs vns gantz vnzymlich vnd vnbrüderlich dunckt.*

Viertens durften bislang die armen Leute nicht Wild, Geflügel oder Fische fangen. Das erscheint uns ganz ungebührlich, unbrüderlich, eigennützig und wider das Wort Gottes. Denn als Gott der Herr die Menschen erschuf, hat er ihnen alle Tiere zu Land, zu Wasser und in der Luft zu ihrer Nutzung übergeben.

Poolen, deckeln & aufteilen

Wie wird in überschaubaren Kontexten zugeteilt, was durch Nutzung schwindet?

Was durch Nutzung schwindet, kann nicht allen unbegrenzt verfügbar sein.

Eine Zuteilungspraxis, die Geben & Nehmen entkoppelt, verbindet drei Elemente: das Zusammentragen des Verfügbaren, das Festlegen einer Nutzungsobergrenze und das Aufteilen. Hier müssen nicht alle Beteiligten beitragen. Sofern möglich erhalten sie dennoch, was sie brauchen.

Der funfft artikel

Zum fünfften seyen wir auch beschwert der beholtzung halb. Dann vnser herrschafft habend jnenn die höltzer alle allain geaignet, vnd wann der arm man was bedarff, muß ers vmb zway geldt kauffen. Ist vnser maynung: Was für höltzer seyen, sollen ayner gantzen gemain wider anheim fallen, vnd ainer gemayn zimlicher weiß frey sein.

Fünftens haben sich die Herrschenden die Hölzer (Wälder) angeeignet. Wenn die armen Leute Bedarf an Holz haben, müssen sie es zum doppelten Preis kaufen. Daher sollen alle Hölzer, die nicht nachweislich erkauft sind (also alle einstigen Allmendewälder), der Gemeinde wieder zurückgegeben werden, damit alle ihren Bedarf an Bau- und Brennholz daraus decken können.



Auf gemeinschaftsgetragene Infrastrukturen setzen

Welche Infrastrukturen werden genutzt und aufgebaut?

Gemeinschaftsgetragene oder Peer-to-Peer-Infrastrukturen sind elementar. Sie decken auch ab, was der Markt ignoriert und werden als Voraussetzung und Mittel der Produktion von den Beteiligten selbst kontrolliert. Das schafft soziale Sicherheit, verringert Abhängigkeit und erleichtert die Kooperation in großem Maßstab.

Der sechst artikel

Zum sechsten ist vnser hart beschwerung der dyenst halben, wölche von tag zů tag gemert werden vnd teglich zů nemen.

Sechstens sollen die Dienste (Fron), welche von Tag zu Tag zunehmen, auf ein erträgliches Maß reduziert werden, und zwar nach dem Brauch, nach dem einst unsere Eltern gedient haben: allein nach dem Wort Gottes.

Ohne Zwänge beitragen

Wie kommen die nötigen Beiträge materieller und immaterieller Art zusammen?

Beiträge erfolgen freiwillig – zwischen Lust und Notwendigkeit – oder werden gemeinsam beschlossen. Sie sind keine Reaktion auf äußeren Druck oder Sanktionen. Dabei werden Leistungen nicht genau gegeneinander aufgerechnet. Es ist wichtig zu verinnerlichen, dass nicht alle Commoners zu jeder Zeit gleich viel beitragen können. Ihre unterschiedlichen Möglichkeiten transparent zu machen hilft, empfundene Fairness im gegenseitigen Austausch herzustellen. Oft sind Beiträge unsichtbar. Ohne Zwänge beitragen bedeutet Geben ohne die Erwartung, etwas Gleichwertiges zurückzubekommen.



Der sybent artickel

Der herr soll jn nit weiter zwingen noch dryngen, mer dyenst noch anders vom jm vmb sunst begeren, darmit der baur solych gûtt onbeschwert, also rüeblich brauchen vnd niessen mûg.

Siebtens sollen die Herrschenden den Bauersleuten die Dienst- und Frontage nicht über das bei der Landverleihung festgesetzte Maß hinaus erhöhen.

Konflikte beziehungswahrend bearbeiten

Wie werden Konflikte angegangen?

Im geschützten Raum werden Konflikte sichtbar gemacht und ihre Gründe nachvollzogen. Beschwerden beziehen sich nicht auf Personen, sondern auf konkrete Verhaltensweisen oder Inhalte. Geäußerte Kritik geht mit persönlicher Wertschätzung einher. Durch eine Haltung des Respekts und des Sorgetragens lassen sich Beziehungen verändern, ohne sie zu kappen. Doch Trennungen sind nie ausgeschlossen.

Die Frage ist nicht, ob Konflikte bearbeitet werden, sondern wie.

Der achtet artickel

[D]amit der baur sein arbeit nit vmb sunst thye, dann ain yetlicher tagwercker ist seyns lons würdig.

Achtens können viele Landgüter die Gült (Pachtabgabe) nicht erwirtschaften. Ehrbare Leute sollen diese Güter besichtigen und die Gült nach Billigkeit neu festsetzen, damit der Bauer seine Arbeit nicht umsonst tue, denn ein jeglicher Tagwercker ist seines Lohns würdig.

Preissouverän Handel treiben

Wer bestimmt auf welcher Grundlage den Preis, wenn Handeln unumgänglich ist?

Kaum ein Commons besteht im Kontext der Marktwirtschaft völlig ohne geldvermittelten Austausch. Fairer Handel wird unumgänglich. Dafür müssen Marktpreise ignoriert und alle Produktions- sowie Vermittlungskosten transparent gemacht werden. Commoners bestimmen die Preise so, dass sich die Bedürfnisse von Produzierenden, Vermittelnden und Konsumierenden bestmöglich darin spiegeln.

Der neundt artickel

Zûm neüntem seyen wyr beschwertt der grossen frefel, so man stetz new satzung macht, nit das man vnß strafft nach gestalt der sach, sunder zû zeyten auß grossem neyd vnd zû zeytten auß grossem gunst.

Neuntens beschweren wir uns darüber, dass größere Vergehen (große Frevel) nach immerzu veränderten Gesetzen geahndet werden, und dass Strafen nicht nach Maßgabe des Tatbestands, sondern nach Willkür verhängt werden. Wir wollen aber nicht willkürlich, sondern nach überliefertem, festgeschriebenen Strafmaß beurteilt werden.

Regelverstöße nachvollziehen & abgestuft sanktionieren

Wie wird mit Regelverstößen umgegangen?

Wenn Regelverstöße zu Konflikten führen, können Sanktionen nötig werden. Zunächst die (Hinter-)Gründe für Regelüberschreitungen freizulegen, zu reflektieren und keine vorab festgelegten Strafen zu verhängen, erlaubt einen kontextsensiblen Umgang mit diesen Konflikten. Abgestufte Sanktionen sind zunächst gering und können sich – zum Beispiel bei Mehrfachverletzung – schrittweise verschärfen.

Der zehent artickel

Zûm zehenden sey wir beschwert, das etlich haben jnen zûgeaignet wisen, der gleichen ecker, die dann ainer gemain zû geherendt. Dieselbigen werden wir wider zû vnsern gemainen handen nehmen.

Zehntens haben etliche sich Wiesen und Äcker, die einer Gemeinde zugehören (Allmendeland, das ursprünglich allen Mitgliedern zur Verfügung stand), angeeignet. Die wollen wir wieder zu unseren gemeinen Händen nehmen.

Einhegungen & Vereinnahmungen dazwischenfunken

Wie behaupten sich Commons in commonsfeindlichen Kontexten?

Commoners machen sich verschiedene Einhegungs- und Vereinnahmungsformen immer wieder bewusst. Aus der Klarheit darüber entsteht konkreter und sichtbarer Widerstand. Kreativität ist gefragt, um beherrschende (Eigentums-)Strukturen zu unterlaufen und dem Reiz des Markts Paroli zu bieten.

Der aylfft artickel

Zûm ailften wellen wir den brauch genant den todt fall gantz vnd gar abthûn haben. Den nimmer leiden noch gestatten, das man witwen, waisen das jr wider got vnd eeren, also schentlich nemen, berauben sol, wie es an vil ortten (menigerlay gestalt) geschehen ist.

Elftens soll der Todfall (eine Art Erbschaftssteuer) ganz abgeschafft werden, so dass Witwen und Waisen nicht mehr schändlich beraubt werden, so wie es vielerorts auf vielerlei Weise geschehen ist.

Gegenseitigkeit behutsam ausüben

Wie wird das Verhältnis von Geben und Nehmen gestaltet? Wie ist mit der Angst umzugehen zu kurz zu kommen oder nicht genug zu leisten?

Die unterschiedlichen Bedürfnisse aller Beteiligten werden als gleichermaßen wichtig anerkannt. Wenn im Durchschnitt genügend Fähigkeiten und Kapazitäten eingebracht werden, erübrigt es sich genau auszurechnen, wer wem etwas schuldet.

Die Erfahrung genährt zu werden, ermöglicht auch andere zu nähren, ohne die Angst, zu kurz zu kommen oder nicht genügend zu leisten.

Beschluß

Zûm zwelften ist vnser beschluß vnd endtlyche maynung:

Zwölftens sind unser Beschluss und unsere abschließende Meinung, dass, wenn einer oder mehrere der vorstehenden Artikel dem Wort Gottes nicht entsprächen und uns dies auf Grundlage der Schrift erklärt würde, wir von diesen Artikeln absähen. Wenn uns jetzt Artikel zuerkannt würden, und es stellte sich heraus, dass sie Unrecht wären, dann sollten sie umgehend ihre Gültigkeit verlieren. Ebenso behalten wir uns vor, weitere Forderungen zu stellen, wenn sich in der Schrift weitere Hinweise auf Ungerechtigkeiten wider Gott und Menschen fänden. Der Friede Christi sei mit uns allen.

Eigene Governance reflektieren

Wodurch bleiben Regeln und Strukturen intakt, angemessen und wandlungsfähig?

Die eigene Organisationsweise regelmäßig zu reflektieren, ist wichtig. Es beugt Vereinnahmungen vor, ermöglicht Machtfragen zu thematisieren und kann finanzielle sowie institutionelle Abhängigkeiten offenlegen. Insbesondere die Muster der Selbstorganisation durch Gleichrangige bieten Orientierung für diesen kollektiven (Nach-)Denkprozess.

So wie ein Gemeinsames nicht ohne gemeinsames Tun entsteht, gelingt gemeinsames Tun nicht ohne bewusste Reflexion der eigenen Organisationsformen.

Commons entstehen immerzu

Angesichts kollabierender Systeme reicht das Gemeinschaffen in kleinen Nischen nicht mehr aus, meint der italienische Commonsforscher Massimo De Angelis. Stattdessen sollten commonistische Infrastrukturen, die quer zur kapitalistischen Verwertungslogik stehen, aufgebaut werden – nur wie?

Matthias Fersterer Massimo, wann hast du begonnen, Commons zu erforschen?

Massimo De Angelis Das war Mitte oder Ende der 1990er Jahre. Damals wurde mir bewusst, dass die Commons auf die eine oder andere Weise schon immer Teil meines Lebens gewesen waren. Dabei erkannte ich, wie grundlegend die Einhegung der Allmende – oder »ursprüngliche Akkumulation«, wie Marx das nannte – für die Verbreitung kapitalistischer Strukturen ist. Ich erkannte auch, dass es Einhegungen nicht nur zu Beginn des Kapitalismus gab, wie manche marxistische Strömungen annehmen, sondern immerzu und überall. Allerdings gibt es regelrechte Einhegungswellen – insbesondere nach gesellschaftlichen Umbrüchen, in denen neue Formen von commonsbasiertem Miteinander aufgetreten waren. Die neoliberale Phase, die Ende der 1970er Jahren begann, ist ein Beispiel einer solchen Einhegungswelle, die auf die internationale Welle antikapitalistischer Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre folgte. Dabei wurde mir bewusst, dass nicht nur die Einhegungen zum Kapitalismus gehören, sondern auch die Commons: Es gibt sie nicht nur in der europäischen Geschichte oder in marginalisierten Kulturen, sie entstehen immerzu. Und wenn sie eine kritische Masse erreichen, wenn sie die Ausbreitung des Kapitalismus behindern und sich nicht innerhalb kapitalistischer Strukturen verwerten lassen, dann beginnt die Einhegung.

Manchmal stelle ich mir Commoning als Myzel, als Pilzgeflecht, vor. Es wächst unter der Erde und immer mal wieder kommt ein Pilz an die Oberfläche. Dieser kann zertreten oder geerntet werden, aber das Myzel wächst weiter. Den Fruchtkörper zu zerstören, heißt also nicht Scheitern im absoluten Sinn. Die Sporen verbreiten sich und wachsen anderswo weiter. Das lässt mich hoffen, weil wir dabei an Traditionen anknüpfen können, die viel tiefer als die Einhegung reichen.

Ja, auch in hoffnungslosen Zeiten lässt sich hoffen. Das Myzel ist eine gute Metapher für das, was ich als »Pro-Commons« bezeichne, »pro« im doppelten Wortsinn: also *Proto*-Commons, weil sie *vor* formalisierten Mustern des Commoning kommen, aber auch *pro*, also *für* die Commons, weil sie grundlegend und zuträglich für deren Schaffung sind. Pro-Commons sind all jene Bereiche unseres Soziallebens, in denen Beziehungen zu einem wichtigen Wert werden, indem wir erkennen, dass erst durch Beziehungen – zueinander, zu anderen Lebensformen, zu Ökosystemen – gemeinschaftliche Lebensqualität entsteht. Gleichzeitig müssen wir aber aus der Myzelphase herauskommen, wir müssen Pilze züchten. Schließlich müssen wir essen! Aus den Pro-Commons müssen konkrete Formen sozialen Miteinanders hervorgehen, die den Wert von Beziehungen in die Bereiche von sozialer Infrastruktur und Produktion übertragen. Es geht um Formen, die den enormen

sozialen Ungleichheiten begegnen, die unseren Stoffwechsel mit der nicht-menschlichen Natur begrenzen und die dem gegenwärtigen Kapitalismus alternative Maßstäbe entgegenstellen. Beziehungen stehen darin an erster Stelle, nicht Tauschlogik, Wertschöpfung oder Profit, die gegenwärtig alles dominieren. An jedem Punkt unseres sozialen Miteinanders müssen wir uns fragen: Wie können wir diese Situation in ein Commons transformieren? Unsere Gegenwart erfordert Organisationsweisen, die sich rund um vielfältige soziale Reproduktion im denkbar pluralistischsten Sinn finden und gründen. Wir dürfen uns nicht damit zufriedengeben, Commons nur als lokale Experimente zu sehen. Nein. Wirklich jede Situation lässt sich als Commons betrachten und somit zumindest prinzipiell auch in ein solches transformieren. Wir müssen Wege finden, um die oberirdische Ebene zu verändern.

Ja, wir müssen das Commoning nähren, schon allein deshalb, weil die gegenwärtigen Strukturen zusammenbrechen. Alles deutet darauf hin, dass nationalstaatliche und marktökonomische Strukturen weiter bröckeln und kollabieren. Gemeinschaffen heißt auch, das, was wir in der Zukunft sehen wollen, schon hier und heute vorauszuleben und vorauszulieben. Die Zukunft entsteht wesentlich in der Gegenwart, denn das gegenwärtige soziale Miteinander bestimmt die Richtung, in die die Zukunft weist. Aber welche Zukunft? Wenn wir die gegenwärtig vorherrschenden Arten sozialen Miteinanders – profitfixiert, extraktivistisch, ausbeuterisch, auf Akkumulation abzielend – fortschreiben, dann werden sich unsere enormen sozialen und ökologischen

Probleme noch verstärken. Derzeit weisen alle Trends zu ökologischem Kollaps, Krieg, Umweltzerstörung und Völkermord. Wer wird dann wie überleben? Wie können wir durch die gegenwärtige Lage, die von internationalen Spannungen, weiteren Kriegen und der Bedrohung durch nukleare Vernichtung geprägt ist, hindurch navigieren? Ganz zu schweigen von der Klimakrise: All die gebrochenen Versprechen aus fast dreißig Jahren COP-Konferenzen, all das Gerede über Green New Deal und Energiewende, während sich die weltweiten CO₂-Emissionen seit der ersten COP-Konferenz 1995 mehr als verdoppelt haben. Wir haben das 1,5-Grad-Ziel verfehlt, steuern bis zum Ende des Jahrhunderts auf 3,1 Grad Erderwärmung zu, und es gibt einen dramatischen Verlust an Biodiversität. Noch vor ein paar Jahren galt eine Erwärmung des Weltklimas von durchschnittlich 3 Grad als Alptrahmszenario – doch das ist der Pfad, auf dem wir uns aktuell befinden. Wenn wir nicht handeln, sind wir bald bei 4 oder 6 Grad. Das Problem ist, dass die vorherrschende Praxis unseres sozialen Miteinanders der Notwendigkeit sozialer Reproduktion auf ganzer Linie entgegenläuft. Punkt. Aus diesen Trends spricht keine Hoffnung. Hoffnung liegt in der Kraft, die sich aus den Widersprüchen der Gegenwart speist und sich in neuen Praktiken und neuen Systemen verortet, die auf einem völlig anderen Wertgefüge als denen des gegenwärtigen sozialen Miteinanders gründen: in dem die Profit- und Tauschlogik durch Beziehungslogik ersetzt wird. Die Myzel-Hoffnung ist nicht zukunftssträchtig, wenn wir nicht auch Wege finden, neue Praktiken, Strukturen, Strömungen und Systeme konkret werden zu lassen, die einen Nährboden für das Gemeinschaffen bilden. Das Myzel muss Pilze hervorbringen!

Sicher, wenn wir uns an den gegenwärtigen Trends orientieren, gibt es keine Hoffnung. Begründete Hoffnung entsteht für mich hingegen daraus, dass Menschen ihre Lebenspraxis verändern. Dafür gibt es viele ermutigende Beispiele. Allerdings kann ich kein kollektives »Wir« erkennen, das zu globalem Wandel willens oder fähig wäre! Wir sind hier mit vierzig Gleichgesinnten beim Workshop »Commoning Beyond Growth« in Nottingham. Wir alle arbeiten seit Jahren und Jahrzehnten auf sozial-ökologischen Wandel hin, aber dieser hat sich nicht auf einer größeren Ebene ereignet. Es steht schlichtweg nicht in deiner oder meiner Macht, Regierungen und Konzerne eine 180-Grad-Wende vollziehen zu lassen.

Deshalb muss sich dieses »Wir« durch neue Organisationsweisen, die sowohl neue Wege der sozialen Reproduktion schaffen, als auch das Kapital in seine Schranken weisen, als wirksame soziale Kraft begründen. Es gibt Anzeichen dafür, dass eben dies gerade geschieht. Etwa indem sich ökologische Bewegung und Arbeiterbewegung zusammentun. Zunehmend wird erkannt, dass die Weise, wie wir unser Leben im Kapitalismus reproduzieren, destruktiv ist. Gleichzeitig gibt es aber auch die Trägheit der Masse und ein verbreitetes Gefühl von Ohnmacht – beides hat mit unserer hohen materiellen und symbolischen Abhängigkeit von den Strukturen des kapitalistischen Systems zu tun. Wir sollten Commons auf einer anderen Ebene betrachten: Es wird Zeit, dass die Commonsbewegung erkennt, dass es nicht nur darum geht, Ressourcen zu teilen und zu verwalten, sondern auch darum, die vorherrschenden Produktionsweisen herauszufordern. Kämpferische Commons sind auch eine Form von Commons, und viel kämpferisches Potenzial liegt heute im Feld demokratischer Teilhabe.

Dabei sind Bewegungen wichtig, die in jeglicher Hinsicht »transversal« sind – also quer, seitwärts, zum gegenwärtig vorherrschenden System wirken und Verbindungen schaffen – und die nicht nur neue Identitäten und Subjektivitäten, sondern auch neue Weisen sozialer Reproduktion hervorbringen.

Vieles davon geschieht an Orten des Gemeinschaftens, über die Oya berichtet und an denen Oya entsteht. In der Lebensgemeinschaft Klein Jasedow, in der ich seit sechzehn Jahren lebe, sind wir drei Dutzend Menschen in vier Generationen, die versuchen commonische Lebensweisen vorauszuleben. Im Rahmen unserer Möglichkeiten versuchen wir, anderen Strukturen von Reproduktion und Produktion aufzubauen: Wir haben einen landwirtschaftlichen Betrieb, eine gemeinsame Ökonomie, publizieren gemeinschaftsgetragene Bücher und Zeitschriften, haben die Kampagne *Achergifte? Nein danke!* ins Leben gerufen und eine freie Schule gegründet. Obwohl wir geldleicht und ökologisch bewusst leben, ist uns klar, dass auch wir weit über unsere Verhältnisse leben, weil wir Teil von Strukturen sind, die jenseits unseres Einflussbereichs liegen.

Wir haben viel über die Commons als marginale Organisationsformen nachgedacht, die in den Zwischenräumen sozialer Kooperation wirken. Das ist wichtig. Aber das Ausmaß der gegenwärtigen Krisen und Zukunftsaussichten erfordert, dass wir uns auf eine andere Ebene bewegen: Wir müssen darüber nachdenken, wie wir die Öffentlichkeit und die gigantischen Versorgungsketten, die gegenwärtig von Konzernen bewegt werden, in etwas transformieren können, das den Commons zumindest ähnelt. Wir müssen uns kollektiv dem Problem der Suffizienz zuwenden, müssen uns fragen, was wir wirklich

brauchen. Das sollte nicht als Verzicht gesehen werden, sondern als Chance, unser soziales Miteinander so zu gestalten, dass alle erfüllt, frei und würdevoll leben können. Den gegenwärtigen Trends zufolge steuern wir auf katastrophische Szenarien zu, die eben darin wurzeln, wie wir heute unser soziales Miteinander gestalten! Zum Beispiel das Gesundheitssystem: In Italien werden der öffentlichen Gesundheitsversorgung seit Jahren die Mittel entzogen, was zu langen Wartelisten führt, während private Kliniken staatlich gefördert werden. Das ist organisierte Dummheit! Was würde es hingegen bedeuten, wenn das Gesundheitswesen und andere Sektoren wie Fertigungsindustrie, Landwirtschaft, Forschung und Design zu Commons würden? Welche Bedürfnisse und Wünsche, die nicht auf Kapitalreproduktion sondern auf sozialer Reproduktion gründen, sollten wir decken? Was würde es bedeuten, wenn ein Landstrich zum Commons würde? Es geht darum, uns zu fragen, welche Maßstäbe wir anlegen wollen, und wie wir dies in den Zusammenhängen, in denen wir jeweils wirken, umsetzen können: Was wollen wir produzieren und was nicht? Wann und wie wollen wir es produzieren? Wer soll es produzieren? Und wie viel? Wollen wir mehr Plastikflaschen produzieren, oder stattdessen öffentliche Trinkwasserbrunnen in unserer Städten einrichten und Plastikflaschen verbieten? Ich wäre für Brunnen.

Ich auch! Aber die kapitalistische Verwertungslogik ist hartnäckig. Du und ich können zwar Plastikflaschen meiden, vielleicht sogar Brunnen bohren, aber nicht den Trend zu immer mehr Plastik umkehren.

Ja und nein. Wenn wir vereinzelte Individuen sind, die nur mit dem tagtäglichen Überleben

beschäftigt sind, dann nein. Wenn wir uns hingegen mit anderen und mit bestehenden Bewegungen zusammentun, dann können wir ein größeres soziales Subjekt mit größerer Handlungsmacht bilden. Verbindung erzeugt soziale Wirkmacht.

Genau! Deshalb ist es ja so wichtig, Gemeinschaften, Kollektive, Netzwerke zu bilden. Das ist es übrigens auch, was ich eingangs mit dem Myzel meinte ...

Wie schon gesagt, die beziehungshaften Werte, die wir im sozialen Myzel nähren – in den Pro-Commons –, sind eine notwendige Voraussetzung, aber das reicht nicht. Und es gibt auch Gemeinschaften, Kollektive und Netzwerke mit patriarchalem Machtgefälle, die »Andere« – marginalisierte Gruppen wie etwa Menschen mit Migrationshintergrund – ausgrenzen. Dafür dürfen wir auch innerhalb von Commons nicht blind sein! Solange Machtstrukturen normalisiert werden, lassen sie sich nicht überwinden. Wenn wir sie jedoch sichtbar machen, können wir ihnen bewusst entgegenwirken.

In meinem Verständnis sind Commons von gleichwürdigem Miteinander geprägt.

In meinem nicht. Wir sollten Commons nicht so fassen, dass wir auf einem moralisch hohen Ross sitzen. Ungerechtigkeit macht auch vor Commons nicht halt. Es gibt »korrumpierte Commons«, um einen Begriff von Michael Hardt and Antonio Negri zu verwenden,¹ und es gibt »verkackte Commons«, *fucked-up commons*, wie ich gern sage, die hierarchische Machtbeziehungen replizieren, aufgrund derer festgelegt wird, was auf welche Weise geteilt wird. Wir müssen vorsichtig sein, denn Machtstrukturen neigen dazu, sich zu wiederholen. Deshalb ist es so

wichtig, dass die Praxis des Commoning – also das, was ein Commons hervorbringt – fluide bleibt. Dieses Fließen kann auch Widerstand gegen verfestigte kulturelle Altlasten beinhalten. Davor sollten wir nicht zurückschrecken.

Ein Satz von dir, mit dem ich mich intuitiv verbinden konnte, begleitet mich schon lange. In *Omnia Sunt Communia*² hast du geschrieben, dass Indigenität nicht etwas Exotisches sei, sondern mit den Commons, egal wo, verbunden sei. An einem Ort heimisch zu werden, heißt demnach auch, auf der Planetin als Ganzer heimisch zu werden.

Ja. Indigenität bedeutet für mich, zugleich Gaia und unser Heim zu bewohnen, aktiv Probleme vor Ort anzugehen und Wege zu finden, wie sich dissident sein lässt. Wenn wir auf unsere europäische Geschichte blicken, dann war das noch bis vor wenigen Generationen in gewissem Maß selbstverständlich. Bei meiner Reise in die Anden in Südamerika habe ich erlebt, wie Menschen sich um die Gegebenheiten vor Ort kümmern, unter schwierigen Umständen gemeinsam aktiv werden und Verantwortung für ihr Leben übernehmen – sie helfen einander, bauen Infrastruktur auf, verteilen Ressourcen, sorgen füreinander, erledigen Aufgaben reihum und mobilisieren ihre Familien und Gemeinschaften zu Protestaktionen. Bis vor achtzig Jahren setzte sich die Generation meiner Großeltern im ländlichen Italien auf ganz ähnliche Weise mit den Problemen auseinander, die sich ihnen kollektiv stellten. Damals gab es alle möglichen formalisierten und informellen Organisationsweisen, eingebettet in die moralischen Ökonomien, die sie nährten und ernährten. Vieles davon ist verlorengegangen, vieles wurde in neuer Form wiederentdeckt – nicht nur in ländlichen,

sondern auch in städtischen Räumen: in Gemeindezentren, Stadtgärten, Lebensmittel-Kooperativen, solidarischen Netzwerken usw. Es wäre so wichtig, dass mehr Menschen diesen Geist der Selbstorganisation in kollektive partizipatorische und demokratische Prozesse tragen. Dann lässt sich nämlich fragen: Wie wäre es, mit dieser indigenen Haltung in unserer von kapitalistischer Verwertungslogik dominierten Welt heimisch zu werden?

Ich musste gerade an Ailton Krenak denken, der als Sprecher der Krenak am Rio Doce im Amazonasregenwald sagte: Wir können unsere Heimat nicht verlassen. Selbst wenn das Bergbauunternehmen unseren Fluss vergiften und die Regierung Militärgewalt aufführt, bleiben wir.³ Das ist ein kraftvolles Beispiel für Indigenität und Widerstand.

Das ist eine starke Position, und 500 Jahre indigenen Widerstands angesichts von Völkermord zeugen von dieser Stärke. Die Geschichte zeigt allerdings auch, dass Körper und Wille gebrochen werden können, wenn nur ausreichend genozidale Gewalt verübt wird. Dein Beispiel erinnert mich an das »Heilige«. Bei der Widerstandsbewegung

¹ Michael Hardt und Antonio Negri, *Commonwealth* (Harvard University Press 2009).

² Massimo De Angelis, *Omnia Sunt Communia* (ZED Books 2017), S. 23.

³ Ailton Krenak, »Leben ist nicht nützlich«, in: *Oya* 70/2022, S. 24 f.

⁴ Siehe dazu auch Claus Biegerts Reisejournal »Einladung nach Window Rock« auf S. 46 in diesem Almanach.

Es ist wichtig, dass die Praxis des Commoning – also das, was ein Commons hervorbringt – fluide bleibt.

rund um die Dakota Access Pipeline in den USA in Standing Rock, ließ mich ein Foto von Native Americans aufmerken. Sie hielten ein großes Banner mit der Aufschrift: »Defend the sacred« (Verteidigt das Heilige).⁴ Gewiss, das Land ist ihnen heilig. Aber den Energiekonzernen ist es auch heilig, wenn auch auf völlig andere Weise. Was ist das Heilige? Das Wichtigste, das Höchste, das, was unantastbar ist, weil du ein Teil davon bist. Es ist allerdings nicht so, dass nur die Indigenen das Heilige verteidigen würden. Die Energiekonzerne haben einfach eine völlig gegensätzliche Auffassung davon, was heilig sei. Es geht also um einen Konflikt bei der Verteidigung des Heiligen. Was den indigenen Gemeinschaften heilig ist, das ist zum Beispiel die durch die Pipeline bedrohte örtliche Trinkwasserversorgung, das sind die alten Grabstätten und Kulturstätten, das ist ein Leben in Verbundenheit mit dem Land und mit den Ahnen, mit ihrer Geschichte, mit ihrer Kultur und miteinander. All das wird jedoch im Namen dessen, was dem Energiekonzern heilig ist, unterwandert: der Jahresbilanz. Wir müssen diesen Konflikt anerkennen und uns entscheiden, was uns heilig ist. Mit diesem Konflikt im Bewusstsein lässt sich ganz anders über Commons und gesellschaftliche Transformation nachdenken.

Eine andere Definition des Heiligen wäre: Das, was sich nicht veräußert lässt. Ich lebe als Commoner, so gut ich eben kann, weil es das ist, was mir heilig ist. Baust du immer noch alte Getreidesorten an?

Nein. Das war eine gute Erfahrung, aber es gab verschiedene Schwierigkeiten. Im Moment schreibe ich ein Buch über die »Kapitalpyramide«. Das verlangt mir viel Energie ab. Ich versuche zu beschreiben, auf welcher hochkomplexen Weise wir kollektiv mit dem System, das wir Kapitalismus nennen, verwoben sind. Und ich frage, wie wir unsere materielle und symbolische Abhängigkeit davon verringern können, was mich wiederum zu Fragen von Wahrnehmung, Bewusstsein und Wertepaxis bringt. Wie können wir die Welt, in der wir leben, deren Teil wir sind und deren materielle und symbolische Kreisläufe auch wir tagtäglich reproduzieren, kritisch beobachten? Um ein kritisches Bewusstsein dafür, was wir da eigentlich tun, zu entwickeln, müssen wir uns selbst gewissermaßen von außen beobachten.

Als wären wir Anthropologen unseres eigenen Lebens.

Ja, das trifft es gut. Früher haben wir von Klassenbewusstsein, feministischem Bewusstsein, Umweltbewusstsein und postkolonialem Bewusstsein gesprochen – heute müssen wir uns all dessen und vielleicht noch mehr gleichzeitig bewusst werden.

Hab Dank für deine Reflexionen – ich freue mich darauf, dein Buch zu lesen!

Der stille Klang der (Un-)Beschwertheit

Selbst für mich als Erwachsenen gibt es eine Zeit im Jahr, einen Moment, dem ich mit der weihnachtlichen Vorfreude eines Kindes begegne. Es ist weder Winter noch Herbst, noch ist es ganz Frühling oder Sommer: Es ist der schleierhafte Übergang, wo das Jahr noch in den versumpften Startlöchern steht, mir die Sonne das Gesicht wärmt und ein Spätfrühlingswind suggeriert, ich bräuchte keine Jacke mehr. Trauen kann ich diesen Gefühlen jedoch noch nicht ganz, schließlich stecken meine klammen Knöchel noch im kalten Schlamm. Der Schleier schluckt das Geräusch der Startklappe und dennoch, ohne es zu merken, bin ich losgelaufen, kein Sumpf mehr; keine Zweifel darüber, welche Kleidung jetzt angemessen sei; meine Füße unbeschwert, tanzend.

Für diesen »einen« Moment müssen zwei Dinge zusammenkommen: Zum einen die Stichworte »Tanz« und »Unbeschwertheit«, quasi die erste durchtanzte Nacht des Jahres, in der mich die Kälte nicht vor Sonnenaufgang in mein Bett getrieben hat und ich mit summenden Ohren die Stille und den Duft der Dämmerung kosten darf. Zum anderen muss ein Vogel, seitdem ich ihn das letzte Mal hören durfte, 10 000 Kilometer zurückgelegt haben und meine Nachbarschaft noch immer für einen geeigneten Brutort halten, für noch sicher genug, für noch feucht genug ...

Es ist Ende April, meine Ohren dröhnen in sanfter Resonanz zu dem, was meine Füße dazu bewegt hat, die gesamte Nacht nicht stillzuhalten. Zu zweit sitzen wir auf der hölzernen Terrasse, das Bett nicht mehr fern, und bevor uns der Schlaf holt, schweifen unsere letzten Blicke über die von der Dämmerung lehmfarben getünchten Hügel und Hecken. Dann durchbricht die Stille etwas anderes, etwas unverkennbares – ein stiller Klang, ein zartes Geräusch, ein Liebeslied, das alles durchdringt. Wir schauen uns an, das ist der Moment, und er macht die Unbeschwertheit der ganzen Nacht egal.

Die Nachtigall ist zurück. Noch will sie, kann sie zurück, noch ist es feucht genug, noch gibt es genügend Hecken. Und zaghaft flüstere ich, halb zu mir und halb zu ihr, flüstere zur Welt und zu dem einen Moment: »Bitte bleib! Ich möchte nicht, dass du gehst; ich möchte, dass du bleiben magst.« *Leon Herweg*





Am Ende sind wir alle Kompost

Eine Geschichte aus einer unbestimmten künftigen Zeit, erzählt von Mina, übersetzt für diesen Almanach in gegenwärtiges Deutsch, inspiriert von der dann offenbar gescheiterten Kryonik-Bewegung, die im 21. Jahrhundert den Tod austricksen wollte. Vorsicht: In der Geschichte kommen tiefgekühlte Körper und ein unheimliches Brummen vor.

aufgeschrieben und übersetzt von A. M. Jorind

Ihr bittet mich immer und immer, die Geschichte wieder zu erzählen. Also erzähle ich sie noch einmal, obwohl es eine äußerst merkwürdige Geschichte ist. Aber vielleicht wandert diese Geschichte ja einst bis an einen Ort, an dem sie verständlich wird. Ich glaube daran, dass jede Geschichte einen Ort in Raum und Zeit hat, wo sie ganz verstanden werden kann.

Im weiteren Verlauf der Geschichte wird eine äußerst unappetitliche Entdeckung gemacht werden. Wer diese nicht mitvollziehen möchte, möge auf die Anmerkungen am Seitenrand achten.

Es trug sich in dem Jahr zu, als wir eine andere Route als sonst nahmen. Das Tal, durch das wir üblicherweise zum großen Sommertreffen der Ziehenden Rehe wanderten, war im Jahr zuvor von einem Waldfeuer verwüstet worden. In langen Winterrunden hatten wir beschlossen, dieses Jahr weiter östlich zu ziehen und zu schauen, ob es dort einen anderen guten Weg zum Sommerlager geben würde. Der Tag, an dem wir auf das Merkwürdige trafen, war ein Tag, an dem die Pappelsamen flogen. Wisst ihr, einer jener Tage, an denen die Welt von Frühlingstaumel durchdrungen ist, von flaumigen, weißen Flocken, die umherschweben, sich verbinden, sinken, aufsteigen. Die Schwalben waren wiedergekehrt und flogen dann und wann, Jubelrufe aussendend, zwischen dem Flaum herum. Es war einer jener Tage, die ein wenig außerhalb der Zeit stehen. Wir gingen gerade in Richtung der aufgehenden Sonne, in die Hügel hinein. Der Alte Weg, den wir nahmen, war von großen Eichen gesäumt. Trotz der vielen tiefen Löcher

war der Weg gut genug, dass die Esel unsere beiden Wagen mit den Zeltstangen, den Fellen, der Kleidung, dem Räucherfleisch und den Gewürzen im Schrittempo ziehen konnten. Wir waren damals gut vier Handvoll Leute in unserem Familienverband, darunter mehr als eine Handvoll ungestümer Kinder und Jugendlicher, ein Maultier, zwei Esel und drei Hunde. Wir gingen mit den Eseln, den Karren, den Weidenkiepen und den beiden Kindern auf dem Rücken, die noch nicht selbst weit gehen konnten. Im Winter zuvor hatte ich zum ersten Mal ein Kind geboren, es konnte noch nicht laufen und hatte noch keinen Namen. Ich war müde, die Sonne war schon seit vielen Herzsclägen am Sinken. Wir waren auf der Suche nach einem Nachtlager. Und da sahen wir es, ich weiß noch genau, wie es aus der Ferne leuchtete: die Strahlen der nachmittäglichen Sonne, kräftig schon, in der Wachsezeit, wurden zurückgeworfen von etwas Riesigem, Glitzerndem. Ich blinzelte. Zuerst dachte ich, es wäre ein See – doch ein See, auf Höhe einer Baumkrone? Ich stutzte, blieb stehen. Das Kind im Tuch zappelte, wollte, dass ich weiterginge. Da bemerkten auch die anderen das Glitzern, blieben stehen, glotzten. Es war groß, gewaltig, eckig. Hohe, helle Wände, das Glitzern kam von der Bedeckung. Eine Art Hütte, doch viel, viel größer, das Dach wahrscheinlich aus Nedal, jenem Alten Material, das dünn und glänzend und scharfkantig ist, und außerordentlich stabil. Üblicherweise waren von Nedal bedeckte Behausungen aber von Moos bewachsen und von Löchern durchsetzt, die das Wasser und die Sonne hineingeblinzelt hatten. Doch das Haupt dieser Alten Hütte hier, das so hoch wie drei Menschen war, glitzerte wie frisch gewaschen. Das war seltsam.

Langsam gingen wir näher, die drei Hunde, die bei uns lebten, hatten sich hinter den Beinen enser Lieblingsmenschen versteckt und trauten sich nicht, forsch voranzuspringen, wie es sonst ense Art war. In der Luft lag ein gedämpftes, gleichmäßiges Brummen, wie Grillenzirpen oder das Schnurren einer Katze, das sich jedoch nicht hob und senkte, sondern immerzu auf dem gleichen tiefen Ton weitersummte, wie eingefroren in der Zeit. Und dann sahen wir es: Vor der Alten Hütte saß auf einem Sitz ein uraltes Menschlein, in sich zusammengesunken, die Nase schmal und spitz aus dem runzligen Gesicht ragend, die weißen Haare vom Kopf abstehend. Wir näherten uns zögerlich. Ich versuchte auszumachen, ob die Brust sich noch hob und senkte, aber es gelang mir nicht. Ich trat einen Schritt näher, das Baby auf meinem Rücken quietschte, ich berührte die Hand des eingesunkenen Menschleins: Sie war warm – en¹ lebte! Noch. Das Menschlein hatte eine Decke um die Beine geschlungen und trug

¹ Die Ziehenden Rehe verwenden genderfluide Pronomen und Artikel für alle menschlichen und mehr-als-menschlichen Wesen, Entitäten und Artefakte. Um dies abzubilden, ohne den Lesefluss übermäßig zu erschweren, ersetzen wir in dieser Übersetzung aus der Zukunft Pronomen, die sich auf Menschen oder Tiere beziehen (nicht aber alle anderen), konsequent durch die Neopronomen en/ens/em/en. Die in der gegenwärtigen Standardgrammatik üblichen Artikel behalten wir bei.



ROBERT VOLKMER

Kleidung von den Knöcheln bis zum Hals und zu den Handgelenken. Sie sah aus, wie aus einem Stück grauen, festen Stoffs genäht, sicher schon ein halbes Leben alt, aber gut gepflegt, auf der Brust etwas Gesticktes, das keins von uns sicher deuten konnte: Vögelchen? Oder ein Zeichen, das auf unsichtbare Wesen deutete? »Is' en gegangen?«, fragte Brussadel, eins der vorwitzigsten jungen Leute. »Nein«, sagte ich, »noch nicht, aber bald.« – »Oh!« – Alle schwiegen einen Augenblick, nur das Baby krächte. »Wir müssen das Menschlein hineinbegleiten«, sagte Vrom bestimmt. Alle nickten. Ja, das mussten wir wohl, denn so war es angemessen. Ging eins fort, wurde es ins Huh² hineinbegleitet. »Dann müssen wir hier lagern«, sagte ich. »Die Sonne steht schon tief, das Kind muss trinken.« Ein Gemurmel hob an, alle beratschlagten, ob wir genügend Wasser und Vorräte hätten, gingen auf und ab, spähten um die Ecke, hielten Ausschau nach einem guten Platz für unsere Zelte. Wir luden die Körbe von den Eseln ab und banden en an die dicke Eiche, die nahe bei dem Haus und dem Weggehenden stand. Vrom hatte sich neben den flach atmenden Körper gekniet und hielt ens Hand. Flüsternd beriet sich Vrom mit Niehus darüber, ob es besser sei, en auf ensem Sitz zu lassen oder in ein Zelt

² Huh, das »Große Dunkle« im Weltganzen, also das Erdreich und all das, wohin die Sonne nie scheint; vgl. auch Juh, das »Große Helle«, also der Luftraum und all das, was durch die Sonne erhellt wird. Die Kosmologie der Ziehenden Rehe basiert auf dem Zusammenspiel von hell und dunkel, die nicht als binäre Gegensätze, sondern als komplementäre Qualitäten im Juhuh, dem »Großen Helledunklen« oder dem »Ganzen des Lebens«, begriffen werden.



zu legen: Von wo aus mochte uns Atem wohl lieber ins Juh eingehen?
Das alte Menschlein zuckte kaum noch mit den Lidern.

Als alle Zelte standen, als Alt-Mitia ein Feuer entfacht und den Suppenkessel hineingehängt hatte, war das Baby eingeschlafen. Vrom und Niehus hatten sich entschieden, das Großelterchen samt Sitz neben das Feuer zu stellen. Ich hörte das skandierende Murmeln der beiden, das Einfache Lied für die Tage des Abschieds. Ich stand neben dem Feuer und überlegte, ob ich mich am Singen oder am Kochen beteiligen sollte, entschied mich dann aber stattdessen dafür, auf die Suche nach Wasser zu gehen. Vielleicht gab es in der Hütte einen Quell, der noch funktionierte? Manches Mal hatte ich es schon in den Alten Hütten erlebt, dass Wasser aus der Wand sprudelte. Alt-Mitia erzählte wieder und wieder, dass die Leute in enser Kindheit auf der Suche nach Wasser meist in Alte Hütten gegangen waren. Wir schauen heute vor allem draußen nach dem Glitzern – in Knicks, an Waldrändern oder in Senken unter Hügeln, dort, wo Eschen, Weiden oder Pappeln stehen, oder folgen den Graureihern, Bachstelzen und Gänsen. Doch hier, bei diesem wie frisch gewaschen funkelnden Haus könnte es sich lohnen, nach einem inneren Quell zu suchen. Neben dem Weggehenden war

eine Tür, die in die Alte Hütte hinein führte. Sie war fest verschlossen. Was nun? Sicherlich hatte es eine Bedeutung gehabt, dass das uralte Menschlein direkt neben der Tür gesessen hatte. Ich schaute rasch über die Schulter, alle waren mit sich und ensen Verrichtungen beschäftigt, nur Brussadel war zögernd näher gekommen. »Wir sollten in der Gewandtasche des Menschleins nachschauen«, schlug en vor. Wir schlenderten hinüber zum Feuer. »Wir müssen en etwas fragen«, richtete Brussa das Wort an Vrom und Niehus, die weiter das Einfache Lied summten. Vrom nickte knapp, ohne ensen Sang zu unterbrechen. »Wie kommen wir hinein?«, richtete ich das Wort klar und leise an das Menschlein, das, direkt angesprochen, trotz rasseln-den Atmens die Augen hob. »*Tschaliamansch?*«, brachte en unter Mühen hervor. Mist, wir sprachen nicht dieselbe Sprache. Ich versuchte es noch einmal in Allersprache, von der zumindest alle Menschen, die ich kannte, ein paar Brocken verstanden: »*How get in?*«, dabei gestikulierte ich, als wollte ich die Tür einer Alten Hütte öffnen. Und wirklich! Das Altchen nickte kaum merklich, hob in einer unendlichen Anstrengung die Hand, und deutete auf die rechte Brusttasche. »*Key ... guard them ... future!*«, brachte en rasselnd hervor, hustete, und schloss die Augen wieder. Ich kniete mich nieder, berührte sanft den Handrücken des Altchens mit der einen und zog mit der anderen Hand etwas aus Nedal aus enser Brusttasche. Erstaunt blickte ich das Ding an. Alt-Mitia nickte uns von der anderen Seite des Feuers aus zu: »Das ist ein Kieh, es kann Alte Hütten öffnen und schließen«, half en uns. »Gut«, sagte Brussadel und nahm das Kieh an sich. Wir gingen zurück zur Alten Hütte und Brussa schloss mit enser üblichen Hastigkeit auf. Im Haus war es stockfinster, das gleichförmige Brummen war hier viel lauter zu hören.

Durch die geöffnete Tür fiel ein Streif Abendlicht in die Hütte, genug, um zu erkennen, dass vor uns ein winziger Gang lag, von dem zwei Türen nach Westen und eine nach Süden abgingen. Auf den beiden Westtüren waren Zeichen angebracht: verschieden gekleidete Menschenleute, eins mit sichtbaren Beinen, eins mit einem Dreieck statt Beinen, vielleicht ein weites Beinkleid. Wir öffneten die Tür, auf der das Mensch mit Beinen war, und uns stockte der Atem: In der Kammer stank es so widerwärtig, dass mir schlecht wurde. Brussa keuchte und schlug die Tür gleich wieder zu. Es roch wie auf einem Misthaufen, bloß ohne die süßliche, verheißungsvolle Rottungsnote. Hier roch es nur nach Dreck und alter Pisse. Wir öffneten die andere Tür, hier war die Luft besser – zwar abgestanden, aber kein Gestank wie nebenan. In der Wand sahen wir ein weiß glänzendes Becken, das

ich bei anderen Inhausquellen schon öfter gesehen hatte. Das musste die Einfassung sein, die die Frühermenschen den inhäusigen Quellen gegeben hatten. »Du kannst hier an diesem Knopf drehen«, wies ich Brussa an. En hatte erst ein-, zweimal so etwas gesehen. Brussa drehte, es ging schwer – noch einmal, und dann: »Wasser!«, riefen wir wie aus einem Mund. Das laute Geräusch machte das Baby auf meinem Rücken kurz zappeln, dann schlief en weiter. Wasser sprudelte aus der Wand, wir hatten eine Inhausquelle entdeckt! »Schnell, dreh es wieder zu!«, rief ich zu Brussa. Ich hatte schon einige Male erlebt, dass eine Inhausquelle so schnell versiegte, wie sie angegangen war. Gehorsam drehte en in die andere Richtung. Ich wollte zurück, und den anderen von unserer Entdeckung berichten. »Aber Mina, schau, lass uns noch durch die andere Tür gehen!«, drängte Brussadel, »Wer weiß, was wir dahinter finden?« – »Nein, erst Wasser«, entgegnete ich mit all der Autorität des wenig Älteren, die ich aufbringen konnte, doch vergeblich. »Ach komm, Mina, du willst es doch auch wissen!« Vielleicht hatte ich eine Vorahnung, dass uns die Entdeckung in diesem Raum größere Arbeit bescheren könnte, vielleicht war ich auch nur müde vom vielen Gehen und Tragen. Dennoch folgte ich Brussa, als en die Tür öffnete, ins unbekannte Dunkel. Das fahle Licht, das vom Eingang bis hierher drang, gab den Blick auf eine riesige Halle frei, in der vier Handvoll große Behältnisse aus Nedal standen, grau schimmernd, makellos schön. Es war eisig kalt, wie an einem Wintertag. Das Brummen war lauter geworden – wie eine Sommerwiese voller Zikaden, nur lauter, dunkler, eintöniger. Die Behältnisse waren viel höher als unsere Köpfe und rund wie Baumstämme. Brussa schnappte sich die Leiter, die an einem der glänzenden Stämme lehnte, stieg hinauf und rief triumphierend: »Oben sind sie platt. Ich glaube, sie haben Deckel!« In diesem Augenblick wusste ich nicht, welch grausige Entdeckung wir wenig später in den Nedalstämmen machen sollten, und auch nicht, was ganz vorn in dem

*Vielleicht wandert diese Geschichte ja einst
bis an einen Ort, an dem sie verständlich wird.
Ich glaube daran, dass jede Geschichte einen
Ort in Raum und Zeit hat, an dem sie ganz
verstanden werden kann.*

niedrigeren Behältnis auf uns wartete, das mehrere Klappen an der eisglatten Nedalborke statt eines Deckels hatte und nicht ringsum geschlossen war. Mir klapperten die Zähne, und ich dachte an das Kind mit dünnen Socken und Mützchen auf meinem Rücken. Ich rief Brussa zu, dass wir jetzt sofort rausgehen sollten. Diesmal folgte Brussa. Sacht schlossen wir die Tür zur Halle und verschlossen die Tür nach draußen mit dem Kieh. »Geh du Alt-Mitia davon erzählen«, beauftragte ich Brussa, »ich muss mich jetzt hinlegen.« Damit ließ ich en stehen und ging in mein Zelt, das meine Gefährtsleute schon aufgebaut hatten. Die Hunde schliefen bei uns, und Ksyo, Merbi und Brilo hatten für sich, mich, das Kind und Brussadel bereits eine gemütliche Ecke mit unseren Fellen vorbereitet. Ich wickelte das Kind aus und wir legten uns beide hin. Ksyo hatte sich auch schon langgestreckt, kraulte meinen Kopf und gab dem Kind einen Kuss auf die Stirn. »Hier ist es unheimlich«, murmelte en, bevor ich einschlief.

Mitten in der Nacht wachte ich auf, weil das Kind schmatzte. Es wälzte sich unruhig hin und her, und bevor es zu schreien anfangen konnte, gab ich em rasch die linke Brust. Und da fiel es mir auf – ich hörte: nichts. Nichts, außer dem Schmatzen des Kindes, dem Wind in der Eiche, dem fernen Ruf eines Wolfs, dem Schrecken eines Rehs und den Atemgeräuschen meiner Zeltleute – die üblichen Geräusche der Nacht, doch das unheimliche Brummen war auf einmal verstummt. Ich tippte Ksyo an und wechselte die Brust. Das Baby schmatzte weiter, und Ksyo wurde unwillig wach. »Was ist los?« – »Das Brummen ist weg«, flüsterte ich. »Welches Brummen?« – »Na, das aus der Hütte kam, den ganzen Tag schon! Hast du es nicht gehört?« – »Doch, es hat davon erzählt, dass dort etwas ganz und gar nicht stimmt!« – »Ja, vielleicht, aber jetzt ist es weg!« – »Na dann.« Ksyo drehte sich um und war schon wieder eingeschlafen. Ich lag noch lange wach und dachte nach, über diesen seltsamen Ort, über das uralte Menschlein und das unheimliche Brummen. Ich beschloss, bald noch einmal in den Saal mit den Nedalstämmen zu gehen, um herauszufinden, was es herauszufinden gab.

/

In der Nacht war das Menschlein gegangen. Vrom und Niehus hatten gewacht und kaum geschlafen, noch immer murmelten sie mehr, als sie sangen. Wir mussten en noch am selben Tag begraben, damit guter Kompost werden konnte. Es gab Verrichtungen, die zu tun, und Gebräuche, die einzuhalten waren. Ich dachte nicht mehr an den unheimlichen Saal.

Mühsam war es immer, an einem Ort zu lagern, den niemand von uns gut kannte, doch wenigstens hatten sich die Jugendlichen nützlich gemacht und alles ausgekundschaftet. Neben der Alten Hütte hatten sie eine kleinere Hütte gefunden, in der es Altes Werkzeug aus Nedal gab. Das Kind war heute, wie jeden zweiten Tag, mit Brussadel, und so konnte ich dabei sein, als die Blätterbarke gebaut und ein tiefes Loch ausgehoben wurde. Am Abend, als die Sonne nach Westen gewandert war, hoben wir das Menschlein auf der Barke in die Grube. Wir verfüllten sie mit Erde und trampelten den Boden mit unseren bloßen Füßen platt, so dass kein Hügel blieb und schon bald nichts mehr an das Grab erinnerte. Als es dunkel geworden war, entzündeten wir, so wie es angemessen ist, das Kompostfeuer und sangen das Kompostlied:

*Werde, werde, werde du zu Erde.
Erde, Erde, dass aus dir ein Blümlein werde.*

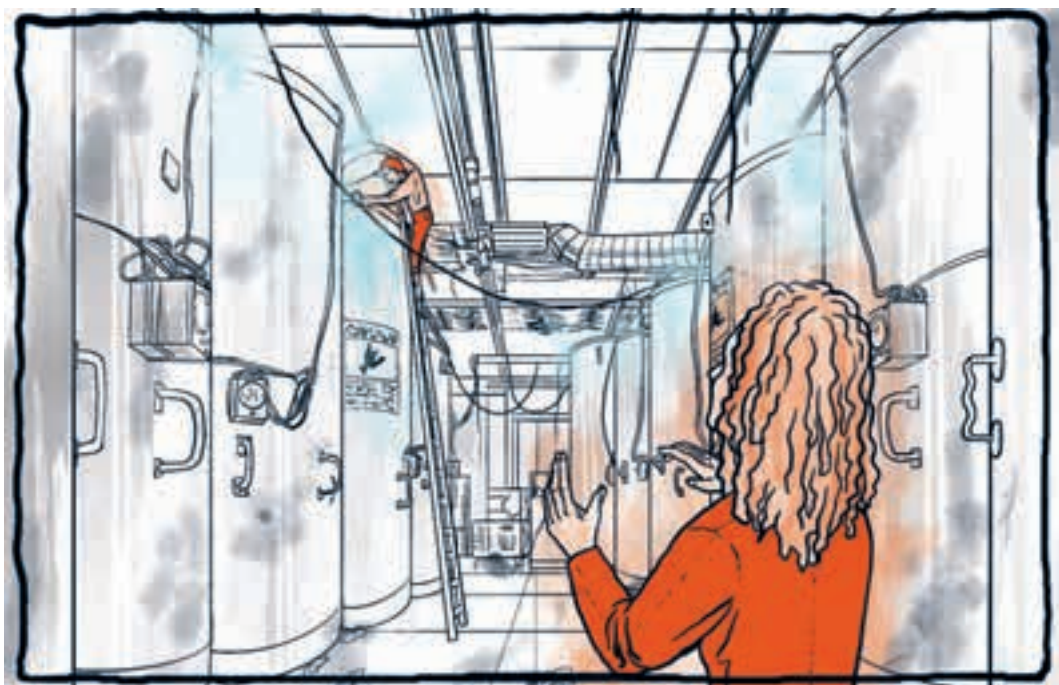
*Singe, singe, sing wie die Nachtigall,
singe, singe für die Schönheit all.*

*Wende, wende, wende dich und lebe,
Tanze, tanze, auf dass es Leben gebe.*

Dann beweinten wir das gegangene Menschlein. Obwohl ich es nicht gekannt und nur ein paar Augenblicke, als es Atem schon dabei war, ins Juh einzugehen, mit ihm verbracht hatte, war ich traurig, dass es gegangen war, ohne es Gefährtsleute an seiner Seite zu haben, und ich freute mich, dass wir es jetzt kompostieren konnten, so wie es angemessen ist. Als es an der Zeit war, den Namen des Gegangenen ins Feuer zu rufen, fragte Alt-Mitia, ob es einen Namen kenne. Ich musste an das gestickte Vöglein auf seiner Kleidung denken und daran, wie sehr ich mich über die Wiederkehr der Schwalben freute. So schlug ich Hishsum, »Schwalbenkopf«, vor. Alt-Mitia nickte billigend und bat mich, den Namen dem Feuer zu übergeben. Mit fester Stimme rief ich den Namen in die Flammen. Damit war das Ritual vollzogen, wir hatten den Körper des Gegangenen ins Juh hineingeleitet, die Kompostierung konnte beginnen. Nachdem das Feuer den verklingenden Namen aufgenommen hatte, schrie das Kind im Zelt und ich rannte schnell hinüber, um ihm Milch zu geben. Die anderen saßen noch lange schweigend beisammen, bevor auch sie in die Zelte gingen.

Jetzt wird es ernst: Gleich machen Mina und andere Rehleute ihre grausige Entdeckung!

Am nächsten Morgen zog es mich noch einmal zur unheimlichen Alten Hütte – um Wasser zu holen, aber auch, um zu sehen, was sich dort verändert hatte, seit das Brummen verstummt war. Ich wollte das Baby nicht noch einmal an den unheimlichen Ort mitnehmen und fragte Ksyo, ob es vormittags mit dem Kind sein könnte. Wenn es weinte, konnte es auch bei Seri trinken, es hatte noch Milch von Skia, schon drei Sommer alt, und konnte etwas davon abgeben. Ich ging allein zur Alten Hütte. Es war nicht mehr so fürchterlich kalt dort drinnen, dafür roch es nun seltsam süßlich. Mir war noch unheimlicher zumute. Tom und Mot, zwölf und vierzehn Sommer alt, schnüffelten mir neugierig nach. »Was machst du? Was ist da drin?«, riefen sie. Ich sagte ihnen, dass ich es nicht wisse. »Wir wollen es herausfinden! Wir werden es herausfinden!«, erklärten sie mit Nachdruck und waren schon auf die erste Leiter gestiegen, die an einem der hohen Nedalstämme lehnte. Sie zogen alle Hebel, drückten alle Knöpfe, die dort zu finden waren, und mit einem sanften »Plopp« sprang schließlich der Deckel auf. »Ahhhhha!«, schrie Mot und kippte gefährlich weit nach hinten. Mit einem Satz konnte ich die Leiter gerade noch unten zu



fassen kriegen. »Es ist ein Totes, ein Unkompostiertes!«, japste Tom. Ich war fassungslos. Aus dem Behälter wehte kalter Nebel, der unangenehm auf der Haut stach.

Was dann folgte, ist rasch erzählt, und doch fühlten die Verrichtungen sich wie die Arbeit vieler Sonnenkreise an. Etwa einen halben Mond lang lagerten wir an der Totenhütte. Wir fanden heraus, dass in jedem der vier Handvoll hohen Nedalstämme ebenfalls ein Unkompostiertes hing und dass die kleineren Behältnisse abgeschnittene Menschenköpfe bargen, drei Handvoll zählten wir. Wer tat so etwas? Wer hatte die Köpfe vom Körper getrennt, wer hatte die Unkompostierten in Nebel und Nedal gesperrt, so dass sie nicht zu Kompost werden konnten? Das einzige, was wir wussten, waren die Worte des in unserem Beisein Gegangenen: »Guard them ... future«. Sie waren rätselhaft. »Guard them« verstanden wir, es hieß, »bewacht en« – aber wovor? Was mit »future« gemeint war, war mir und den anderen hingegen völlig unklar. Wir kannten das Wort nicht, konnten es uns auch nicht aus dem Zusammenhang erschließen.



Willkommen zurück allerseits!
Ab hier geht es unblutig weiter.

Wir hielten Rat in einer Runde, in der jedes viele Male sprach, und kamen zu dem Schluss, dass wir das Totenritual vollziehen mussten, und zwar mit jedem einzelnen Unkompostierten, denn ein Wesen, das nicht kompostiert, bleibt gefangen in der Zeit und wird zum Nebelgeist.

Also bauten wir Tag um Tag die Blätterbarken und hoben tiefe Löcher aus. Wir waren froh, dafür die Alten Werkzeuge zu haben. Nachdem wir die Unkompostierten eingegraben hatten, entzündeten wir die Kompostfeuer, sangen die Kompostlieder, räucherten die Kompostdüfte, so wie es angemessen war, beweinten die Gegangenen, die doch keins von uns gekannt hatte – und riefen ense Namen ins Feuer. Alt-Mitia meinte, dem Brauch wäre genüge getan, wenn wir uns Namen ausdächten,³ einen für jedes unkompostierte Menschenwesen. Anders als bei dem alten Menschlein trugen wir zu diesen aus dem Nebel Gezogenen aber kein Bild in uns. Wir saßen ums Kompostfeuer, sangen die Kompostweisen und, wann immer eins ein Name anwehte, rief en ihn ins Feuer: »Mhin« – »Ny« – »Aráwn« – »Los« – »Samså« – »Ursa« – »Yuloh« – »Ilón« ... So wurde eins nach dem anderen durch die Gebräuche und die Namen, die von fern wie Pappelflaum zu uns geweht kamen, ins Große Dunkle hineinbegleitet. Viele Namen waren schon dem Feuer übergeben worden. Da erschauerte ich, als wäre ein Windhauch in mich gefahren. Das Kind auf meinem Rücken regte sich, und aus meinem Mund kam ein Name: »Reyh«. Ich rief ihn ins Feuer, klar und deutlich. Die Flammen züngelten, so wie bei all den anderen Namen, die fortan nie wieder gesprochen würden. Das Baby verharrte einen Moment reglos im Tuch, dann atmete en hörbar aus und sank zurück in den Schlaf.

Tom, immer für eine spekulative Geschichte gut, meinte, die Unkompostierten seien gewiss viel, viel älter als wir gewesen, geboren vor hunderten von Jahren, durch einen Bannspruch im Nebeleis konserviert, und das Altchen habe als letzter Wachposten dafür gesorgt, dass der Nebel in den Nedalstämmen eisig geblieben sei, damit die Unkompostierten dort einen langen unheimlichen Schlummer schlafen konnten. Die meisten hielten diese Geschichte für abwegig. Alt-Mitia erzählte eine andere Geschichte, wonach die unkompostierten Körper vom Haufen der Füchse gewesen waren, und die Fuchsleute uns einen Streich spielen wollten, indem sie gewaltige Illusionen von Alter Technik für uns heraufbeschworen hätten. Beide Geschichten schienen zusammenfabuliert.⁴ Warum sollten Menschenkörper in Eisnebel aufbewahrt werden? Konnten die Frühermenschen die Toten denn nicht angemessen kompostieren? Hatten diese Leute etwas

³ Mina verwendete hier das Verb *arrai*, »verfinden, erzählen«, wörtlich: »wahr ausdenken«, im Gegensatz zu *darrai*, »schwindeln, schwafeln«, wörtlich: »unwahr ausdenken«.

⁴ *darrai*, »unwahr ausgedacht« (vgl. Anmerkung 3).

Schlimmes angestellt und waren deshalb nicht kompostiert worden? Aber was könnte so schlimm sein, dass eins solch unvorstellbare Qualen erdulden sollte? Und falls tatsächlich die Fuchsleute dahinter steckten, wie hätten sie durch Gedankenkraft so viel Alte Technik materialisieren sollen – und warum?

Letztlich spielte es keine Rolle. Wir hatten die Unkompostierten begraben, die winzigen Wesen der Erde konnten ans Werk gehen, die Robinien würden darauf wachsen. Trotz des langen ungeplanten Aufenthalts hatten wir es geschafft, den ganzen Rehhaufen am Sommerlager zu treffen – mit all den Menschen, Schafen, Ziegen und tausenden Geschichten aus dem trockenen Winter. Und wenn das Kind in der Trage einmal in meinem Alter sein wird, dann wird es die Robinien an der zerfallenden Nebelhütte fällen und hier einen Garten anlegen können, dessen Bohnen und Zwiebeln und Kürbisse und Salate und Maiskörner den Rehleuten schmecken werden.

Und so hat es sich zugetragen: »Aus Kompost geworden, zu Kompost geworden« – das ist der Kreis des Lebens, wie wir sagen.⁵

⁵ Seltsam, aber wahr: Die Bewegung der Kryoniker (von griechisch, *kryos*, »Eis, Frost«) versucht, ihren Anhängern mit technischen Mitteln zu ewigem Leben zu verhelfen, indem sie ganze Leichname oder auch nur Köpfe kältekonserviert, um diese dereinst wiederzubeleben. Weltweit gibt es einige Firmen, die diese Dienstleistung heute anbieten. Was die Rehleute nicht gewusst haben werden: Um die Leichen zu konservieren, wird das Blut gegen eine kälteresistente Flüssigkeit ausgetauscht. Es ist nicht untersucht, ob und wie diese sich kompostieren lässt, oder ob toxische Rückstände bleiben, wenn so behandelte tote Körper wieder zu Erde werden.

Weg zum Kuckuck

Es ist Beltane, das Fest der Sinnlichkeit. Auf geht der Vollfrühling, und hinein tanzen Ekstase, Wonne, Vereinigung – Sinnbild für Wildheit und Wachstum. Die Lagerfeuer werden länger, die Nächte kürzer, das Leben verlegt seine Spielart in die sich mehrenden Grüntöne.

Zur Zeit dieses maieinläutenden Fests wandere ich, allein und ritualisiert, auf dem Jakobsweg. Sammle Kräfte und gestalte im Gehen den Übergang zwischen den Jahreshälften, aus der innigen Winterzeit hinein ins Füllhorn des Frühsommers. Seit Jahren begegnet mir dabei laut und malerisch: der erste Kuckuck. Früher »Gauch« genannt, nutzen wir seit dem 16. Jahrhundert auch im Deutschen seine Onomatopoeik als Namen, machen ihn zum Lautgemälde: *koekoek* (niederländisch), *cuculus* (lateinisch), *coucou* (französisch), *cuckoo* (englisch) und *kukuška* (russisch).

Mit ihm wandle ich, als sei er nie fortgewesen. Seine kraftvollen Flügel überwinden die 8000 bis 12 000 Kilometer lange Zugstrecke aus dem Winterquartier südlich des Äquators bis in hiesige Baumkronen, Heiden und Moore. Er ist einer der am weitesten zu uns ziehenden, am spätesten bei uns ankommenden und am kürzesten bleibenkönnenden Vogel. Ans Herz ist er mir gewachsen, sein gesangloser Paarungsruf weckt mein Frühlingsgefühl. Er macht den Winter vergessen, die Herzen weit und den liebenden Blick weich. Kinder, so hieß es, die in der Beltanenacht gezeugt wurden, seien heilig und einzig sich selbst verpflichtet. Die Nacht zum 1. Mai gehört den Hexen, der Lust, der Vielliebelei.

Als käme der Kuckuck geradewegs in diese Zeit gerufen, ist sein Umgang mit Liebesthemen vielseitig. Er lebt in wechselnden Partnerschaften oder monogamer Saisonhe – von Jahr zu Jahr erneut wählend. Sein Umgang mit Elternschaft brachte ihn in Verruf. Als sogenannter Brutschmarotzer hat er ein ausgefeiltes System entwickelt, den eigenen Nachwuchs von anderen, ausgewählten Singvögeln heranziehen zu lassen. Lebenslange Treue schwört das Kuckucksweibchen allein der Vogelart, in deren Nest sie ihr liebevoll unauffälliges Ei, in Form und Färbung dem der Nestgeschwister gleichend, blitzschnell hineinlegt. Der Ruf meines Wanderbegleiters hat Aberglauben angezogen, etwa dass er Geld mehren könne. Um des Teufels Namen ungesagt zu lassen, wurde der seine stellvertretend für das Unaussprechliche, das Unerwartete, die zaubrische Veränderung im Nest gebraucht. Ja, er lässt etwas ungewusst – etwas, das den Kontrolltrieb in Zeiten vermessen(d)er, beherrschender Logik nicht stillt.

Mit diesen Gedanken im schmunzelnden Herzen wandere ich in den Wonnemonat Mai, lasse mich vom Gekuckucke leiten und hoffe, dass – trotz weiter Flugstrecke in Zeiten des Klimawandels, trotz knapper werdender Insekten und sich vorverschiebender Singvogelgeburten – mein Lieblingsvogel auch künftig fürsorgende Zieheltern und Raum für seinen Lebens- und Liebesstil finden möge.

Pia-Marie Surkamp

gu-kuh
gu-kuh
gu-kuh



Lebhafte Materie

Mechanistische Weltbilder trennen zwischen Lebendigkeit und Materie, zwischen lebendigen Körpern und toten Dingen. Was aber wäre, wenn es nichts anderes als lebhaftes Materie in verschiedenen Formen und Gestalten gäbe, und alle und alles mit Bewusstheit und Handlungsvermögen begabt wären? Philosophische Erkundungen zu vibrierender Materialität zwischen lebendigen Müllhaufen und antriebsvollem Unrat.

von Jane Bennett

Dies ist ein Auszug aus Jane Bennetts Buch *Lebhafte Materie. Eine politische Ökologie der Dinge*, deutsch von Max Henninger (Matthes & Seitz 2024).

¹ »Die Aufteilung des Sinnlichen ist das Zuschneiden der Welt und der Welten«; es »ist eine Aufteilung dessen, was sichtbar ist und was nicht, dessen, was sich vernehmen lässt und was nicht«. Jacques Rancière, *Zehn Thesen zur Politik* (Diaphanes 2008), S. 31.

Diesem Buch liegt ein philosophisches Vorhaben zugrunde, mit dem wiederum ein politisches zusammenhängt. Das philosophische Vorhaben besteht darin, eine Idee, die sich rasant durch neuzeitliche Köpfe bewegt, in Ruhe zu überdenken: nämlich dass es sich bei Materie um etwas Passives handelt, um etwas Rohes, Unbearbeitetes oder Träges. Diese Gewohnheit, die Welt in stumpfe Materie (es, Dinge) und dynamisches Leben (wir, Seiendes) aufzuteilen, nimmt eine »Aufteilung des Sinnlichen« vor, wie Jacques Rancière formuliert.¹ Dass Materie und Leben voneinander abgeschirmt, gleichsam unter Quarantäne gestellt werden, lädt dazu ein, die Vitalität der Materie und die lebhaften Kräfte materieller Formationen zu ignorieren, etwa dass Omega-3-Fettsäuren die Stimmung von Menschen verändern können, oder auch, dass wir unseren Müll nicht einfach in Deponien »entsorgen«, sondern dieser vielmehr, während Sie dies lesen, lebhaftes Chemikalienströme und flüchtige Winde aus Methangas hervorbringt. Ich werde die Figuren des »Lebens« und der »Materie« wiederholt umkehren, ihnen so lange zusetzen, bis sie merkwürdig zu erscheinen beginnen – ein wenig so, wie ein an sich geläufiges Wort zu einem fremden, sinnfreien Geräusch werden kann, wenn man es nur oft genug wiederholt. In dem durch diese Verfremdung geschaffenen Raum wird es einer lebhaften Materialität möglich werden, Gestalt anzunehmen.

Oder vielmehr: Sie wird wieder Gestalt annehmen können, denn eine Variante dieser Idee ist bereits in der Kindheitserfahrung einer Welt zum Ausdruck gekommen, die von beseelten Dingen, und nicht etwa von passiven Objekten, bevölkert ist.

Das diesem Buch zugrunde liegende politische Vorhaben besteht darin, um es besonders ambitioniert zu formulieren, einen klügeren und nachhaltigeren Umgang mit lebhafter Materie und lebendigen Dingen zu befördern. Eine Leitfrage lautet dabei: Wie würden sich die politischen Reaktionen auf gesellschaftliche Probleme verändern, wenn wir die Vitalität (nichtmenschlicher) Körper ernst nähmen? Mit »Vitalität« meine ich die Fähigkeit von Dingen – etwa von essbaren Gegenständen, Waren, Stürmen, Metallen –, den Willen und die Vorhaben von Menschen nicht nur zu behindern und zu blockieren, sondern darüber hinaus auch als Quasi-Aktanten oder Kräfte mit eigenen Entwicklungsverläufen, Neigungen oder Tendenzen zu wirken. Was ich anstrebe, ist die Artikulierung einer lebhaften Materie, die neben und in den Menschen wirkt. So hoffe ich zu zeigen, wie sich politische Ereignisse verändern könnten, würden wir die Kraft der Dinge angemessen würdigen.

Abfall und Ding-Macht

An einem sonnigen Dienstagmorgen, einem 4. Juni, fanden sich in dem mit der Chesapeake Bay verbundenen Gully vor Sam's Bagels auf der Cold Spring Lane in Baltimore:

- ein großer Arbeitshandschuh aus schwarzem Plastik, Männergröße;
- ein dichter Teppich aus Eichenpollen;
- eine tote Ratte ohne erkennbare Verletzungen;
- ein Flaschenschraubverschluss aus weißem Plastik;
- ein glatter Holzstock.

Handschuh, Pollen, Ratte, Schraubverschluss, Stock. Als ich auf diese Gegenstände stieß, flatterten sie zwischen Abfall und Ding hin und her: zwischen Zeug, das man ignorieren kann, auch wenn es menschliche Tätigkeiten bezeugt (die Mühen des Arbeiters, den Wurf der Verschmutzerin, den Erfolg des Rattenvergifters), und Zeug, das für sich genommen Aufmerksamkeit verdient, als Existierendes, das über seine Verbindung zu menschlichen Bedeutungen, Gewohnheiten und Projekten hinausweist. Im zweiten Fall stellte das Zeug seine Ding-Macht aus: Es rief mir zu, auch wenn ich nicht genau verstehen konnte, was es mir sagen wollte. Zumindest rief es in mir merkwürdige Affekte hervor: Ich war abgestoßen von der toten Ratte (oder schlief sie nur?) und bestürzt über den Unrat, und doch spürte ich auch noch

etwas anderes: ein namenloses Bewusstsein der unmöglichen Singularität jener Ratte, jener Anordnung von Pollen und jenes ansonsten vollkommen banalen, massenproduzierten Plastikflaschenschraubverschlusses.

Ich war beeindruckt von dem, was Stephen Jay Gould als die »fürchterliche Komplexität und Widerspenstigkeit« nichtmenschlicher Körper bezeichnet hat,² begriff dabei aber, dass sich das Vermögen solcher Körper nicht auf eine passive »Widerspenstigkeit« beschränkt, sondern vielmehr auch die Fähigkeit beinhaltet, Dinge geschehen zu lassen, Wirkungen hervorzurufen. Als die Materialität des Handschuhs, der Ratte, der Pollen, des Schraubverschlusses und des Stocks zu schimmern und zu funkeln begann, lag das zum Teil an dem zufälligen Tableau, das sie miteinander, aber auch mit der Straße, dem Wetter und mir bildeten. Hätte der schwarze Handschuh nicht im Sonnenlicht geblänzt, hätte ich die Ratte vielleicht nicht gesehen. Wäre die Ratte nicht dort gewesen, hätte ich den Schraubverschluss womöglich nicht bemerkt. Und so weiter. Und doch waren sie alle auf genau jene Weise dort, und so erhaschte ich einen Blick auf die energetische Vitalität all dieser Gegenstände – von Dingen, die ich in der Regel als inaktiv begreifen würde. In diesem Gefüge erschienen Objekte als Dinge, das heißt als strahlende Entitäten, die sich nicht gänzlich auf die Kontexte reduzieren lassen, in denen (menschliche) Subjekte sie wahrnehmen, die also nie ganz aufgehen in ihrer Semiotik. In meiner Begegnung mit dem Gully auf der Cold Spring Lane bekam ich einen kurzen Eindruck von einer Kultur der Dinge, die sich nicht auf die Kultur der Objekte reduzieren lässt.³ Ich erlangte für einen Augenblick das, was Thoreau zu seinem Lebensziel erklärt hatte: Ich war, wie Thomas Dumm es formuliert, fähig, »überrascht zu sein von dem, was wir wahrnehmen«.⁴

Ausdruck im Antlitz der ›Dinge‹

Dieser Blick auf eine exzentrische Außen-Seite wurde durch die Zufälligkeit jenes bestimmten Gefüges ermöglicht, aber auch durch eine gewisse antizipierende Bereitschaft auf meiner Innen-Seite, durch einen Wahrnehmungsstil, der offen ist für das Aufscheinen der Ding-Macht. Denn als ich auf den Handschuh-Pollen-Ratten-Schraubverschluss-Stock stieß, waren meine Gedanken bei Thoreau, der mich zur »Disziplin« ermuntert hatte, »stets auf das zu blicken, was sich dem Auge bietet«, bei Spinozas Behauptung, alle Individuen seien, »wenn auch in verschiedenen Graden, beseelt«, und bei Maurice Merleau-Ponty, dessen *Phänomenologie der Wahrnehmung* mir einen

² Stephen J. Gould, *The Structure of Evolutionary Theory* (Harvard University Press 2002), S. 1338.

³ Siehe zur Wirkmächtigkeit von Abfall den faszinierenden Text von Tim Edensor, »Waste Matter: The Debris of Industrial Ruins and the Disordering of the Material World«, in: *Journal of Material Culture*, 10 (2005) 3, S. 311–332; außerdem Gay Hawkins, *The Ethics of Waste. How We Relate to Rubbish* (Rowman & Littlefield 2005).

⁴ Thomas L. A. Dumm, *Politics of the Ordinary* (New York University Press 1999), S. 7.

»dem lebendigen Leib innewohnenden oder entspringenden [Sinn]« eröffnete hatte, der sich »über die ganze Sinnenwelt [ausbreitet]«, und von dem ich gelernt hatte, dass unser Blick, »nachdem wir das Wunder des Ausdrucks einmal in der Erfahrung des eigenen Leibes zu Gesicht bekommen haben, [...] es auch in allen anderen »Gegenständen« wiederentdecken« wird.⁵

Wie bereits gesagt, haben die auf dem Boden liegenden Gegenstände an jenem Tag vibriert. In einem Augenblick haben sie sich als toter Stoff, im nächsten als lebendige Präsenz offenbart: Müll, dann Anspruchsteller; leblose Materie, dann Energiebündel. Wie ein Schlag in den Bauch hat mich die Einsicht ereilt, dass es sich beim amerikanischen Materialismus, der den Erwerb einer stetig steigenden Anzahl von Produkten im Zuge immer kürzer werdender Konsumzyklen benötigt, um Anti-Materialität handelt.⁶ Das schiere Warenvolumen und die durch den Hyperkonsum bedingte Notwendigkeit, alte Waren wegzuworfen, um für neue Platz zu machen, verbergen die Vitalität der Materie. In *The Meadowlands* (»Das Weideland«), einem an den Romantiker Henry David Thoreau (1817–1862) anknüpfenden Reisebericht aus dem späten 20. Jahrhundert, der uns über die Müllhalden von New Jersey, außerhalb von Manhattan, führt, beschreibt Robert Sullivan die Vitalität, die selbst im Abfall noch fort dauert:

Die [...] Müllhaufen sind lebendig. [...] Milliarden mikroskopisch kleiner Organismen gedeihen unter der Erde in dunklen, sauerstoffarmen Gemeinschaften. [...] Haben sie auch nur den geringsten Rest von New Jersey oder New York zu sich genommen, dann scheiden diese Zellen gewaltige Fahnen unterirdischen Gärgases und warmes, feuchtes Methangas aus: riesige, tot geborene tropische Winde, die durch den Boden sickern, um die Feuer auf den Meadowlands zu nähren, oder in die Atmosphäre aufsteigen, wo sie das [...] Ozon [...] aufzehren. Eines Nachmittags lief ich [...] am Rand der Müllhalde entlang. Ein vierzig Fuß hoher Drumlin komprimierten Abfalls, dessen Topografie sich dem Unrat New Jerseys verdankte. [...] In der Nacht zuvor hatte es geregnet, und so dauerte es nicht lang, bis ich auf eine kleine Sickerstelle stieß: schwarzer Schleim, der den Hang hinunterträufelte, ein Espresso aus Kehrlicht. In einigen Stunden würde dieser Strom sich seinen Weg in das [...] Grundwasser der Meadowlands gebahnt haben, sich mit toxischen Strömen vermischen. [...] Doch jetzt, zu seiner Geburtsstunde, [...] war diese Sickerstelle die reinste Verunreinigung, ein makellostes Gebräu aus Öl und Fett, Zyanid und Arsen, aus Kadmium, Chrom, Kupfer, Blei, Nickel, Silber, Quecksilber und

⁵ Henry David Thoreau, *The Writings of Henry David Thoreau. Walden* (Princeton University Press 1973), S. 111; Spinoza, *Ethik*, II. Teil, Lehrsatz 13, Folgesatz, Anmerkung (Meiner 2015); Maurice Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung* (DeGruyter 1966), S. 233.

⁶ Eine gelungene Analyse der Folgen der Abfallkultur für die Demokratie bieten John Buell und Tom DeLuca, *Sustainable Democracy. Individuality and the Politics of the Environment* (Sage 1996).

⁷ Robert Sullivan, *The Meadowlands. Wilderness Adventures on the Edge of a City* (Knopf Doubleday 1998), S. 96f.

⁸ Handelt es sich um »Handlungsvermögen« oder »Akteure«? Indem ich mich um die richtige Bezeichnung bemühe, sehe ich mich mit einer weitreichenden Unklarheit beider Begriffe konfrontiert, was die Bestimmung von Ursache und Wirkung angeht.

⁹ Man könnte sogar sagen, dass Menschen stärker auf Nichtmenschen angewiesen sind als umgekehrt, denn viele Nichtmenschen – von der Dose, die am Grund einer Müllhalde rostet, bis zur Sporenkolonie in der Arktis – breiten sich aus und leben fernab von Menschen.

¹⁰ Öffentlichkeit ist das, was Karen Barad als »Intra-Aktion« von Menschen und Nichtmenschen beschreibt. Barad prägt diesen Begriff, um »die Untrennbarkeit von »Objekten« und »beobachtenden Akteuren« zu bezeichnen (im Gegensatz zur »Interaktion«, die die anfechtbare Dichotomie [von Subjekt und Objekt] neuerlich fest schreibt)« (Karen Barad, »Scientific Literacy → Agential Literacy = (Learning + Doing) Science Responsibly«, in: Maralee Mayberry, Banu Subramaniam, Lisa Weasel (Hrsg.), *Feminist Science Studies. A New Generation* (Routledge 2001), S. 226–246, hier: S. 232.

Zink. Ich berührte diese Flüssigkeit – meine Fingerspitze wurde blau und karamellfarben – und sie war warm und frisch. Einige Meter weiter, wo sich der Strom in einem nach Benzol riechenden Becken sammelte, schwamm eine einsame Wildente.⁷

Sullivan erinnert uns daran, dass sich eine vitale Materialität niemals wirklich »wegwerfen« lässt, setzt sie ihre Tätigkeit doch selbst als entsorgte oder unerwünschte Ware fort. Für Sullivan stieg die Ding-Macht an jenem Tag, wie für mich an jenem Junimorgen, aus einem Haufen Abfall auf. Nicht Flower-Power, Black Power oder Girlpower, sondern Thing-Power, Ding-Macht: die eigenartige Fähigkeit lebloser Gegenstände, zu animieren, zu agieren, dramatische und subtile Wirkungen zu zeitigen.

/

Wenn die menschliche Kultur untrennbar mit lebhaften, nicht-menschlichen Handlungsvermögen verwoben ist⁸ und wenn menschliche Intentionalität nur insofern handlungsmächtig sein kann, als sie mit einem gewaltigen Heer von Nichtmenschlichem einhergeht,⁹ dann scheint es, als könne die angemessene analytische Einheit nicht mehr der individuelle Mensch sein, und auch kein rein menschliches Kollektiv; vielmehr sollten wir als analytische Einheit jene (ontologisch heterogene) »Öffentlichkeit« setzen, die um ein Problem herum gerinnt.¹⁰ Wir sollten [...] neue Vorgehensweisen, Techniken und Wahrnehmungsregimes entwickeln, die es uns erlauben, uns mit Nichtmenschlichem zu beraten oder auch sorgfältiger auf dessen Ausbrüche, Einsprüche, Zeugnisse und Aussagen zu reagieren. Denn solche Äußerungen sind für die politischen Ökologien, denen wir angehören, von größter Bedeutung.

/

Anstelle einer Umgebung, die die menschliche Kultur umhüllt [...], stelle man sich ein ontologisches Feld vor, das keinerlei eindeutige Trennung zwischen Menschlichem, Tierischem und Mineralischem kennt. Alle Kräfte und Flüsse (Materialitäten) sind lebhaft und affektiv, senden Signale aus, oder sie können beziehungsweise werden es tun. Insofern unterscheidet sich ein affektiver, sprachbegabter menschlicher Körper nicht radikal von den ebenfalls affektiven und Signalen aussendenden Körpern, mit denen er koexistiert, die er bewirtet oder genießt, konsumiert, produziert oder mit denen er konkurriert. Dieses Feld entbehrt urwüchsiger Unterteilungen, doch seine Topografie ist weder einheitlich noch flach. Seine Differenzierungen

sind schlichtweg zu vielgestaltig und vielfältig, um sich nahtlos mit den philosophischen Kategorien des Lebens, der Materie, des Geistigen und der Umwelt zu decken. Die Konsistenz des Felds ist dafür zu ungleichmäßig: Einige seiner Bestandteile gerinnen zu Körpern, aber nicht derart, dass ein einzelner Typus zum bevorzugten Ort der Handlungsmacht werden könnte. Die Quelle seiner Auswirkungen ist vielmehr ein ontologisch vielfältiges Gefüge aus Energien und (einfachen sowie komplexen) Körpern, ein Gefüge des Physikalischen und des Physiologischen.

Alles lebt, alles wirkt

In dieser Onto-Erzählung ist, in einem gewissen Sinn, alles lebendig. Diese Lebendigkeit ist nicht von einem letztgültigen Ziel gekrönt und wird auch nicht von einer Handvoll einfacher und überzeitlicher (kantischer) Kategorien erfasst und gelenkt. Was ich hier als vitalen Materialismus oder lebhaftes Materie bezeichne, ist dem verwandt, was in vielen historischen Bedeutungen des Worts »Natur« zum Ausdruck kommt.¹¹ [...] In der Geschichte des Naturbegriffs bebt ein aktives Werden, eine schöpferische, nicht-ganz-menschliche Kraft, die Neues hervorzubringen vermag. [...] Dies ist eine Erzählung, die mit den Erfahrungen der Leserin harmonieren mag oder auch nicht. Selbst wenn die Vitalität der Materie real ist (was ich glaube), bleibt es schwierig, sie zu erkennen, und hat man sie erkannt, dann bleibt es eine Herausforderung, das Augenmerk auf sie gerichtet zu halten. Sie ist zu nah und flüchtig: mal Ding, mal bloßer Hauch, eine ungestüme Entität, eine Bewegung, die stets im Begriff ist, anders zu werden, ein Ausfluss, der vital ist und sich in Entwicklungsverläufe einbringt, aber nicht unbedingt in Absichten. Hinzu kommt, dass die Aufmerksamkeit für diese Vitalität stets abgelenkt zu werden droht von ihrer weitreichenden kulturellen Kopplung an die Vorstellungen, Materie sei unbeseelt, wahre Handlungsmacht nur dem Menschen oder Gott zu eigen, oder auch von der Notwendigkeit einer handlungsorientierten Wahrnehmung, die wiederum darauf angewiesen ist, über die strudelnde Lebendigkeit der Welt hinwegzusehen. Indem ich die Sätze dieses Buchs formuliert und umformuliert habe, und insbesondere bei der Wahl der angemessenen Verben, habe ich zu begreifen gelernt, welch radikales Vorhaben es ist, eine vitale Materialität zu denken. Es erscheint notwendig, aber zugleich auch unmöglich, die gängige Grammatik des Handelns zu revidieren: eine Grammatik, die den Menschen Aktivität und den Dingen Passivität zuschreibt.

¹¹ Der Ideenhistoriker A. O. Lovejoy listet 36 Bedeutungen des Begriffs auf. Siehe den Anhang zu Arthur O. Lovejoy, George Boas, *Primitivism and Related Ideas in Antiquity* (Hopkins Press 1935); siehe auch Arthur O. Lovejoy, »Nature as Aesthetic Norm«, in: ders., *Essays in the History of Ideas*, (Hopkins Press 1948), S. 69–77.

Gibt es alltagskonformere Taktiken zur Kultivierung unserer Fähigkeit, die Vitalität der Materie wahrzunehmen? Eine solche Taktik könnte darin bestehen, sich wie Charles Darwin der Anthropomorphisierung hinzugeben, also den über ontologische Unterscheidungen hinweg erkennbaren Ähnlichkeiten: Man erkennt (oder verkennt) das Geräusch des Winds vor der Tür als das der keuchenden Atemzüge des eigenen Vaters, der nebenan schläft; man steht zu rasch auf und sieht Sterne; eine topografische Landkarte aus Plastik erinnert einen an die Venen auf dem eigenen Handrücken; das rhythmische Zirpen der Heuschrecken ruft das Heulen eines Kleinkinds in Erinnerung; der fallende Stein scheint einen konativen (= absichtsvollen) Wunsch nach Fortbestand auszudrücken. Wenn ein grüner Materialismus uns eine strengere Aufmerksamkeit für das Außen abverlangt, das zugleich Innen ist, dann erweist sich eine gewisse Anthropomorphisierung womöglich als hilfreich. Vielleicht lohnt es sich, die Risiken einzugehen, die die Anthropomorphisierung mit sich bringt (Aberglaube, Vergöttlichung der Natur, Romantik), wirkt die Anthropomorphisierung doch, so merkwürdig es erscheinen mag, dem Anthropozentrismus entgegen: Person und Ding harmonisieren, und man steht nicht mehr außerhalb einer nichtmenschlichen »Umwelt«. Die philosophische Zurückweisung des Anthropomorphismus geht allzu oft mit der von Hybris geprägten Forderung einher, ein wie auch immer geartetes schöpferisches Handlungsvermögen einzig Mensch oder Gott zuzuschreiben. Die Einschränkung oder Abschwächung dieses Wunschs ermöglicht die Wahrnehmung einer Art von Leben, die sich nicht auf menschliche oder göttliche Tätigkeit reduzieren lässt. Ich bin diese materielle Vitalität: Sie geht mir voraus, überschreitet mich, überlebt mich.

Jane Bennetts Buch *Lebhaftes Materie* ist soeben als Taschenbuch erschienen (Matthes & Seitz 2024). Nachfolgend spricht Übersetzer Max Henninger im Interview mit Maria König zu möglichen politischen Konsequenzen von Bennetts tiefenmaterialistischem Ansatz, zur Kraft des Geschichtenerzählens und zu wehmütigen Gefühlen bei Naturbetrachtungen.

Möwen kreisen auf der Suche nach Nahrung über vor Lebendigkeit vibrierenden Abfallhaufen. Inzwischen wurde diese im März 1973 fotografierte Müllhalde in Hackensack, New Jersey, zu einem Stadtpark umgestaltet.



Vorweggenommene Trauer um das Lebendige

Der Übersetzer und Schriftsteller Max Henninger erzählt, warum die Erfahrung des Schwindens Teil seiner Schreibpraxis ist, warum soziale Bewegungen oft nicht auf Verstetigung angelegt sind und wie Literatur Menschen nachhaltig verändern kann. Ein Gespräch, in dem es Lektüreempfehlungen hagelt.

Dieses Gespräch ist ein weiterführender Kommentar zum vorstehenden Auszug aus Jane Bennetts Buch *Lebhafte Materie*, deutsch von Max Henninger (Matthes & Seitz 2024).

¹ »Wir erzählen uns immerzu Geschichten«, in: *Oya-Almanach 2024*, S. 238 ff.

Maria König Im ersten *Oya-Almanach* sprachen Andrea Vetter und Matthias Fersterer mit dem Religionswissenschaftler Kocku von Stuckrad über Traditionen, auf die Menschen sich positiv beziehen können, um Geschichten von Verbundenheit und Beziehung anstatt solche von Herrschaft und Ausbeutung zu erzählen.¹ Mit der Idee des »vitalen Materialismus« knüpft die politische Philosophin Jane Bennett an ebensolche Traditionen an, die Weltwahrnehmung aus einer verbundenen Perspektive heraus praktizieren. Max, du hast ihr Buch *Lebhafte Materie* ins Deutsche übersetzt. Was hat die Auseinandersetzung mit Bennetts Ideen mit dir gemacht?

Max Henninger Ich habe das Buch nicht selbst gewählt, aber gern übersetzt. In Jane Bennetts Bezügen auf die Philosophien von Gilles Deleuze, Félix Guattari und Baruch de Spinoza habe ich viel entdeckt, was mich bereits länger interessiert. Bennett arbeitet mit einem philosophischen Archiv, das grob dem Neuen Materialismus zuzurechnen ist. Sie bezieht dieses auf aktuelle Kontexte und reichert es mit einem komplexeren Verständnis von Handlungsmacht an. Gleichzeitig hinterfragt sie, ob dieser Begriff nur auf jene Materie, die wir als lebendig bezeichnen, anzuwenden sei. Sie denkt über die Welt nach, ohne in einen Dualismus zu verfallen, in dem es einerseits Materie und andererseits eine antreibende, immaterielle Kraft gibt. Damit berührt sie für mich die zwei großen Rätsel, die uns die Welt aufgibt: Wie ist Leben – und innerhalb dessen das, was wir Bewusstsein nennen – entstanden? Wie kam es, dass ein angeblich rein mit den Mitteln der klassischen Physik beschreibbarer Kosmos die Fähigkeit entwickelt hat, sich selbst zu beobachten, zu beschreiben, zu reflektieren? Ich habe keine Antworten auf diese Fragen, aber sie beschäftigen mich, seit ich in der Lage bin, darüber nachzudenken.

MK Ich bin in einem Philosophiemagazin auf Jane Bennett gestoßen. Dort wurde ihr Beispiel aufgegriffen, sich ein Gewitter, das 2003 einen Stromausfall verursachte, als eigenständiges handlungsfähiges Gefüge oder Wesen vorzustellen. Das hat mich so tief berührt, dass ich *Lebhaftes Materie* unbedingt lesen wollte. In *Oya* berichten wir immer wieder über die »Eigenrechte der Natur«, also von Pflanzen, Tieren, Flüssen oder Landschaften.² *Oya*-Rat Claus Biegert arbeitet seit vielen Jahren an diesem Thema und versucht gerade, der Loisch zur ihrem eigenen Recht zu verhelfen.³ Bennetts Ansatz trägt diese Perspektive in die Wahrnehmung von Materie selbst hinein, indem sie die Unterscheidung zwischen handelnder Materie, die etwas tut, und passiver Materie, mit der etwas getan wird, konsequent hinterfragt. Dadurch entlarvt sie den Eigentumsbegriff – bei dem ich ein Stück Welt besitzen und damit tun kann, was immer ich will – als kolonialistisch. Wenn ich hingegen annehme, dass ich selbst in einer toten Ratte oder einem Gewitter ein Gegenüber finde, das ich respektieren kann, dann demokratisiere ich meine Wahrnehmung. Wie können wir mit mehr-als-menschlichen Wesenheiten, Entitäten oder Gefügen in politische Aushandlungsprozesse gehen? Daraus ergibt sich ein völlig anderer Umgang mit der Mitwelt.

MH Ja, ähnlich wie die Philosophin und Commons-Aktivistin Silvia Federici übt Bennett damit Kritik am mechanistischen Weltbild. Ich empfinde viel Sympathie für Bennetts Ansatz, habe mich beim Übersetzen aber auch gefragt, wo genau er eigentlich zu verorten ist. Sie beschreibt ihn als Ontologie. Für mich bleibt unklar, ob sie damit eine Diskussion rein innerhalb der Philosophie führt oder auch Kritik an heutigen naturwissenschaftlichen Ansätzen übt. Letztere haben sich ja sehr entwickelt im vergangenen Jahrhundert. Die Frage nach dem Verhältnis von Mensch und Welt wird inzwischen auch in der Physik auf ganz neue Weise aufgeworfen. Der Quantenphysiker David Bohm etwa hat Mitte des 20. Jahrhunderts – ausgehend von Beobachtungen und Paradoxien, die sich aus seiner naturwissenschaftlichen Forschung ergeben haben – sehr interessante Reflexionen dazu angestellt, ob es überhaupt noch möglich ist, eine strenge Unterscheidung zwischen wissenschaftlichem Beobachter und Beobachtetem anzunehmen. In gewisser Weise ist die Naturwissenschaft da wieder bei philosophischen Fragestellungen gelandet.

² Siehe etwa Hildegard Kurts Beitrag »Vom großen Scheitern« in diesem Almanach auf S. 226 ff.

³ Siehe Claus Biegert, »Der Erde eine Stimme geben«, Gespräch mit Anja Marwege, in: *Oya* 71/2022, S. 42 ff.

Wie kam es, dass ein angeblich rein mit den Mitteln der klassischen Physik beschreibbarer Kosmos die Fähigkeit entwickelt hat, sich selbst zu beobachten, zu beschreiben, zu reflektieren?

MK Wie der »vitale Materialismus« zu anderen wissenschaftlichen und philosophischen Ansätzen steht, kann ich nicht beurteilen. Ich verstehe deine Frage nach der Verortung aber auch als Frage nach der praktischen Anwendbarkeit dieser Ideen. Das erinnert mich an die Commons-Forscherin Silke Helfrich, die von der Notwendigkeit einer ontologischen Wende – eines »Onto-Shifts«, wie sie es nannte – sprach, damit Commons-gemäße Lebensweisen ihr Potenzial voll entfalten können. Das hat ganz lebenspraktische Auswirkungen, die mich vor konkrete Fragen stellen: Wie ist etwa mein Blick vorstrukturiert, wenn ich nach draußen schaue und einen Apfel an einem Baum entdecke: Sehe ich dort eine Ware mit einem Preis oder ein lebendiges Gefüge, das wortlos mit mir kommuniziert und interagiert? Und wie ich die Welt wahrnehme, beeinflusst, wie ich in der Welt handle. Max, du bist politisch aktiv, dolmetschst und übersetzt seit zwanzig Jahren in emanzipatorischen Zusammenhängen. Wie lebst du bei diesen großen Fragen in konkrete Antworten hinein?

MH Von politischer Theorie und Aktivismus habe ich mich in den letzten Jahren ein Stück weit entfernt. Für mich sind ästhetische Zugänge wichtiger geworden.

MK Hast du deshalb jetzt auch einen Roman geschrieben?

MH Ich will keinen Gegensatz zwischen politischem Engagement und ästhetischen Zugängen aufmachen. Ich habe mich schon immer für Literatur, Kunst und Musik interessiert. Vielleicht habe ich das aber lange in den Hintergrund gedrängt, weil ich dachte, es sei wichtiger, sich mit politischer Theorie zu beschäftigen. Inzwischen widme ich mich wieder stärker dem literarischen Schreiben.

MK Steckt darin auch die Erfahrung des Scheiterns mit politischem Widerstand, der sich mit dem System als Ganzem anlegt und dadurch schnell zu Ausgebranntsein und Erschöpfung führt?

MH Sicherlich. Mich hat das nicht so stark betroffen wie andere, aber ich musste dieses Ausbrennen häufig an Menschen in meinem Umfeld beobachten. Einerseits haben sich Leute an ihrer politischen Arbeit aufgerieben und dann lange gebraucht, um sich wieder zu erholen. Andererseits habe ich erlebt, wie politische Zusammenhänge zerfallen sind, weil sie nicht auf Dauerhaftigkeit angelegt oder viel zu sehr von Einzelpersonen abhängig waren, die dann irgendwann nicht mehr konnten. Eine ähnliche Kritik formuliert auch Silvia Federici an einer bestimmten Art von politischer Organisation, bei der nicht mitgedacht wird, wie wichtig es ist, für sich selbst, für einander und für die Beständigkeit des Zusammenhangs zu sorgen.

MK In *Caliban und die Hexe*,⁴ deren Übersetzung ebenfalls dir zu verdanken ist, schreibt Federici von den Widerstandsbewegungen gegen die Einhegung der Allmende zur Zeit der Bauernaufstände, die sich gerade zum 500. Mal jähren.⁵ Ein anderer Autor, der auf ähnlichem Terrain forscht, ist der marxistische Historiker und Commonsforscher Peter Linebaugh.⁶ Kennst du ihn?

MH Seinen Kollegen, Marcus Rediker, habe ich ein paar Mal verdolmetscht und auch ein Buch von ihm übersetzt. Ansonsten kenne ich vor allem ihr gemeinsames Buch *Die vielköpfige Hydra*,⁷ in dem sie die Widerstandsgeschichten von Seeleuten und Sklaven, Schuldknechten, einfachen Frauen, marginalisierten Arbeitern und Bauersleuten gegen den Aufstieg des globalen Kapitalismus im englisch dominierten Atlantik vom Ende des 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts erzählen. Anknüpfend an Federici, Rediker oder Linebaugh lässt sich fragen: Wie kann sich politische Organisation von unten verstetigen in Zeiten, in denen sie gesellschaftlich erschwert wird?

MK Ja. Ich hoffe, dass wir dabei auch aus den Erfahrungen des Scheiterns früherer Widerstandsbewegungen lernen können. Du meinst, für dich seien es gerade künstlerisch-ästhetische Zugänge, die dir einen Umgang mit den gegenwärtigen Krisen ermöglichen. Wovon handelt dein Roman *Strange Dreams*?⁸

⁴ Silvia Federici, *Caliban und die Hexe*, deutsch von Max Henninger (Mandelbaum 2012).

⁵ Siehe Friederike Habermanns und Florian Hurtigs Beitrag »Eynem idern nach seyner notdorft« auf S. 76 in diesem Almanach.

⁶ Peter Linebaugh, »Haltet den Dieb«, in: *Oya* 47/2018, S. 64f.

⁷ Peter Linebaugh und Marcus Rediker, *Die vielköpfige Hydra. Die verborgene Geschichte des revolutionären Atlantiks*, deutsch von Sabine Bartel (Assoziation A 2008).

⁸ Max Henninger, *Strange Dreams* (Orbis Tertius Press 2024).

MH Es ist eine Liebesgeschichte, in der es auch ums Reisen, um Sucht, Sehnsucht und vieles andere geht. Auch um das Berlin vor der Pandemie. Manchmal sage ich halb im Scherz, dass es sich um einen historischen Roman handelt, weil ein Großteil der Schauplätze mittlerweile der Gentrifizierung zum Opfer gefallen ist. Aber es ist kein politischer Roman. Mich hat der Wunsch geleitet, eine gute Geschichte zu erzählen.

MK Und auch Erinnerungen an das, was wir gerade alles verlieren, festzuhalten?

MH Ja, das war kein Vorsatz, hat sich aber so ergeben, weil ich dann doch einige Jahre an dem Buch gearbeitet habe und in der Zwischenzeit so vieles weggebrochen ist.

MK Als du sagtest, dass es kein politisches Buch sei, weil du einfach eine gute Geschichte erzählen wolltest, regte sich in mir Widerstand: Geschichtenerzählen ist doch ein wirkungsvolles Werkzeug gesellschaftlicher Transformation!⁹ Und wenn wir der eigenen Wahrnehmung wieder mehr Raum geben und mit den Dingen, die uns unmittelbar umgeben, ins Spüren kommen, dann sind wir sogar wieder bei Jane Bennett. Ich finde es durchaus politisch, dem Schmerz, auch darüber, was alles verloren geht, Raum zu geben.

MH Das erinnert mich an das Buch der Künstlerin und Schriftstellerin Jenny Odell, *How to Do Nothing*. Darin beschreibt sie, wie sie gelernt hat, sich Wissen über das, was landläufig »Natur« genannt wird, neu zu erschließen. Das ist etwas, worüber ich beim literarischen Schreiben nachdenke. Oft muss ich mich fragen, ob die Dinge und Vorgänge, die ich beschreibe, Lesenden in zehn oder zwanzig Jahren überhaupt noch vertraut sein werden. Unsere Welterfahrung ist zunehmend durch elektronische Medien vermittelt und verkümmert dadurch. Es gibt viele handwerkliche Vorgänge oder botanische Kenntnisse, die bei jungen Lesenden nicht mehr vorausgesetzt werden können, weil sie nicht mehr Teil ihres Alltags sind.¹⁰

MK Das finde ich eine entscheidende Frage: Wie kann ich den Kontakt zur mehr-als-menschlichen Welt wieder herstellen und erhalten? Und wie kultiviere ich gerade angesichts der globalen Krisen innere Fähigkeiten, um mit den vielen Verlusten umzugehen, und von dort aus schöpferisch und gemeinschaftend tätig werden zu können?

⁹ Andrea Vetter, »Wie sich Transformation gestalten lässt«, in: *Oya-Almanach 2024*, S. 200 ff.

¹⁰ Siehe dazu auch: Ben Ehrenreich, *Desert Notebooks. A Road Map for the End of Time* (Counterpoint 2020); und Carolyn L. Baker, *Navigating the Coming Chaos. A Handbook for Inner Transition* (Universe 2011).

MH Weil du den Verlust noch einmal ansprichst: Vielleicht ist es ein neuer Aspekt von Naturerfahrung, dass darin jetzt häufig ein Wissen um den kommenden Verlust des Erfahrenen mitschwingt. Ein Buch, das mich diesbezüglich beeindruckt hat, ist *Die unbewohnbare Erde*¹¹ von David Wallace-Wells. Darin wird der wissenschaftliche Konsens zur Klimaerwärmung und deren Folgen zusammengefasst und gefragt, wie sich die Klimaerwärmung auf unser Verständnis von Natur und historischer Zeit auswirkt. In dem Buch ist zu lesen, dass es wahrscheinlich noch vor dem Ende des 21. Jahrhunderts keinen der heutigen Strände mehr geben wird und dass bis Mitte des Jahrhunderts die Ozeane mehr Mikroplastik als Fische enthalten werden. Weiß man um solche Entwicklungen, dann beinhaltet Naturbeobachtung die Frage: Was sehe ich gerade zum letzten Mal? Das geht mit vorweggenommener Trauer einher.

MK Der Philosoph Glenn Albrecht nennt ebendiese Trauer über das Verschwinden von Landschaft und Beheimatung übrigens »Solastalgie«.¹² Noch einmal zurück zu *Lebhaftes Materie*: Darin ist von der Lebendigkeit städtischer Müllhalden die Rede. In unserem Gespräch sind wir gerade bei Mikroplastikkontinenten und verschwindenden Stränden gelandet. Hier wie dort zeigt sich das Scheitern der imperialen Lebensweise und des mechanistischen Weltbilds, das das westlich geprägte Denken noch immer dominiert. Immer wieder kamen wir auch auf das Spüren, Wahrnehmen und die Kraft des Erzählens zu sprechen. Das ist es auch, was wir bei *Oya* tun – wir erzählen Geschichten des Gelingens und des Scheiterns, des Innehaltens und des Weitermachens. Poesie und Literatur können viel bewegen, wenn sie uns Wahrnehmungswelten zugänglich machen, die uns die Welt mit anderen Augen sehen und uns politisch engagieren lassen.

MH Das ist eine wichtige Ebene, die theoretisch-wissenschaftliche Bücher nicht bedienen können. Literatur kann Menschen nachhaltig verändern – auch in Hinblick auf politisches Handeln.

MK Schön gesagt! Ich danke dir für das Gespräch.

¹¹ David Wallace-Wells, *Die unbewohnbare Erde. Leben nach der Erderwärmung*, deutsch von Elisabeth Schmalen (Ludwig 2019).

¹² Siehe dazu Glenn Albrecht, »Von Erdzorn, Wetterangst und Solastalgie«, Interview mit Geseko von Lüpke, in: *Oya* 70/2022, S. 44 f.

Keine Kita ist eine Insel

Wie integratives Lernen und Leben junger Menschen in der Stadt selbstorganisiert gelingen kann.

von Gabriele Pohl

In den meisten Städten, so auch in Mannheim, gibt es zu wenige Kitaplätze. Neben Großprojekten, die dem entgegenwirken wollen, konnte unsere kleine Initiative innerhalb kurzer Zeit auf einfache Weise Kindergartenplätze schaffen. Mitten in Mannheim-Neckarau hat unser Verein auf einem Terrain von 4000 Quadratmetern einen Natur- und Kulturraum aufgebaut. Dort befinden sich eine Außenstelle der Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung »Zwischenraum« für junge Menschen in Lebenskrisen und, seit Anfang 2024, auch ein inklusiver Naturkindergarten, der als Ganztagesgruppe zwanzig Kinder betreut, eingebettet in das größere Gesamtprojekt »Aufi«.

Kein Mensch ist eine Insel und auch ein Kindergarten – und überhaupt jeder Ort, an dem Kinder und Jugendliche lernen und leben – sollte keine Insel sein. Dieser Gedanke veranlasste mich dazu, das Projekt ins Leben zu rufen, nachdem sich die seltene Gelegenheit ergeben hatte, ein großes grünes Grundstück mitten in der Stadt zu pachten. Inmitten von alten Obstbäumen, Sträuchern, Hügeln und Wiesen gibt es dort auch Kaninchen, Hühner und Schafe, Menschen, die die

Sense schwingen, die in der Holzwerkstatt sägen oder Schafe scheren, ebenso wie junge Menschen, die an ihren vielfältigen Projekten arbeiten oder im Bauwagen mit den Betreuenden des verbundenen Projekts »Zwischenraum« Englisch oder Mathematik üben. Kooperationen mit Schulen und Jugendeinrichtungen, sei es beim Bau einer Mauer, beim Errichten eines Schuppens oder beim Anbau von Gemüse, beleben das Gelände zusätzlich. Kinder aus der Nachbarschaft sind willkommene Nachmittagsgäste.

An der Feuerstelle kann gekocht werden, was geerntet wurde. Die großen Obstbäume dienen zum Klettern und das Obst wird zu Marmelade und Kompott eingekocht. Und sobald die Hühner erwachsen sein werden, gibt's Frühstückseier! Wer sich auf die andere Seite des Geländes begibt, erblickt den futuristisch anmutenden Kuppelbau eines Mannheimer Start-Up-Unternehmens, den sogenannten Vision Dome, der als Multifunktionsraum genutzt wird: für die Mittagsruhe der Kindergartenkinder, für Konferenzen, Elternabende, Seminare und kleine künstlerische Veranstaltungen. Die wilde Wiese dahinter mit ihren Eidechsen, Blindschleichen, Schnecken und allerlei Insekten bleibt weitgehend sich selbst überlassen. Weil Matschen das Highlight für die



Leben und Lernen im Aufi, hier beim Matschen am Sandsteinbrunnen.

Kindergartenkinder ist, gibt es auch einen Sandsteinbrunnen, der das Wasser für die Matschküche fördert.

Wasser, Feuer, Luft und Erde, mit allen Elementen sollen die Kleinen vertraut werden – aber auch die Jugendlichen, die aus Angst oder, verführt durch exzessiven Medienkonsum, kaum noch das Haus verlassen haben, sammeln dort vielfältige Sinneserfahrungen, um sich wieder mit sich und der mehr-als-menschlichen Welt verbinden zu können.

Das Aufi mag ein Anfang sein, im städtischen Raum mehr Lebenswirklichkeit, mehr Naturverbundensein und weniger Verinselung zu ermöglichen. Das kann auch anderswo gelingen: Brachen oder verlassene Schrebergärten gibt es in jeder Stadt. Mit Überzeugungsarbeit können solche Gelände für Initiativen nutzbar werden. Aber natürlich geht das nicht ohne Geld. Der gemeinnützige Verein »Lebensnahes Lernen«, ¹ der hinter dem Projekt steht, konnte viele Leute von dieser Idee überzeugen – ihre finanzielle Unterstützung hat das Projekt erst möglich gemacht.

¹ lebensnaheslernen.de

Sonnwendfeuer

Die Augen lodern im Feuerschein, erfüllte Gesichter, Wangen voller biologisch abbaubarem Glitter. Meine Freundin stimmt ein Lied an, das sie in der schottischen Findhorn-Gemeinschaft gelernt hat: »Das Rad des Jahres dreht sich, das Sonnwendfeuer hebt sich ...« Wir feiern seit mehr als fünf Jahren diese Zeit im Jahr, versammeln uns im Kreis, es ist kein Festival wie jedes andere – es ist der Höhepunkt der Sonnenenergie. Ein magischer Moment, das spüren wir alle. Alles scheint leicht, alle wirken erfüllt.

Ich merke, wie es für mich immer schwieriger geworden ist, auf Sommerpartys Geplänkel über den nächsten Urlaub zu ertragen oder einfach einen lauen Abend mit Freundinnen zu genießen, seit ich die Klimakrise auf dem Schirm habe. Zu präsent waren die Gedanken an alle, die gerade unter Hitze und Dürre leiden, an sterbende Arten, an die nächste ökologische Katastrophe. Ist es nicht faul, sich stattdessen auf die schönen Dinge im Leben zu konzentrieren? Verdrängen wir da nicht alle etwas?

Am Sonnwendfeuer erkenne ich diesen Anteil in mir, der mir ins Ohr flüstert: »Hedonismus wird die Welt nicht retten.« Aber dann gucke ich in die Runde und merke: Die meisten Menschen, mit denen ich hier stehe, haben ihr ganzes Leben darauf ausgerichtet, in Zeiten wie diesen etwas zu bewirken. 362 Tage im Jahr sorgen sie dafür, dass es mehr Geld für Klimaschutzprojekte gibt, sicherere Räume für traumatisierte Menschen, solidarische Visionen für die Städte von morgen. An diesen drei Tagen ist Zeit, all die strategischen Gedanken und katastrophalen Zustände der Welt loszulassen und Schönheit wahrzunehmen.

Die Feuerstelle ist zu einem Altar für die Sonne geworden, die heute in ihrer vollen Kraft steht und dazu einlädt, uns genau diese Fragen zu stellen: Was läuft gerade richtig gut in meinem Leben? Wo erlebe ich Fülle? Wofür bin ich dankbar?

Die Tradition, in der kürzesten Nacht des Jahres auf Hügeln und Bergkuppen Feuer zu entzünden, reicht weit zurück. Meine (Ururururur-)Großmütter hätten im Morgengrauen Johanniskraut gepflückt und es getrocknet, denn sie wussten, dass die deprimierende Dunkelheit im Winter zurückkommt und der Johanniskrauttee die Stimmung aufhellt. Es fühlt sich wichtig an, an diese Tradition anzuknüpfen.

Schönheit, Ekstase, die Lust, das Leben zu lieben – das ist kein Luxus, wie ich von der Autorin und Aktivistin adrienne maree brown gelernt habe. Die Erinnerung an diese goldenen Momente am Feuer sind es, die uns durch die dunklen Zeiten tragen. Ich bin dankbar dafür, dass das Fest der Sommersonnwende genau diese Weisheit zu mir bringt: Das Licht zu feiern heißt nicht, zu verdrängen, dass es auch Dunkelheit gibt. Diese beiden Realitäten halten zu können wird, glaube ich, eine wichtige Fähigkeit in den Jahren, die auf uns zukommen. *Theresa Leisgang*



Die Moderne beim Sterben begleiten

Aus einer dekolonialen Perspektive heraus bietet Vanessa Machado de Oliveira einen prall gefüllten Beutel mit Werkzeugen an, die dabei unterstützen können, den eigenen Verstrickungen mit den Gewalttaten der Moderne auf die Schliche zu kommen und sich für andere, verbundene Seinsweisen zu öffnen.

von Andrea Vetter

Dies ist eine persönliche Hinführung zum nachfolgenden Auszug aus Vanessa Machado de Oliveiras Buch *Hospicing Modernity. Facing humanity's wrongs and the implications for social activism* (North Atlantic Books 2021). Die Überschrift dieses Beitrags ist eine freie Übersetzung des Buchtitels.

Dieses Buch hat mich im vergangenen Jahr so intensiv begleitet – und bisweilen auch verstört – wie kaum ein anderes. Sein Bilder- und Begriffsreichtum wird mich noch lange inspirieren – in meinem Denken wie auch in meiner Bildungsarbeit. Das 276-seitige Werk ist dabei viel mehr »Beutel«¹ als lineare Analyse – in zwei Teilen und vierzehn Kapiteln wird ein großer Reichtum an Geschichten, Konzepten, Analysen, Übungen, Aufzählungen, Denkfiguren und Grafiken ausgeschüttet, die alle dasselbe Ziel haben: sicher geglaubte Gewissheiten in Frage zu stellen und sich auf unbekanntes gedankliches Terrain zu wagen. Die Prämisse ist dabei, dass wir alle ausnahmslos darin verstrickt sind, die subtilen und handfesten Gewalttaten der Moderne aufrechtzuerhalten – wenn auch an je ganz unterschiedlichen Stellen. Diese Materialfülle entwickelte Vanessa Machado de Oliveira in ihrer bald dreißigjährigen Tätigkeit als Schul- und Hochschullehrerin sowie in der künstlerischen Forschungs- und Bildungsarbeit des von ihr mitgegründeten Kollektivs »Gesturing

Towards Decolonial Futures« (GTDF).² Aus diesem reichen Angebot kann ich in dieser Hinführung zu unserer nachfolgenden Erstübersetzung des siebten Kapitels, »Gut leben und sterben«, nur eine Handvoll herauspicken.

Das lächerliche Selbstbild der Modernen

Teil eins des Buchs kommt im metaphorischen Gewand einer Sportstunde daher – aufs »Aufwärmen« folgen drei Kapitel mit »vorbereitenden Übungen«, in denen sie teilweise von der Lektüre ihres Buchs abrät. Zum Aufwärmen erzählt sie aus ihrer eigenen Familiengeschichte: aufgewachsen in Brasilien, lernte sie vieles von ihren beiden sturen Großmüttern: die eine Guaraní, die andere deutsch-brasilianischer Herkunft, beide auf ganz verschiedene Weisen Opfer kolonialistischer, sexistischer und rassistischer Muster der Moderne und zugleich beide auch verstrickt in diese Muster. In »Vorbereitende Übungen III – das wichtigste Kapitel« führt die Autorin begriffliche Werkzeuge ein, die den Nachdenk- und Nachspür-Übungen im zweiten Teil des Buchs zugrundeliegen. Eines davon fand ich besonders hilfreich: die Unterscheidung zwischen *High-Intensity-Struggles* und *Low-Intensity-Struggles* – also

¹ Ursula K. Le Guin, *Am Anfang war der Beutel. Warum uns Fortschritts-Utopien an den Rand des Abgrunds führten und wie Denken in Rundungen die Grundlage für gutes Leben schafft*, deutsch von Matthias Fersterer (thinkOya 2020).

² decolonialfutures.net

³ Das aggressive Wort »Kampf« gibt die Bedeutungen des englischen *struggle* nur ungenau wieder: das Streiten für etwas; das Ringen mit etwas oder jemandem; oder auch das alltägliche Sich-Abmühen. Eingedenk der vielen (post-) aktivistischen Kämpfe, die auch Teil sozial-ökologischer Transformation sind, haben wir uns dem Wort »Kampf« an dieser Stelle kampfflos ergeben. Wir fragen uns jedoch, woran es liegen mag, dass es im Deutschen kein Wort für selbst-reflexives, nicht-martialisches Kämpfen gibt.

⁴ *Hospicing Modernity*, S. 52f.

⁵ Babette Hünig und Christiane Kliemann, »Wir sterben immer«, im Gespräch mit Matthias Fellner und Andrea Vetter, in: *Oya* 51/2018, S. 68 ff.

(inneren wie äußeren) Kämpfen³ mit hoher und solchen mit niedriger Intensität. Wer »die Zeit, Energie und Fähigkeit hat, dieses Buch zu lesen«, schreibt sie, gehöre zu all jenen, die mit niedrigintensiven Kämpfen befasst seien, die entsprechend auch nur niedrige Einsätze wagen und niedrige Risiken zu tragen haben – jene Menschen, »die am meisten von der Moderne profitieren und auch dann noch den Schutz der Moderne genießen, wenn sie sich dafür einsetzen, Dinge innerhalb oder jenseits der Moderne zu verändern«.⁴ Dabei schließt sie sich selbst auch in diese Kategorie ein: »Wir haben die Wahl, hinzugehen oder es bleiben zu lassen; sichtbar zu werden oder auch nicht; uns ver-

haften zu lassen oder eine Inhaftierung zu vermeiden; Risiken einzugehen oder Risiko zu scheuen.« Menschen in hochintensiven Kämpfen hätten diese Wahlmöglichkeiten hingegen nicht: Ihre Existenz steht permanent auf dem Spiel; ständig sind sie durch den Verlust der Wohnung, durch Inhaftierung oder Deportation bedroht. Die Autorin betont, dass sie damit keine Hierarchie konstruieren wolle, wessen Kämpfe die wichtigeren seien. Vielmehr will sie darauf hinweisen, dass es nicht möglich ist, in ein und demselben Buch beide Gruppen gleichermaßen anzusprechen – die verschiedenen Lebenswirklichkeiten sind schlichtweg zu unterschiedlich. Durch die Übung zu diesem Werkzeug wolle sie erreichen, dass Menschen, die mit niedrigintensiven Kämpfen befasst sind, dazu befähigt würden, sich selbst aus der Perspektive derjenigen zu betrachten, die durch ebenjene Muster der Moderne, welche die lesende Person selbst reproduziere, verletzt wurden; dass ich selbst mich also als eine Person wahrnehmen kann, deren verschleierte oder offene Arroganz, deren Selbstbild und Gefühl für die eigene Bedeutsamkeit schlichtweg lächerlich sind.

Altes sterben lassen, Scheiße kompostieren

Dass Menschen sich selbst nicht zu ernst nehmen und nicht glauben sollten, alles zu wissen oder zu können, das ist eine Botschaft, die sich wie ein roter Faden durch das Buch zieht. Die Autorin will dazu ermutigen, in einer scheiternden Moderne auf der Suche nach einem guten Leben im umfassenden Sinn immer wieder selbst zu scheitern. Beim Lesen wurde ich an das Oya-Gespräch »Wir sterben immer«⁵ erinnert, das Matthias Fellner (1977–2024) und ich einmal mit der Hospizmitarbeiterin Babette Hünig und der

Transformationsjournalistin Christiane Kliemann geführt hatten. Christiane sagte damals: »Eine große Herausforderung bei Sterbe- oder Wandlungsprozessen ist, dass das Alte nicht sofort ins Neue übergeht. Zunächst ist da ein Raum des Nicht-Wissens, der Orientierungslosigkeit. Sich darauf einzulassen, dass das Alte geht, aber noch nichts nachgewachsen ist, woran ich mich festhalten kann – das ist herausfordernd. Aber wir können ins Ungewisse gehen und sagen: Ich nehme das an.« Das Aushalten des Nicht-Wissens und das Anerkennen von Komplexität sind auch wiederkehrende Motive in *Hospicing Modernity*.

Transformation durch Kompostieren⁶ nimmt bei Vanessa Machado de Oliveira ebenfalls eine wichtige Rolle ein: Im letzten Kapitel des Buchs, »Vom Zerfall«, bietet sie eine Liste zur »Kompostierung von Scheiße an«.⁷ Das englische Wort »COMPOST« versteht sie dabei als Akronym folgender Begriffe, die zugleich eine Aufzählung von Mindestanforderungen für diejenigen sind, die die in diesem Buch beschriebene Transformationsarbeit umsetzen wollen: *capacity* (die »Kapazität« oder »Fähigkeit«, Räume für Schmerzhaftes und Schwieriges zu halten, ohne mich davon lähmen zu lassen oder gleich nach Rettung Ausschau zu halten); *owning up* (»anerkennen«, also mir bewusst zu machen, in welchem Maß ich mich in Komplizenschaft bei Akten der Gewalt und Nicht-Nachhaltigkeit verstricken muss, allein schon um den Status quo meiner eigenen Bequemlichkeit aufrechterhalten zu können); *maturity* (die notwendige »Reife«, um meine Selbstinfantilisierung zu beenden und dem persönlichen und kollektiven Scheiß ins Auge zu sehen und diesen zu bearbeiten); *pause* (»pausieren«, um selbstbezogene, vergnügungssüchtige oder

am Bestehenden klammernde Zwänge seinlassen zu können); *othering* (mich an einer »Fremdmachung« meiner Selbstbilder und Selbsterzählungen zu versuchen, also mich durch die Augen der Anderen zu sehen); *stamina* (der »lange Atem«, der schlichtweg erforderlich ist, um – statt dem Einfachen und Bequemen – das Notwendige zu tun). Wenn es nämlich darum geht, auf unserer Planetin gemeinsam mit dem ganzen Scheiß umzugehen, dann müssen wir uns auch gemeinsam auf erwachsene Weise dem Unabwendbaren stellen: »Es gibt kein Anderswo. Der erste Schritt, um uns für jenen Moment, in dem alles zerfällt, bereitzumachen, ist, dem Guten und dem Schlechten, dem Schönen und dem Hässlichen, dem Kaputten und dem Vermasselten im Menschheitserbe – all dem, was in uns selbst und um uns herum wirkt – wirklich ins Gesicht zu schauen.«⁸

Dekolonisierung muss scheitern

»Die Gaben des Scheiterns« lautet eine weitere Unterüberschrift desselben Kapitels. Zweifellos und zwangsläufig werde der Versuch der Dekolonisierung in einer kolonialistischen Welt immer wieder scheitern müssen: »Die Nahrung, die wir essen, die Kleidung, die wir tragen, unser Gesundheitssystem, unsere soziale Absicherung mitsamt den Technologien, die es uns ermöglichen, Texte zu all dem zu lesen und zu schreiben, gründen allesamt auf Ausbeutung, auf Enteignung, auf bitterer Armut, auf Genoziden und Ökoziden.« Dieses unvermeidliche Scheitern beschreibt die Autorin jedoch als hilfreichen Lernprozess: Gerade Momente des Scheiterns könnten uns die Größe eines Unterfangen bewusstmachen, und gelingendes Scheitern wäre demnach eines, dem wir uns ehrlich, demütig, humorvoll und mit einem hohen Maß an Selbstre-

⁶ Siehe auch Báyo Akómoláfé,
»Kompostierendes Sein«, *Oya* 66/2021, S. 20f.

⁷ *Hospicing Modernity*, S. 243f.

⁸ Ebd. S. 244.

⁹ Ebd. S. 246f.

¹⁰ Ebd. S. 235f.

¹¹ Ebd. S. 235.

flexion nähern können. Für diese Selbstbefragung schlägt Vanessa Machado de Oliveira etliche aus der Arbeit des GTDF-Kollektivs hervorgegangene Fragen vor – eine Auswahl: »Inwieweit wiederholst du selbst, was du kritisierst?« – »Wie gehst du mit der Verantwortung um, die daraus erwächst, dass dir das bestehende System unverdiente Vorteile verschafft?« – »Warum tust du all das, wem gegenüber bist du verantwortlich?« – »Bis zu welchem Grad ist dir bewusst, wie deine Arbeit von Gemeinschaften, die mit hochintensiven Kämpfen befasst sind, gelesen würde?« – »Was müsstest du aufgeben oder loslassen, um noch weiter in die Tiefe gehen zu können?«

Sich dem Nicht-Wissen zuwenden

Der nachfolgende übersetzte Buchauszug mag zunächst wie eines der versöhnlichsten und freundlichsten Kapitel des Buchs wirken, bietet es doch direkte Lebenshilfe und Ausblicke auf eine heute so dringend gebrauchte nicht-moderne Weltdeutung. Dabei lässt sich jedoch leicht übersehen, wie radikal die darin erzählte Lebensweggeschichte die Grundfesten unserer imperialen, modernen Lebensweise in Frage stellt. Beim Lesen insbesondere dieses Kapitels droht allerdings leicht die Gefahr, in einem der von der Autorin benannten »Schlaglöcher« auf dem Weg zur Dekolonisierung« steckenzubleiben: nämlich

»die Lehren indigener (und anderer) Kulturen aus ihrem Kontext herauszulösen, selektiv wahrzunehmen und zu missdeuten«. In anderen Worten: »Der gefühlte Anspruch auf Zugang und Beherrschung fremd(gemacht)en Wissens ist ein kolonialistischer Anspruch.«⁹

Die Autorin warnt eindringlich davor, dass es ein Zeitfenster inmitten des Zerfalls geben mag, in dem indigenes Wissen gefragt sein werde – aber nur als Konsumware.

»Dieses Konsumieren marginalisierten Wissens ist getrieben von der Suche nach ›Antworten‹ darauf, wie entweder die Moderne reformiert werden könne oder wie eine vorgefertigte Alternative dazu aussähe.«¹⁰ Was stattdessen gebraucht werde, sei eine Hinwendung zum Nicht-Wissen: »Bevor sich etwas verändern kann, bevor Menschen anders fühlen und hören, sich anders miteinander verbinden oder sich überhaupt etwas anderes vorstellen können, bedarf es einer Klärung, eines Aufräumens, einer Initiation ins Nicht-Wissen. Und dazu ist es erforderlich, die Wünsche nach Sicherheit, nach Autorität, nach Hierarchie aufzugeben – ebenso wie den unersättlichen Konsumismus als eine der Moderne eingeschriebene Art und Weise, sich mit der Welt zu verbinden.«¹¹ Dieses Buch kann dabei eine hilfreiche, wenn auch für *weiße* Menschen durchaus herausfordernde, Begleitung sein.

Nachfolgend gibt es den Auszug »Gut leben und sterben« aus Vanessa Machado de Oliveiras Buch *Hospicing Modernity* zu lesen, den Matthias Fersterer eigens für diesen Almanach übersetzt hat.

Gut leben und sterben

Eine Lehrgeschichte der Cree erzählt vom Weg über die vier Berge des Lebens und verrät, warum die Lebensweisen in modernen Gesellschaften immerzu auf Krieg ausgerichtet sind.

von Vanessa Machado de Oliveira

Dies ist ein Auszug aus Vanessa Machado de Oliveira, *Hospicing Modernity. Facing humanity's wrongs and the implications for social activism* (North Atlantic Books 2021), übersetzt von Matthias Fersterer und in der vorstehenden Leseempfehlung eingeführt von Andrea Vetter.

Als ich an diesem Buch schrieb, wachte ich eines Nachts auf, und mein Partner lag kalt neben mir. Ich versuchte, ihn wachzurütteln, ohne Erfolg. Die nächsten fünf Sekunden erschienen mir wie eine Ewigkeit, während mich eine Lawine an Gefühlen überrollte und lähmte. Ich erinnere mich, dass zu meiner Überraschung das stärkste Gefühl Ärger war: »Wie kannst du mir nur einfach so wegsterben?« Dann gelang es mir, zu schreien. Er wachte auf und sagte ganz sanft, dass er nicht tot sei. Natürlich war meine Erleichterung riesig, aber der Adrenalinrausch ließ mich keinen Schlaf mehr finden. Ich dachte immerzu darüber nach, dass unser beider Tage gezählt waren und wir, auf einer anderen Existenzebene jenseits linearer Zeit und Form, nicht in diesen Körpern existierten. Am folgenden Tag fand die erste Videokonferenz einer Veranstaltungsreihe mit dem Titel »The End of the World as We Know It« (Das Ende der Welt, wie wir sie kannten) statt, die ich über meine Universität organisiert hatte. Indigene Mitglieder unseres Netzwerks aus Nord- und Südamerika hatten angeboten, während der Konferenzen Zeremonien abzuhalten. Das vielschichtige Thema »Sterblichkeit« war an diesem Tag ganz nah an mich herangerückt, und damals entschloss ich mich, ihm noch näherkommen zu wollen.

Die Moderne hat es sich zum Ziel gesetzt, den Tod zu besiegen, und bedient sich dabei unserer Angst vor dem Tod. Die Angst vor der Sterblichkeit (unseres eigenen Körpers, geliebter Menschen, der ganzen Menschheit) führt dazu, dass wir Projektionen folgen und meinen, erst dann voll und ganz lebendig zu sein, wenn irgendein Ideal dahergekommen sei: der ideale Partner, die ideale Arbeit, die ideale Zeit, das ideale Selbstbild, der ideale Ort ... Wenn du aber weißt, dass deine Tage gezählt sind – und das sind sie –, dann kannst du nicht auf ein

Ideal warten. Der ideale Tag ist heute: Heute ist ein ebenso guter Tag zum Sterben wie jeder andere, wie eine indigene Redeweise lautet. Wenn wir das verstanden haben, dann erkennen wir vielleicht auch die vielen Tode in und um uns herum, die tagtäglich geschehen, damit wir weiterleben können, und sind vielleicht dankbar für jeden weiteren Tag, der uns bleibt, bevor wir unseren Körper endgültig verlassen. Gut leben heißt unweigerlich auch gut sterben, und diese beiden Dinge geschehen zu ein und derselben Zeit. Also hielt ich meinen Partner und unsere Sterblichkeit in jener Nacht eng umschlungen und nahm mir vor, nicht weniger als voll und ganz zu leben und zu lieben, selbst wenn das Verlust, Kummer, enttäuschtes Vertrauen und Schmerz nach sich zöge. Ich war dankbar dafür, ihn – mit allem drum und dran – an meiner Seite zu haben, so lange es eben dauern mochte.

Vielleicht hast du schon einmal von *buen vivir* oder »dem guten Leben« gehört. Der Begriff wird oft verwendet, um den Unterschied zwischen »dem guten Leben« und »dem besseren Leben« zu betonen. »Das bessere Leben« wird gemeinhin als Teil des modernen Versprechens nach sozialem Aufstieg betont und schürt das vermeintliche Bedürfnis, immer mehr haben zu wollen, als du selbst gerade hast und deine Nachbarn gerade haben. »Das gute Leben« (*buen vivir*) gilt oft als Philosophie des Andenraums, die die Vorstellung eines »besseren Lebens« infrage stellt, indem sie betont, dass »genügsame Fülle«, entscheidend dafür ist, wechselseitige Beziehungen zwischen allen Wesen aufrechtzuerhalten. Teilweise ist *buen vivir* aber auch ein Versuch, den Quechua-Begriff *sumac kawsay* ins Spanische zu übersetzen, der nicht nur ein gedankliches Konzept, sondern auch eine Weise, in der Welt zu sein, ist. Wie Maria Jara Querar, eine Lehrerin der Quechua, betont, ist es in der gelebten Praxis des *sumac kawsay* ebenso wichtig »gut zu sterben« wie »gut zu leben«, weil beide Teil desselben Kreislaufs sind. In westlichen Gesellschaften werden Tod und Sterben hingegen für gewöhnlich als etwas betrachtet, dass es zu fürchten und zu meiden gilt.

Sterbe-Doulas, die Menschen in Palliativpflege bis zum Lebensende begleiten, sind in westlichen Gesellschaften häufig mit einem Problem konfrontiert. Wird ein Mensch mit einer tödlichen Krankheit diagnostiziert, und schlägt jemand aus der Verwandtschaft vor, eine Sterbe-Doula zu kontaktieren, dann reagiert meist ein Familienmitglied mit oftmals aggressiv vorgebrachtem Widerstand. Der verwandten Person wird dann vorgeworfen, sie begrüße den Tod, weil sie vorschlägt, dass die Familie den Tod annehmen solle, anstatt ein Wunder zur Rettung der kranken Person herbeizuwünschen. Wenn

der Tod dann kommt, wird manchmal diese verwandte Person dafür verantwortlich gemacht, so als ob wir, indem wir über den Tod sprechen oder uns darauf vorbereiten, den Prozess des Sterbens beschleunigen würden. Innerhalb der Moderne ergibt das durchaus Sinn, denn die Moderne ist aus dem Versuch heraus entstanden, Wandel zu kontrollieren und den Tod zu bekämpfen und zu besiegen, unter anderem, indem wir uns selbst von der Natur abspalten (als ob wir nicht Teil von ihr wären).

Innerhalb der Moderne folgen Unterhaltungen darüber, wie möglich oder wahrscheinlich es sei, dass die Moderne kollabiere, immer demselben Muster. Für gewöhnlich wird dieses Thema vermieden oder für belanglos erklärt, um stattdessen Hoffnungen auf die Zukunft und den Fortbestand des existierenden Systems zu nähren. Viele glauben, dass Menschen, sobald sie die Wahrscheinlichkeit eines Kollaps akzeptiert haben, aufhören würden, sich für Wandel einzusetzen, oder dass sie sich in Fatalismus ergeben würden, sobald sie keine nutzenmaximierende oder zielorientierte Handlungsmotivation mehr hätten. Dieser Logik zufolge würden wir, indem wir anerkennen, dass ein sozialer und ökologischer Kollaps möglich oder wahrscheinlich ist, diesen Kollaps beschleunigen.¹

¹ Siehe dazu auch den Beitrag von Theresa Leisgang und Gerriet Schwen, »Schöner Scheitern in einer Welt, die zerfällt« auf S. 30 in diesem Almanach.

Viele nicht-westliche Kulturen, darunter viele indigene, nähern sich dem Tod, dem Sterben und der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines Kollapses hingegen anders. In Gesellschaften, in denen Tod und Leben als untrennbar miteinander verbunden gelten, gibt es Abläufe, Gebräuche und Vorkehrungen dafür, sich mit unvermeidlichem Wandel, Schmerz, Verlust und Tod auseinanderzusetzen, die innerhalb der Moderne undenkbar sind. Indigene Völker sind oft auch weit besser dazu in der Lage, mit komplexen und paradoxen Situationen umzugehen. Dem Sozialforscher und Cree Dr. Cash Ahenakew zufolge stünden indigene Menschen dem grundlegenden Paradoxon gegenüber, dass sie gezwungen seien, in gewalttätigen, nicht-lebensfördernden modernen/kolonialistischen Systemen zu überleben, in denen Menschen wie Kleinkinder behandelt würden; gleichzeitig trügen sie jedoch die Verantwortung dafür, ältere und reifere indigene Seinsweisen aufrechtzuerhalten. Die Lebenswege, die die Moderne anböte, können ihm zufolge Menschen nur sehr begrenzt darauf vorbereiten, mit den Widrigkeiten des Lebens und mit unserer Verantwortung als Menschen auf einer begrenzten Planetin umzugehen. Die meisten indigenen Völker hingegen hätten reichere Geschichten, wie etwa jene im folgenden Abschnitt, die alle auf die Herausforderungen und Aufgaben verschiedener Lebensphasen vorbereiten könnten.

Übung

Komm zur Ruhe. Welche emotionalen Prägungen zum Tod und Sterben hast du aus deiner Familie oder deinen kulturellen Kontexten geerbt? Wurde in deiner Kindheit und Jugend über Tod und Sterben gesprochen oder nicht? Was wäre deine größte Sorge, wenn du wüsstest, dass du morgen stirbst? Prüfe deinen inneren Bus.² Welche Passagiere haben Angst vor dem Tod und dem Sterben? Warum haben sie Angst? Welche Passagiere haben Angst vor Leid und Verlust? Wie kannst du sie dazu einladen, Sterblichkeit als etwas Schöpferisches zu sehen? Viele Kulturen sind davon überzeugt, dass wir letztlich nicht gut leben können, wenn wir die eigene Sterblichkeit nicht stärker in unseren Alltag integrieren, weil wir andernfalls in einer Projektion gefangen sind, anstatt hier und jetzt zu leben, und andernfalls nicht dankbar für jeden geschenkten Tag und für alle, die sich opfern, um uns am Leben zu erhalten, sein können. In manchen Kulturen ist es üblich, vom Tag der Geburt an zu hören, dass wir sterblich sind. Eine dafür hilfreiche Erkenntnis ist, dass wir mit einer begrenzten Anzahl an Atemzügen geboren werden. Jeder dieser Atemzüge ist heilig. Atme zehn Mal ein und aus und würdige jeden Atemzug als heilig. Wie willst du deine verbleibenden Atemzüge und die Wesen, die sich opfern, damit du leben kannst, würdigen? Mit wem würdest du deine verbleibenden Atemzüge gern teilen? Was möchtest du mit deinen verbleibenden Atemzügen zum planetaren Stoffwechsel, dessen Teil du bist, beitragen?

Eine Lebensweg-Geschichte der Cree

Dies ist die Version einer Geschichte, die mir erstmals 2015 von einem Cree-Ältesten namens John Crier erzählt wurde. Sie handelt von vier Bergen, die für vier Lebensphasen stehen. Die Geschichte spielte eine wichtige Rolle in einem Forschungsprojekt, an dem ich beteiligt war, geleitet von einem weiteren Traditionshüter der Cree, Cash Ahenakew. In seinem Projekt sammelte Cash Beispiele dafür, wie Menschen durch indigene Unterweisungen von Geburt an darauf vorbereitet werden, einmal gute Älteste und gute Ahnen für all ihre Verwandten zu werden. John hat uns freundlicherweise gestattet, mit dieser Geschichte auf Wanderschaft zu gehen und sie wie folgt aufzuschreiben.

Vorab muss ich darauf hinweisen, dass Geschichten in indigener Erzähltradition Lebewesen sind, die in unserem Herzen anlanden und mit uns tanzen können, wenn wir dafür offen sind. Dieser Tanz kann kurz oder lang sein. Er kann auch ein ganzes Leben dauern. Bei diesem Tanz werden uns langsam und allmählich, manchmal über Jahrzehnte hinweg, verschiedene Ebenen von Bedeutung und Sinn enthüllt. Die Erkenntnisse hängen davon ab, wie viel Raum wir dafür

² Diese Metapher eines vollbesetzten Omnibusses wirkt dem modernen Persönlichkeitsbild entgegen, wonach ein reifes Selbst sich dadurch auszeichne, dass Verstand und Vernunft über Gefühl und Körper herrschen und dass dieses Selbst eine vereinheitlichte, kohärente (sprich: kontrollierte) Persönlichkeit ausbilde, die sowohl die Welt als auch sich selbst vermeintlich objektiv betrachten würde. Der von der Autorin hier verwendeten Methode zufolge ist unsere Persönlichkeit hingegen beutelig und vielfältig: Wir sind der Bus und all seine Mitfahrenden. Manche sitzen vorn, gleich hinter der Person am Steuer, wo sie gut sichtbar und hörbar sind, andere weiter hinten im Verborgenen. Sie reagieren völlig unterschiedlich auf äußere Ereignisse und haben teils sehr gegensätzliche Ansichten und Gefühle. Sie alle sind Anteile unserer selbst, geprägt durch jeweils markante, teils traumatisierende biografische Erlebnisse. Siehe *Hospicing Modernity*, S. 47 ff. A. d. Ü.

in uns haben. Wenn dort zu viel Durcheinander ist, dann gibt es vielleicht nicht genügend Raum, damit die Geschichten sich bewegen, tanzen und neue Einsichten enthüllen können. Oft müssen wir erst Raum schaffen, bevor neue Geschichten anlanden können.

In manchen indigenen Geschichten wird heiliges Wissen überliefert, das nur bestimmten Indigenen offenbar werden darf. Diese Geschichten müssen in den Gemeinschaften, zu denen sie gehören, bewahrt werden. Als indigener Ältester trägt John viele solcher Geschichten mit sich. Andere Geschichten, wie etwa diese, sollen von Ort zu Ort wandern, mit mehr Menschen in Berührung kommen und tanzen. Manche Geschichten wollen in die Welt hinaus, um durch diese verändert zu werden. Diese Geschichte hier erwies sich als eine solche Wandergeschichte. Mit Johns Erlaubnis reiste sie zu verschiedenen indigenen Gemeinschaften in aller Welt und tanzte mit vielen Leuten an vielen Orten. Als ebendiese Version der Geschichte in jenen Teil von Turtle Island,³ von dem sie einst kam (Kanada), zurückkehrte, hatte sie verschiedene Tänze von den Leuten, die sie getroffen, und den Orten, die sie besucht hatte, gelernt.

Bei Wandergeschichten lässt sich nur sehr schwer sagen, wie die Geschichte vor ihrer Wanderschaft war und was seitdem hinzugekommen ist. Also versuchte ich gar nicht, den ursprünglichen Tanz zu finden, sondern erlaubte der Geschichte einfach, eines Tages, nachdem ich gefastet hatte, zu mir zu kommen. Dann bat ich John, zu korrigieren, was ich vielleicht missverstanden hatte. Bei aufgeschriebenen Geschichten, die in Papierform wandern, sind die Rhythmen und Tänze anders als bei Geschichten, die durch mündliche Überlieferung wandern und die jeweils auf ganz bestimmte, eigens für die zuhörende Person abgestimmte Weise erzählt werden. Solltest du also jemals die Gelegenheit dazu haben, dann lass dir diese Geschichte unbedingt von John Crier selbst erzählen, solange er noch unter uns ist! Er wird sich freuen, von dir zu hören. Und nun werde ich dir jene Version der Wandergeschichte erzählen, die sich in unserer Zusammenarbeit gezeigt hat.

Die Lebensweg-Geschichte nach John Crier führt über vier Berge. Welches Bild entsteht dabei vor dem inneren Auge? Die mit Auswahl und Übersetzung dieses Texts befassten Redaktionsmitglieder sahen einen hohen Hügel mit sanfter Kuppe, so wie den Silbury Hill, vor sich. Dieser mit über 160 Metern Durchmesser und 40 Metern Höhe größte neolithische Erdbau Europas wurde vor 4500 Jahren in Südengland in der heutigen Grafschaft Wiltshire errichtet und ist räumlich verbunden mit den noch älteren Steinkreisen und Megalithanlagen von Avebury.

³ Indigener Name für den nordamerikanischen Kontinent, wörtlich »Schildkröteninsel«. A. d. Ü.



⁴ Im Original werden die Berge *Baby Mountain, Warrior Mountain, Hunter/Provider Mountain*, und *Elder Mountain* genannt. Da manche dieser Begriffe im Deutschen völlig andere Assoziationen als im Englischen hervorrufen, wurden die Namen in der deutschen Übersetzung teils freier gewählt, so dass sie zu den jeweiligen Lebensphasen passen, ohne geschlechtliche Zuschreibungen festzulegen, und als Bergnamen plausibel sind. Auch durch die Übersetzung erfährt diese Wandergeschichte also eine Veränderung. A.d.Ü.

Die vier Berge

Diese Geschichte handelt von vier Bergen. Jeder Berg steht dabei für eine Lebensphase, durch die Menschen hindurchgehen müssen. Es gibt einen Anfangsberg, einen Kriegsberg, einen Nährberg und einen Ältestenberg.⁴ Wenn alles im Gleichgewicht ist, dann unterstützen das Land, die Ahnen und alle Verwandten die Menschen dabei, von einem Berg zum nächsten zu steigen. Menschen können ebenso wenig wie alle anderen Wesen über ihre Zeit oder ihr Leben verfügen. Jene viel mächtigere Kraft, die Indigene den Großen Geist oder *Creator* (Schöpfungskraft) nennen, entscheidet über die Dauer unserer Lebensreise und über die Visionen, die wir geschenkt bekommen, damit wir unseren jeweiligen Beitrag auf je eigene Weise leisten können. Manche Menschen sollen nur eine bestimmte Wegstrecke durch die Berge zurücklegen – dann vollenden sie ihre Reise aus diesem oder jenem Grund frühzeitig. Für Neugeborene etwa ist manchmal einfach nicht der richtige Zeitpunkt, um bleiben zu können, aber dennoch beschenken sie ihre Familie durch einen kurzen Besuch. Mitunter kommen Menschen vom Weg ab oder gelangen auf einen Pfad, der nicht weiterführt, und manchmal verhungern sie dort. Mitunter stecken Menschen, individuell oder kollektiv, auf einem Berg fest, ohne die Unterweisungen, die sie bräuchten, um weiterzukommen. In diesem Fall bedürfen sie der Führung durch Älteste, die sie dabei unterstützen, den Weg wiederzufinden, sich mit ihren Visionen zu verbinden und auf gesündere Weise weiterzugehen.

Anfangsberg

Der erste Berg ist der Anfangsberg. Ist alles im Gleichgewicht, wenn du als Neugeborenes zur Welt kommst, dann wirst du am Fuß dieses Bergs in den Armen deiner Eltern, deiner Ältesten und deiner Gemeinschaft, die alle deinem Wohlergehen verpflichtet sind, mit uneingeschränkter Aufmerksamkeit und Achtung empfangen. Dein erstes Übergangsritual ist dein erster Atemzug. Diesen Berg wirst du gewickelt hinaufgetragen, wodurch die Verbundenheit zwischen deinem Neugeborenenkörper und der Gemeinschaft an Körpern um dich herum, deiner Sippe, gestärkt wird. Weise, gesunde Großeltern, Großonkel und Großtanten spielen eine immens wichtige Rolle auf diesem

Berg; und wenn sie nicht da sind, schaffen Neugeborene es manchmal nicht auf die andere Seite. Sobald du die Kuppe dieses Bergs erreicht hast, machst du erste eigene Schritte beim Abstieg, immer noch an der Hand älterer Verwandter. Der Fokus deines Lernens verschiebt sich nun zu deinen Füßen auf dem Land. Du lernst nun, wie du den Boden unter dir spüren, dich damit verbinden und deinen Weg bedacht darauf gehen kannst, voller Achtung und Ehrfurcht für das Land, das dich den Rest der Reise tragen wird. Indem du dich als Teil der Schöpfung kennenlernenst, der von den anderen Menschen, dem Land, den Ahnen und allen Verwandten umsorgt und geführt wird, spürst du in deinen Zellen, dass dein Leben aus sich heraus wertvoll ist.

Kriegsberg

Der zweite Berg ist der Kriegsberg. Nun, da du allein laufen kannst, besteht das Übergangsritual auf diesem Berg darin, dir selbst Grenzen zu setzen und deine eigene Vision und deinen Platz in der Welt zu finden, anstatt deine Eltern oder andere Menschen diese für dich festlegen zu lassen. Auf diesem Berg findest du die einzigartigen Gaben, die einzigartige »Medizin«, die du in dir trägst, und lernst schließlich, diese bei Bedarf einzusetzen. Wenn die Gesellschaft in Aufruhr ist, dann spüren dies junge Leute, die gerade mit dem Aufstieg auf diesen Berg beginnen, am stärksten. Weil sie ihre Grenzen noch nicht gezogen haben, haben sie grenzenlos Energie, und weil sie auf der Suche nach Selbstregulierung sind, neigen sie dazu, Führung und Rat zurückzuweisen. Wenn junge Menschen sich jedoch allein und ungeführt auf die Suche nach ihrem eigenen Pfad begeben, dann landen sie mitunter auf Abwegen.

Auf diesem Berg musst du dich auch deinen Schatten stellen und mit diesen ringen. Während des Aufstiegs ist es, als würdest du im Dunkel der Nacht durch einen dichten Wald gehen, der Weg im schwachen Licht der Mondsichel und Sterne kaum zu erahnen. Die Bäume erkennen zwar deinen Geist und wissen, wer du bist, können sich dir aber nicht auf direktem Weg mitteilen – noch bist du zu sehr mit dir selbst beschäftigt, um ihnen zu lauschen. Sie müssen dich aus dieser Selbstversunkenheit wachrütteln, um mit dir kommunizieren zu können. Während du weiter aufsteigst, wirst du ungeduldig. Du meinst, es könnte dir erst dann gutgehen, wenn du Antworten, wenn du Gewissheiten gefunden hast. Die Aufgabe des Lands als Lehrender ist es aber, dich ins Geheimnis deines Seins einzuführen. Es kann dir den Weg weisen, meist durch Visionen und Lieder, dir aber keine endgültigen Antworten auf alle deine Fragen geben. Das Land gibt dir

immer das, was du gerade brauchst, um den nächsten kleinen Schritt zu gehen, um das jetzt Richtige zu tun und auf gesunde Weise weiterzugehen, während sich dein Lernweg und deine Geschichte nach und nach entfalten. Dieser Teil des Bergpfads kann frustrierend sein, weil dein Körper genug Energie hat, um zu rennen, der Boden aber steinig ist und dich zwingt, langsam vorwärts zu gehen und dich in Geduld zu üben.

Wer auf diesen Berg steigt, verbringt viel Zeit damit, gegen die Schatten der Bäume anzukämpfen. Der Weg ist voller Ablenkungen: verschiedene Abzweige, Rufe und Wegscheiden, die in verschiedene Richtungen führen. Es ist, als würdest du deine Medizin, deine Gabe, wie eine Nadel im Heuhaufen suchen. Viele Ängste und Unsicherheiten zeigen sich in diesem Prozess. Angst davor, unwürdig zu sein. Angst davor, nicht die »richtige« Antwort zu finden. Angst davor, etwas zu verpassen. Angst davor, gedemütigt, zurückgewiesen und verlassen zu werden. Angst vor Verlust, Schmerz und Tod. Angst davor, falsche Entscheidungen zu treffen; davor, dass das Leben nicht lebenswert sei; dass dein Leben ein einziger Fehler sein könnte. Angst vor Unzulänglichkeit und Ungenügen. Um diese Ängste zu vergessen, schaffen viele junge Leute ein Bild von sich, das verhindern soll, dass andere sehen, wie sie wirklich sind. Manche konstruieren ein Selbstbild, das sie stark, unbezwingbar und unfehlbar erscheinen lässt; manche wollen freundlich, fürsorglich und zuverlässig wirken; manche rebellisch, draufgängerisch und aufsässig; andere wie eine Mischung aus all dem. Aber ein Bild ist bloß ein Bild, und je größer die Kluft zwischen dem, wie du gesehen werden möchtest (und dem, wie du möchtest, dass die Welt sei), und den vielen Dingen, die tatsächlich in dir und um dich herum geschehen, ist, desto mühsamer fühlt sich der Weg für dich an und desto wahrscheinlicher ist es auch, dass du Fehlentscheidungen triffst. Dieser Teil des Wegs ist trügerisch, weil du die längste Zeit ausschließlich in deiner eigenen Blase leben und immerzu orientierungslos im Kreis gehen könntest. Die Familien und die Ältesten sollten dich eigentlich unterstützen und führen, aber manchmal können sie das nicht, weil sie selbst vom Weg abgekommen sind, sich vielleicht einst auf demselben Berg verirrt hatten und seitdem nicht mehr auf den Weg zurückgefunden haben. Insbesondere heute bleiben viele Menschen auf diesem Berg stecken, und viel zu viele gehen dabei verloren.

Gleich um die Ecke dieser schwierigen Wegstrecke liegt eine Lichtung, aber du kannst sie erst sehen, wenn du bereits erschöpft von den Kämpfen mit deinen Schatten und denen der Bäume bist.

*Auf die Geschichte der vier Berge angewendet,
ist die Moderne das Streben nach ewiger Jugend
in einer Gesellschaft, die nur bis zum Kriegsberg
gehen mag, um ihren individualistischen Charakter
beibehalten zu können.*

Auf dieser Lichtung kannst du dich ausruhen, kannst fasten, durchatmen, beobachten, kannst lauschen, wie dein Herzschlag sich mit dem Herzschlag der Erde synchronisiert, wenn du ruhiger wirst. Wenn es dir gelingt, deinen Geist zu beruhigen und demütig vor dem Land zu werden, dann werden vielleicht die Geister, die dich schon lange kennen und beobachten, Kontakt mit dir aufnehmen; die Geister, die wissen, was du brauchst, welchen Schritt du als nächstes tun musst und welche Samen welcher Medizin und Gaben du in dir trägst. Durch diesen Kontakt beginnt deine Medizin, in dir zu wachsen und durch dich zu wirken, und zumindest die Hälfte deiner Ängste und Unsicherheiten verschwinden nun. Beim Abstieg von diesem Berg machst du dich mit deiner Medizin und deinen Gaben vertraut, lernst sie so gut wie möglich kennen – und überraschenderweise fühlt sich das rundum gut an. Dieses gute Gefühl ist ganz anders als das, was du beim Aufstieg auf diesen Berg gesucht oder erwartet hattest.

Nährberg

Der dritte Berg ist der Nährberg. Beim Übergangsritual auf diesem Berg geht es darum, das große Ganze zu sehen, uns zwar nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit und der Zukunft. Dabei gilt es auch zu lernen, wie du deine Medizin und Gaben zum Wohlergehen deiner Familie und Gemeinschaft, des Lands und aller Verwandten einsetzen kannst. Nun, da du gelernt hast, Grenzen zu ziehen, und anfängst, Vertrauen in deine eigenen Gaben zu fassen, musst du lernen, wie du diese deiner Gemeinschaft auf schöpferische Weise schenken kannst. Du musst lernen, wie du deine Gaben schenken kannst und wie viel davon du verschenken kannst; wann deine Medizin gut ist und wann sie zum Gift wird; und wie du sie mit der Medizin und den Gaben anderer Verwandter verbinden kannst. Das mag einfach klingen, ist aber tatsächlich eine Phase voller Heraus-

*Wie vielen Vorbildern für gesunde Ältestenschaft –
Menschen, die sich nicht vor Verantwortung und
Rechenschaft drücken – bist du in deinem Leben
schon begegnet?*

forderungen. Du wirst viele Fehler machen, bevor du lernst, deine Medizin und Gaben gut einzusetzen und mit der Medizin und den Gaben anderer zu verbinden. Es ist eine überaus geschäftige Phase, die uns demütig werden und viel über Unterscheidungskunst lernen lässt. Manchen Menschen mag beispielsweise auffallen, dass du gute Medizin hast. Dann kommen sie zu dir, bitten dich darum oder fordern sie sogar ein. Aber die Medizin, die du hast, ist vielleicht gar nicht jene, die sie benötigen. Darauf musst du zu reagieren wissen.

Auf diesem Berg lernst du, selbstsicher und demütig zu sein, eigenständig und verantwortungsbewusst, großzügig, ohne dich ausnutzen zu lassen, ernsthaft und dazu fähig, über dich selbst zu lachen, rasch aus Fehlern zu lernen, neue Fehler erst dann zu machen, wenn du zur nächsten Lernaufgabe kommst. Du lernst, dich für das Leid, das du verursacht hast, zu entschuldigen, anderen nicht unnötig Arbeit zu machen und verantwortungsvoll damit umzugehen, dass menschliche wie nichtmenschliche Wesen ihr Leben geben, damit du weiterleben kannst. Und du lernst, deine Gaben zu verschenken – eine Gabe ist erst dann eine Gabe, wenn sie weitergegeben wird. Sie kann nicht verkauft werden. Die Gabe berührt die Herzen der Beschenkten und veranlasst sie zu einer Gegengabe, diese mag jedoch nicht direkt dir zugutekommen. Du lernst, darauf zu vertrauen, dass das Land und die Geister für deine Bedürfnisse sorgen werden, wenn du deine Gaben verschenkst und deine Medizin schöpferisch einsetzt. Manchmal wirst du einen Brotberuf brauchen, um deine Familie zu ernähren, während du mit deinen Gaben und deiner Medizin arbeitest. Es ist wichtig, ein klares Gefühl für den Unterschied zwischen deinem Brotberuf und der Arbeit, die getan werden muss, zu haben.

Auf diesem Berg gibt es auch Schatten, mit denen du dich auseinandersetzen musst. So könntest du etwa versucht sein, deine Gaben zerstörerisch einzusetzen. Du musst dich und das Geschehen um dich beobachten. Wenn dort etwas im Ungleichgewicht ist, kann es sein, dass versorgendes Jagen zu räuberischem Plündern wird, so dass du

mehr vom Land nimmt, als dir zusteht, und du an Stärke gewinnst, indem du Schwächere ausbeutest. Dies kann etwa dann geschehen, wenn du aus den Aufgaben früherer Berge nicht hinreichend gelernt hast. Deshalb ist es wichtig, schon ganz früh zu lernen, was es bedeutet, hilfreich zu sein; deinen Körper, deine Gaben und deinen Intellekt in den Dienst des großen Ganzen, des Landes und der Gemeinschaft zu stellen. Ansonsten würdest du deine Lebenskraft womöglich zerstörerisch gegen Beziehungen und gegen dich selbst richten. Falls solche Ungleichgewichte auftreten, dann wirkt ein Naturgesetz, das dich den Preis dafür bezahlen lässt, vielleicht sogar mit deinem Leben. Hier ist höchste Vorsicht geboten.

Sobald du die Lehren dieses Bergs in deiner eigenen Gemeinschaft anwenden kannst, lernst du beim Abstieg vom Nährberg, deine Medizin und deine Gaben in ein größeres sozio-ökologisches Umfeld einfließen zu lassen. Dann bist du vielleicht soweit, um andere mit ähnlicher Medizin und ähnlichen Gaben anzuleiten, damit sie deine Fehler nicht wiederholen müssen. Nun, da du deine Medizin und deine Gaben durch die Augen anderer betrachtest, erkennst du erst, wie groß die Welt ist und wie klein du bist, nur fühlst du dich dadurch keineswegs unbedeutend, sondern erkennst das Wunderbare und Schöne an den kleinen Dingen – dich eingeschlossen. Dir wird bewusst, wie vieles du nicht weißt und niemals wirst wissen können. Das Ganze ist ein Geheimnis, aber du fürchtest dich nicht mehr davor, ohne Antworten dazustehen. Die Schatten ängstigen dich nicht mehr und der Schmerz verfolgt dich nicht mehr – du hast gelernt, dem Schmerz die Hand zu reichen und damit einverstanden zu sein, dass Schatten überall dort sind, wo auch Licht ist. Du kannst das Schöne und das Hässliche, das Gute und das Schlimme, das Zerstörte und das Durcheinander sehen und bezeugen. Du entwickelst mehr Ehrfurcht für das Land, für die Planetin, die alles zusammenhalten.

Du fängst an, die Lieder zu hören, die alles bewegen: Jahreszeiten, Wasser, Winde, Wolken, Pflanzen, Menschen und andere Tiere; die Zyklen des Lebens, des Todes und der Erneuerung. Du erkennst die Rhythmen und Bewegungen, die alles um dich herum verwandeln. Der Himmel und die Sterne sprechen nun anders zu dir. Du erfährst die Zeit anders. Obwohl du bereits davon gehört hast, dass alles miteinander verbunden ist, und auch schon einen flüchtigen Blick darauf erhaschen konntest, ist es diesmal mehr – du kannst deine Augen nun nicht mehr davon abwenden. Du bist nun bereit für den Ältestenberg, auch wenn du meinst, noch nicht bereit dafür zu sein (und genau das könnte ein Anzeichen dafür sein, dass du es bist).

Ältestenberg

Der vierte Berg, der Ältestenberg, befindet sich hinter den drei bislang beschriebenen Bergen. Teil dieses Übergangsrituals ist es, andere Lebensreisende bei deren eigenen Übergangsritualen zu unterstützen; deine Rückschau, Innenschau und Vorausschau weiter zu kultivieren; und anderen dabei zu helfen, auf dem Berg, auf dem sie gerade sind, ihren eigenen Weg zu finden. Du wirst verschiedenen Unterweisungen wiederbegegnen, die du während deines Lebens selbst erhalten hast, und wirst nun tiefere Erkenntnisse daraus gewinnen. Da du denen, die Hilfe brauchen, nicht einfach eine Landkarte aller Richtungen und Wege in die Hand drücken kannst, musst du lernen, Menschen, die deiner Hilfe bedürfen, zu unterstützen, indem du sie dort triffst, wo sie gerade sind. Um zum Ältestenberg, der in der Nähe des Anfangsbergs liegt, zu gelangen, musst du zunächst die drei anderen Berge passieren und erneut die Orte aufsuchen, an denen sich deine Übergänge vom einen zum nächsten Berg abgespielt haben. Dort wirst du Menschen treffen, die deiner Ortskenntnis bedürfen, um ihren Übergang zum nächsten Berg zu finden. Du gibst deine Erfahrungen weiter, insbesondere jene, die aus den Fehlern entstanden sind, die du auf der Suche nach deinem Weg gemacht hast. Ebenso wenig wie die Bäume auf dem Kriegsberg kannst du nun den Menschen direkt sagen, welchen Zweck oder welche Richtung ihr Leben haben sollte. Es ist wichtig, dass sie das selbst herausfinden, in Kontakt mit dem Großen Geist und verbunden mit dem Land und all ihren Ahnen. Andernfalls wird es ihnen an Kraft und Vertrauen für den weiteren Weg mangeln. Als älteste Person musst du mit dem Land zusammenwirken und Lehrsituationen ermöglichen, in denen das Land selbst die Lehrende ist, während du lediglich den Raum dafür schaffst und hältst.

Auf dem Weg zum Ältestenberg triffst du auf vom Kriegsberg Abgestiegene, die bereit sind, auf den Nährberg aufzusteigen; du triffst auf vom Anfangsberg abgestiegene Kinder, bereit, Jugendliche auf dem Kriegsberg zu werden – und auf Menschen, die nicht weiterkommen. Dabei gelangst du auch an jene Stelle, wo der Anfangsberg auf den Ältestenberg trifft. Am Anfangsberg hilfst du mit, neue Wesen in deiner Gemeinschaft willkommenzuheißen und auf die Kuppe des ersten Bergs zu tragen. Älteste können die Neugeborenen besonders gut tragen, weil sie, anders als Kriegernde, Geduld haben und, anders als Nährende, Zeit. Sowohl Neugeborene als auch Älteste sind nah bei den Ahnen und bei der Quelle des formlosen Lebens. Älteste haben auch die nötige Weisheit und Lebenserfahrung, um die Neugeborenen

zu beschützen, indem sie Wegstrecken, die für diese gefährlich sind, meiden.

Niemand erreicht diese Bergkuppe im Körper. Nur dein Geist kommt oben an. Während des Aufstiegs musst du irgendwann deinen Körper ablegen. Wenn dieser Tag kommt, dann bist du bereit, zum Ahnenort zu gehen. Du bist dankbar dafür, was du in diesem Körper gelehrt wurdest; du hast erledigt, was zu erledigen war; hast deine Familie darauf vorbereitet; hast deine Geschichten und Lieder weitergegeben, und die Menschen, an die du dein Wissen weitergegeben hast, geben ihr Wissen nun selbst weiter; du hast Menschen bei den Übergängen zwischen Bergen unterstützt; und du bist im Frieden mit der Ungeheuerlichkeit, der Zeitlosigkeit und der unablässigen Formwandlung des Landes. Du gehst mit leeren Händen. Du lässt alles zurück. Du hinterlässt keine Fußspuren. Du gehst nun selbst in die Ahnenreihe ein und begegnest jenen, die vor dir gegangen sind, jenen, die nach dir gehen werden, und allen unsichtbaren – menschlichen wie nichtmenschlichen – Verwandten, die dich auf deinem Weg über alle vier Berge begleitet haben. Wenn du deinen Körper ablegst, integrierst du alle Erfahrungen, die du in diesem Leben gemacht hast, und dein Geist wird eins mit der Schöpfungskraft.

Übung

Inwiefern hat deine Schulbildung dich darauf vorbereitet, gesunde Ahnenschaft für alle deine Verwandten zu übernehmen? Inwiefern hat deine Schulbildung zu deiner Selbstinfantilisierung beigetragen? Wie vielen Vorbildern für gesunde Ältestenschaft – Menschen, die sich nicht vor Verantwortung und Rechenschaft drücken – bist du in deinem Leben schon begegnet? Was von dem, das sie dir beigebracht haben, hast du wirklich verinnerlicht? Wie haben sie sich dir dabei als Menschen mit Fehlern zu erkennen gegeben? Auf welchem Berg warst du gerade, als du ihnen begegnet bist? Wie hast du diese Ältesten damals wahrgenommen? Wie nimmst du sie heute wahr? Prüfe deinen inneren Bus. Stirbt dort gerade jemand? Auf welchem Berg wären diese Mitfahrenden? Was brauchen sie jetzt gerade?

Reisebericht

Während die Geschichte der vier Berge mit mir durch die Welt tanzte und wanderte, nahm ich interessante Reaktionen wahr, insbesondere wenn ich die Geschichte mit indigenen Gruppen teilte. In einer Gemeinschaft im mexikanischen Michoacán ging die Geschichte in eine intensive, lebhaft Unterhaltung über, in der Jung und Alt sich darüber austauschten, wie einerseits indigene Identitäten zu in

Facebook-Profilen ausgestellten Waren geworden seien, während andererseits von Indigenen erwartet werde, dass sie sich in ihren Gemeinschaften demütig und ohne die durch Social Media befeuerte Selbstüberhöhung zeigten. Dann ging die Unterhaltung zum Thema Musik über und dazu, wie verschiedene Liedarten es befördern können, dass Menschen vom einen zum nächsten Berg gelangen oder aber auf bestimmten Bergen hängenbleiben. Bei einer Maorifamilie in Otautahi (Christchurch), Aotearoa (Neuseeland), setzte die Geschichte der vier Berge ein Gespräch darüber in Gang, wie Trauma angemessen zu teilen sei: unverarbeitete Traumatisierungen sollten demnach nur mit Menschen auf den nachfolgenden Bergen, die vielleicht wissen, wie diese zu bearbeiten sind, geteilt werden. Unverarbeitete Traumata mit Menschen auf früheren Bergen zu teilen, hieße demnach, Traumatisierung weiterzugeben. Zahlreiche Gespräche in Brasilien und Peru konzentrierten sich darauf, dass die Geschichte der Berge unendlich sei, weil sie Teil einer Zeit-Raum-Spirale sei, in der wir schon zuvor Älteste gewesen waren und in die wir wieder und wieder zurückkehren, um Verschiedenes zu lernen. In einer Gemeinschaft wurde diese Geschichte gemeinsam mit einer Geschichte der Oromo aus Äthiopien erzählt, die davon handelt, dass Ältestenschaft nicht mit dem Alter, sondern mit fahlem Haar zu tun hat. In dieser Geschichte gibt es drei verschiedene Arten von Ältesten: solche mit weißem Kopfhair, die viel durchgemacht haben; solche mit weißer Fußbehaarung, die viel gelaufen sind und viel gesehen haben; und solche mit grauem Herzhaar, die vielleicht schon so zur Welt gekommen sind.

Auf die Geschichte der vier Berge angewendet, ist die Moderne das Streben nach ewiger Jugend in einer Gesellschaft, die nicht weiter als bis zum Kriegsberg gehen mag, um ihren individualistischen Charakter beibehalten zu können.⁵ In einer Gesellschaft, die jugendliche Sinnesreize zum Ideal und Fetisch erhebt, werden die Lektionen des Alterns und Reifens in Bezogenheit nicht in dem Maß wertgeschätzt wie in anderen Kulturen. Die vielleicht einzige respektierte Form der Ältestenschaft in der Moderne ist damit verbunden, Reichtum in Form von Geld oder von Statussymbolen zu horten, die in den Wirtschaftssystemen der Moderne gegen Geld getauscht werden können. Jenen, die das meiste Geld oder die meisten Auszeichnungen angehäuft haben, sollst du Respekt zollen, und sie sind es auch, die ihr Alter aufgrund ihrer Verdienste und Leistungen ungestört genießen können sollen. Diese moderne Geschichte trägt zur »Heldengeschichte«⁶ bei, die davon handelt, wie der Krieger Land erobert, Hürden meistert,

⁵ Vgl. Ulrich Brand und Markus Wissen, *Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus* (Oekom 2017). A. d. Ü.

⁶ Eine Kritik der »Heldengeschichte« sowie Alternativen in Form der »Lebensgeschichte« oder »Beutelgeschichte« finden sich in »Die Tragetaschentheorie des Erzählens« (siehe Anmerkung 1 im vorstehenden Beitrag »Die Moderne beim Sterben begleiten«). A. d. Ü.

Feinde besiegt und dafür unbegrenzte Autonomie erhält. Der Held ist unempfindlich, manchmal sogar immun gegen die Folgen der Gewalt und der nachhaltigen Nicht-Nachhaltigkeit,⁷ die unabdingbar für den Fortbestand der Moderne sind. Dies ist eine der Geschichten, die wir kompostieren⁸ müssen, wenn wir endlich erwachsen werden und anders füreinander und für die Planetin als Ganzes sorgen und einstehten wollen.

Übung (Fortsetzung)

Leg eine Pause ein. Mach einen Spaziergang. Stell dir vor, dass du dich, während du auf dein Ziel zugehst, in die Vergangenheit bewegst, hin zu den Lektionen, die all die Mitfahrenden deines inneren Busses gelernt haben, als sie ihre gegenwärtigen Berge erreichten. Versuche jeweils die Ereignisse auszumachen, die dort vielleicht Übergangsrituale waren. Denke auf dem Rückweg darüber nach, welchen Berg deine Mitfahrenden als nächstes besteigen werden. Was an dem vor ihnen liegenden Weg ist aufregend, herausfordernd oder beängstigend?

⁷ Vgl. Ingolfur Blühdorn u. a., *Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit. Warum die ökologische Transformation der Gesellschaft nicht stattfindet* (Transcript 2020). A. d. Ü.

⁸ Vgl. Báyo Akómoláfé, »Kompostierendes Sein«, in: *Oya* 66/2021, S. 20 f. A. d. Ü.

Dies war ein Auszug aus Vanessa Machado de Oliveira's lesenwertem, bislang nicht ins Deutsche übersetztem Buch *Hospicing Modernity* (North Atlantic Books 2021). Weitere Informationen zur Arbeit der Autorin finden sich im YouTube-Kanal (Suchbegriff: »Decolonial Futures Collective«) und auf der Website des von ihr mitgegründeten Kollektivs »Gesturing Towards Decolonial Futures«. decolonialfutures.net

Grundwasserbildung ist das höchste Gut

Gemeinsam mit Oya-Rat Michael Succow verbrachten wir Mittagsstunden auf einem Hügel bei Wriezen in Ostbrandenburg. Dabei erzählte Michael von seinem Herzensprojekt, am Rand des Oderbruchs eine Weidelandschaft zu schaffen – und von der Notwendigkeit, auf die Erderhitzung mit angepassten Energiekonzepten und Wirtschaftsformen zu reagieren.

von Andrea Vetter

»Lasst uns lagern nach alter Väter Weise«, sagt Michael Succow, 83-jährig, und kniet sich auf der Kuppe des Hügels, den wir gerade hochgestiegen sind, nieder, um sich dann mit angewinkelten Beinen auf die von der Sommersonne erwärmte, mager bewachsene Erde zu setzen. Auf dieser Wiese ist er zu Hause. Meter für Meter beim Aufstieg und Minute für Minute unseres Gesprächs trifft er gute alte Bekannte: die Lerche, das Silbergras, den Ackerrittersporn, selbst die unscheinbare Wegwarte. Der Boden ist hier »mesotroph«, mit mittlerem Nährstoffgehalt, lernen wir von Michael: »Vielfalt durch Mangel«.

Anfang Juli 2024 verbrachten Oya-Redakteur Matthias Fersterer und ich einen Mittag mit Michael Succow in den Weiten des Odertalrands bei Altranft in der Nähe von Wriezen in Ostbrandenburg. Seit Jahren verbindet Michael und die Oya-Redaktion eine enge Freundschaft und Zusammenarbeit. Heute möchte uns der Moorkundler und Träger des Alternativen Nobelpreises von einem lange gehegten Traum erzählen: den Odertalrand zu einer Weidelandschaft werden zu lassen. Dieses Konzept ist wie gemacht für Brandenburg, wo der Klimawandel längst nicht mehr zu leugnen ist.

Wie vielerorts in Brandenburg sterben auch am Talrand des Oderbruchs die Kiefern aufgrund von Frühjahrsdürre. Auf den anschließenden Grundmoränenflächen in agrarindustrieller Landnutzung gibt es kaum noch Grundwasserbildung, die Böden sind hochgradig degradiert und verdichtet. Dauerhumus und die ihn bildenden Regenwürmer sind weitestgehend ausgestorben, alle dreißig Meter

*Michael Succow blickt auf ein Leben für den Schutz von Mooren und Kulturlandschaften in aller Welt zurück. Wir trafen ihn am Oder-
talrand, wo er uns die Heimat seiner Kindheit zeigte, die er dauerhaft als Weideland schützen möchte.*



OYA-ONLINE.DE

gibt es tief verfestigte Fahrrinnen. Bei den seltener und dafür stärker werdenden Niederschlägen fließt das Regenwasser hier schnell ab, anstatt in die grundwasserführenden Schichten einzusickern, dabei erodiert das obere Erdreich. Durch hohe Verdichtung und den Einsatz von Ackergiften ist das Bodenleben hier schon seit sozialistischen Zeiten weitgehend zerstört. Die Agrarindustrie unter kapitalistischen Bedingungen und die Auswirkungen der Klimaerwärmung haben die Degradation weiter verschärft. Landstriche wie die Brache und Weidelandschaft in spe, die wir heute besuchen, sind die Ausnahmen. Dort begünstigen unverdichtete Böden die Grundwasserbildung, tiefwurzelnde Pionierpflanzen bilden wieder Humus. Eine solche Weidelandschaft ist eine Antwort auf die Klimakatastrophe, eine Post-Kollaps-Landschaft.

Vom Schafmichel zum Vordenker

Während wir auf der Kuppe sitzen, umflattert uns immer wieder ein großer fahlgelb-schwarzer Schmetterling mit blauen und roten Tupfen. »Der Schwalbenschwanz, das ist, was mir Kraft gibt!«, ruft Michael aus. Seine Augen leuchten, wenn sie liebevoll auf dem Falter ruhen. »Ich fühle mich hier so wohl auf der Wiese mit den Schmetter-

¹ Siehe Michael Succow, »Gefiederte Hoffnung«, im Gespräch mit Matthias Fersterer, in: *Oya* 71/2022, S. 34 f.

lingen«, sagt er. Seine Kindheit hatte er nur wenige Kilometer entfernt, in Lüdersdorf, verbracht. Als »Schafmichel« hütete er dort die Herde der Familie und hatte viel Gelegenheit, um die Landschaft zu betrachten.¹ Später kam er immer wieder in seine Heimat zurück und hat dort seit 70 Jahren Tagebücher mit Aufzeichnungen und Naturstudien gefüllt. Bald sollen sie als Buch erscheinen.

Das Interesse an Michaels Arbeit ist ungebrochen und hat über die Jahre sogar noch zugenommen. Seine Stiftung, die gerade ihren 25. Geburtstag feierte, führt in Deutschland und in vielen anderen Gegenden der Erde zahlreiche ökologische Projekte zum Schutz von Mooren und Kulturlandschaften durch. Ermöglicht wurde der Aufbau der »Michael Succow Stiftung zum Schutz der Natur« durch das Preisgeld des Alternativen Nobelpreises, den Michael 1997 für sein Engagement in der Zwischenwendezeit erhielt: Im Januar 1990, in der Endphase der DDR, war er zum stellvertretenden Minister für Natur-, Umweltschutz und Wasserwirtschaft ernannt worden. Den Gestaltungsspielraum, den ihm dieses Amt bot, nutzte er mit seinen Freunden und Weggefährten, um 4,5 Prozent des DDR-Territoriums als Nationalpark oder Biosphärenreservat unter Schutz stellen zu lassen. Dazu kamen in den folgenden Jahren noch zahlreiche weitere, zunächst einstweilig gesicherte Flächen – insgesamt wurden so rund 12 Prozent des ehemaligen DDR-Territoriums zu Großschutzgebieten.

Michael hat viel erreicht und viel weitergegeben. So wurde etwa im Herbst Franziska Tanneberger – einst seine Schülerin, heute Leiterin des Greifswald Moor Center² – mit dem hochdotierten Deutschen Umweltpreis ausgezeichnet. Ein Ziel aber hat Michael noch: die Landstriche seiner Kindheit wieder zu einer Weidelandschaft werden zu lassen und dauerhaft als solche zu sichern.

Plagen von biblischem Ausmaß

Seit Jahrzehnten warnt Michael vor den Folgen der menschengemachten Klimakrise. Und obwohl inzwischen mindestens sechs von neun planetaren Grenzen³ ausgeschöpft oder überschritten sind, halten die Trends zu immer mehr Wirtschaftswachstum, Weltvernutzung, Artensterben und Erderwärmung ungebrochen an. Er erzählt, wie der weltbekannte Klimaforscher Stefan Rahmstorf einmal zu ihm gesagt habe: »Ich komme mir vor wie ein Hofnarr.« Auch Michael ist wohlvertraut mit dem Gefühl, wie ein Mahner in die Wüste zu rufen.

»Wenn wir so weitermachen«, sagt Michael besorgt, »erwarten uns Plagen von biblischem Ausmaß – Dürre, Versalzung, Sintflut.«

² greifswaldmoor.de

³ stockholmresilience.org/research/planetary-boundaries.html

Diese extremen Wetterphänomene haben verheerende und gegenläufige Auswirkungen: Einerseits die Aridisierung (Vertrocknung) mit einem Verlust an tropischen Regenwäldern und Sumpfbereichen und mit Böden, auf denen kein Wald mehr wächst, wodurch immer mehr Salzwüsten entstünden; und andererseits ein weltweiter Anstieg des Meeresspiegels um 60 oder 70 Zentimeter, wodurch Lebensräume und Heimaten vieler Arten zerstört würden.

Problematisch wird das vor allem für unsere Spezies: »Das Projekt Natur geht weiter, aber das Projekt Mensch ist eins mit unbekanntem Ausgang«, sinniert Michael, während wir den Wolken über uns beim Ziehen zusehen. Wir lernen, dass es auf den Landflächen weltweit fünf Ökosysteme gibt, die Kohlenstoff aus der Atmosphäre binden und somit die Erderwärmung verlangsamen können: Erstens wachsende Moore, zweitens Laubwälder, drittens Waldsteppen, viertens Mangroven in tropischen Meeren und fünftens winterkalte Wüsten, wie es sie in China oder der Mongolei gibt. Als Koryphäe auf dem Gebiet der Moorkunde und als einstiger Schafhirte sind Michael die Moore und die Waldsteppen besonders nahe.

»Wir steuern hier in Brandenburg auf ein Waldsteppenklimate zu«, erzählt Michael. »Wir sehen jetzt schon, dass alle großen Buchen in der Krone kahl sind, vielleicht wird die Buche hier in Zukunft nicht mehr existieren können. Bäume, die wohl gut mit dem veränderten Klima zurechtkommen dürften, sind der Feldahorn, die Feldulme, die Traubeneiche, die Traubenkirsche, und an Flussauen die Flatterulme und die Silberpappel.« In Waldsteppen entstehen an den Nordhängen Waldinseln hauptsächlich aus Eichen, auf den restlichen Flächen wachsen tiefwurzelnde Steppenpflanzen. Ackerbau zerstört auf diesen Flächen die verletzlichen Humusschichten.

Grundwasserbildung ist in einer solchen trockenen Landschaft das höchste Gut, und Grenzertragsstandorte wie am Odertalrand mit seinen Randzertalungen sind zentrale Räume für die Grundwasserbildung. Doch das Grundwasser ist derzeit leider noch nicht das wichtigste landschaftspolitische Thema im ländlichen Brandenburg, sondern die Energiewende. Rund um die Hügelluppe, auf der wir sitzen, sind Windräder geplant.

Gefahr durch unbegrenzten Windradzubau

Um die von der Bundesregierung vorgegebenen Ausbauziele für Erneuerbare Energieanlagen zu erreichen, werden in Brandenburg gerade Windvorranggebiete ausgewiesen. Bis 2030 sollen 2 Prozent der Landesfläche zu Vorrangflächen für Windkraft erklärt werden



MICHAEL SUCCOW





ANDREA VETTER



† Michael Succow lagerte mit uns auf einem sommerlichen Hügel in den Biesdorfer Kehlen am Odertalrand, jenem Landstrich, in dem er als Kind Schafe hütete. Dieses Kohlendioxid bindende Ökosystem möchte er vor der Zerstörung durch Windräder bewahren und zu Weideland umwandeln. Beim Abstieg begegneten wir einem Solitärwespennest.

⁴ rpg-oderland-spree.de

⁵ Fauna-Flora-Habitat-Gebiet

sein. Ich arbeite seit 2023 für ein Forschungsprojekt zu Erneuerbaren Energieanlagen auf dem Acker an der Brandenburgisch Technischen Universität in Cottbus und weiß nur zu gut um die Konflikte darum. Auf der Kuppe stehen eine Eiche und drei Linden. »Ich wünsche mir, das noch zu sichern, weil es meine Heimat ist«, sagt Michael. Derzeit ist in weniger als einem Kilometer Nähe zu den naturgeschützten Gebieten der Altranfter Hutelandschaft und Biesdorfer Kehlen ein Windvorranggebiet geplant. »VR-WEN-64« nennt es sich nüchtern im *Regionalplan Erneuerbare Energien*.⁴ In der Umweltverträglichkeitsprüfung durch ein Ingenieurbüro aus Hannover ist zu lesen: »Beeinträchtigungen des FFH-Gebiets⁵ ›Hutelandschaft Altranft-Sonnenburg‹ durch das geplante Vorranggebiet für Windenergienutzung können unter Berücksichtigung der gebietsspezifischen Schutz- und Erhaltungsziele ausgeschlossen werden.« Dasselbe heißt es für das FFH-Gebiet »Trockenrasen Wriezen und Biesdorfer Kehle«.

Die entscheidenden Fragen geht viel tiefer: Wie viele Windräder brauchen wir? Und vor allem: wofür? Für eine zunehmende Industrialisierung ländlicher Räume? Für eine komplette Elektrifizierung des Heizens, des Autoverkehrs und der immer weiter wachsenden Industrieproduktion? Gäbe es nicht andere, suffizientere Wege, bei denen mehr Energie eingespart würde? »Die Natur ist ein unbegrenztes Wachstumsmodell, nicht aber die menschliche Zivilisation«, meint Michael. »Wir können die Natur nicht beherrschen, nicht besiegen. Wir müssen also begreifen, dass wir selbst Teil der Natur sind. Alles andere ist überheblich.« Aber das will niemand hören. Stattdessen kapert die AfD die Windradkritik in Brandenburg mit dem Argument, die Klimakrise gäbe es gar nicht, und die fossile Industrialisierung mit einer auf Öl und Gas beruhenden Energieerzeugung könne munter so weitergehen wie bisher. Die Frackingfelder für das Gas, die Ölbohrtürme für das Erdöl sind nicht in Brandenburg, sie zerstören andere Landschaften, an die andere Menschen anderswo Kindheitserinnerungen haben – Heimen anderer Tiere, Pflanzen und Menschen. Kein Problem für die Rechtsextremisten.

»Wir dürfen die Kritik an der Windkraft nicht der AfD überlassen!«, meint Michael, und da stimme ich ihm zu. Wie kann Windenergie so

Unser Wirtschaftssystem darf nicht unbegrenzt weiterwachsen. Was hingegen wachsen darf, wachsen muss, das sind Naturverbundenheit, Naturliebe, Bescheidenheit, Demut, Spiritualität, ökologische Bildung, Wohlbefinden, Gesundheit und die Besinnung auf regionales Wirtschaften.

ausgebaut werden, dass globaler Klimaschutz und lokaler Naturschutz keine Gegensätze sein müssen? »Wir brauchen erneuerbare Energien, aber konzentriert in Energieparks«, ist Michaels Vorschlag dazu: Bestehende Windkraftanlagen sollen um Agri-Photovoltaik-Flächen unter den Windrädern ergänzt werden – also Solarpanels, die so aufgestellt sind, dass darunter oder daneben Kulturlandwirtschaft oder Weidertierhaltung betrieben werden kann. So würden nicht immerzu mehr und neue Flächen teilversiegelt – ein einziges Windrad braucht ein 16 Meter tiefes Betonfundament –, sondern die bestehenden Standorte könnten zu mehrstöckigen Energieparks ausgebaut werden. Rund um Wriezen gibt es bereits zwei Standorte mit Dutzenden von Windrädern, ein dritter, genau zwischen den geschützten Gebieten, ist hier nicht erforderlich. Stattdessen denkt Michael an eine neue Wirtschaftsform: großflächige Weidewirtschaft auf den Magerwiesen.

Wasserbüffel im Odertal

Während wir Michaels Ausführungen lauschen, hören wir beständig die Lerchen singen, die über uns in der Luft über der Wiese stehen. Michael strahlt: »Hier ist die höchste Dichte von Feldlerchen. Auf Industrieäckern gibt es keine Lerchen mehr.« Würde die Odertalrandlandschaft großflächig beweidet, wäre das nicht nur im Sinn der Feldlerchen und des Grundwassers, sondern auch der Europäischen Union: Im Juni 2024 wurde die »Verordnung zur Wiederherstellung der Natur« von den Mitgliedstaaten beschlossen. Diese sieht vor, dass bis 2030 mindestens 30 Prozent der Ökosystemräume, die ökologisch in einem schlechten Zustand sind – und das betrifft 80 Prozent aller Flächen in Europa –, wiederhergestellt werden sollen. Bis 2040 sollen es sogar 60 Prozent und bis 2050 90 Prozent der Flächen sein. Mit den Scheinlösungen der Agrarindustrie allein wird das nicht zu machen

sein. Michael sieht hier eine große Chance für EU-Projekte, die neue Wege gehen. Um Humuserhalt und Grundwasserbildung zu ermöglichen, soll die künftige Weidelandschaft aus vier Zonen bestehen: Die erste ist oben auf den Kuppen, wo momentan die Flächen der Agrarindustrie mit Erosionsrinnen zu finden sind, das Wasser, das sich derzeit dort sammelt, soll den Wäldchen zugeleitet werden, die in den kleinen Tälern erhalten werden können: Flatterulmen, Knicke, Gehölze. Die zweite Zone an den Südhängen sieht Wasserbüffel als Weidetiere vor. Sie können ganzjährig draußen stehen und brauchen wenig menschliche Unterstützung. Die dritte Zone an den Nordhängen wird zur Waldsteppe mit Trockengehölzen. Und die vierte Zone am Talfuß besteht schließlich aus Weiden für Büffel, Rinder oder Schafe. In den Ausläufern dieser Landschaft, wo der Oderbruchboden beginnt, könnte Hanf als Faserpflanze angebaut werden: Hanf ist einjährig, zieht Grundwasser aus bis zu drei Meter Tiefe, braucht keine zusätzlichen Mineraldünger und Herbizide und eignet sich damit hervorragend zur Sanierung degradiert schwerer Ackerböden. Im Oderbruch selbst könnten Überflutungsräume mit tiefwurzelnden Schilfpflanzen Humus aufbauen.

Weiden erschaffen eine Landschaft mit hoher Biodiversität und gesunden Böden. Weidegebiete als Kulturlandschaften sind durch die Co-Evolution von Menschen und Tieren entstanden. Michael meint, es gehe darum, dass Menschen und Tiere in Würde zusammenleben, nicht darum, Nutztiere abzuschaffen, sondern die Massentierhaltung zu beenden. So werden die offenen Landschaften erhalten.

Michael konnte bereits einige Praxispartner – Höfe aus der Region – für das Projekt gewinnen, nun muss er noch beim Landrat und bei anderen Entscheidungsträgern für seine Vision werben. Auch wirtschaftlich ließe sich eine solche Weidelandschaft durchaus nutzbar machen: Es könnte eine Direktvermarktung für regionale Erzeugnisse wie Most, Marmeladen, Honig und Fleisch geben. Gleichzeitig würde eine sanfte Tourismuslandschaft für Berliner Naherholungssuchende entstehen.

Auf Wiedersehen mit Fasan

Beim Abstieg von der Hügelkuppe begegnen wir, kunstvoll an einen Grashalm geflochten, einem Solitärwespennest. »Das habe ich schon lange nicht mehr gesehen!«, ruft Michael begeistert aus und bittet mich, ein Foto zu machen.

Nach den Sonnenstunden mit all den nicht-menschlichen Wesen, die unseren Weg gekreuzt haben – dem Rainfarn und dem Feldbeifuß,

dem Fuchsbau und dem Schwalbenschwanz, dem Natternkopf, Knorpellattich und Wiesenbocksbart, dem davoneilenden Fasan, dem Kreuzkraut, der Ackerwinde, dem Hasenklees, der Wilden Möhre und dem winzigen Hungerblümchen –, fühlt es sich seltsam an, wieder ins Auto zu steigen. Es bringt uns zum Bahnhof in Wriezen, wo wir in der Nachmittagsshitze im Wartehäuschen sitzen und auf Michaels Zug in seine heute vorpommersche Heimat bei Greifswald warten. Wir essen mitgebrachte Klappstullen aus Sauerteigbrot, das Matthias gebacken hat. Michael lobt das Brot. Nachdem er eingestiegen ist und wir uns durch die Zugtür verabschiedet haben, wendet sich eine Mitreisende neugierig an uns. Den Herrn kenne sie doch aus dem Fernsehen. »Das ist unser Freund Michael, ein Wohltäter der Erde«, sagen wir nicht ohne Stolz. Wir winken einander, während der Zug den Bahnhof in nördlicher Richtung verlässt.

Wir hoffen, dass wir eines Tages auch unseren Kindern noch einen Fasan, ein Solitärewespennest oder einen Schwalbenschwanz im freien Feld zeigen können, doch sicher sind wir uns da nicht. Eines aber können wir von Michael, der beinahe doppelt so alt ist wie wir, lernen: Ganz gleich, wie aussichtslos die politischen Umstände und die Zeiten auch scheinen mögen, immer wieder tun sich Möglichkeitsfenster auf. »In der Natur gibt es keine Gleichgewichte, alles ist in ständiger Veränderung«, hatte uns Michael gerade eben auf der Altranfter Hügelkuppe gesagt. Oft jedoch liegt zwischen einer verpassten und einer beim Schopf gepackten Gelegenheit nicht mehr als ein Wimpernschlag. Was aber führt dazu, dass eine lang gehegte Vision Wirklichkeit wird und nicht bloße Träumerei bleibt? Wie uns Michaels Beispiel zeigt, gehören dazu Klugheit, Hingabe an eine notwendige Sache, ein innerer Kompass und die nötige Portion Glück.

Menschen, Tiere, Sensationen!

Ein Platz, eine Wiese – mit einem Hügel und einem Haus. Das ganze Jahr ist Ruhe, doch kaum hat der Sommer begonnen, da füllt sich das Grün mit Stimmen, Lachen, Kinderfüßen – mit Musik, Geschichten, Zauberei – mit fliegenden Feuerbällen, Menschenpyramiden und Drachenköpfen. Kinder hangeln sich in flatternden Tüchern von Baum zu Baum. Und mitten in diesem bunten Wirrwarr steht Benny. Er steht allein am See.

In dieser magischen Zeit, wenn die große Zirkusfamilie wieder auf die Klein Jasedower Campwiese zieht, ist vieles – vielleicht alles – möglich. Benny kann vieles nicht – in der Alltagswelt. Er kann nicht gut lesen, schreiben, sich konzentrieren – das Scheitern kennt er gut. Hier auf der Wiese kann er so viel: vor allen Dingen er selbst sein, frei sein. Er rennt barfuß von Zelt zu Zelt, er besucht die Kaninchen des Dorfs, er findet Schrauben und Nägel in der Asche des erloschenen Lagerfeuers. Er spielt mit den Kindern, die noch zu klein sind, um beim Zirkus mitzumachen, und zieht sie im hölzernen Leiterwagen quer über die Wiese.

Eines Tages geht er in die Baubastelecke, in der Hand einen Stock aus dem Gebüsch, und fragt nach ein wenig Schnur. Er knotet sie an den Stock und geht zum kleinen See neben der Campwiese. Er sucht Würmer, fängt Fliegen, spießt sie mit einem an der Schnur befestigten Nagel auf und wirft sie ins trübe Wasser. Geduldig und ganz in Ruhe wartet er. Kurze Zeit später fragt er nach einem Eimer und kommt nach einer Weile mit ebendiesem zurück. Er trägt schwer daran, und dort, wo er über die Wiese geht, ertönen Staunen und Jubeln. Die Kinder scharen sich um ihn, rufen die restlichen herbei. Im Eimer schwimmen drei Fische! Alle beraten gemeinsam, was mit ihnen geschehen soll. Erforschen, was das für Fische sind! Ob man sie essen kann? Aber sie würden ja eh nicht für alle reichen! Am Ende landen sie wieder im Wasser. Die Kinder zerstreuen sich, und um die Ecke lauert schon die nächste Zauberei, über die alle staunen werden – ein neues Kunststück, ein leckeres Essen, eine Maus auf der Seebühne. Benny ist hier ein Kind wie all die anderen auf der Wiese, denn alle erleben hier täglich neue Wunder. Nur die Erwachsenen wunderten sich noch länger über die Fische im Eimer.

Benny ist dieses Jahr neunzehn geworden. Seit seinem neunten Lebensjahr kommt er jeden Sommer zum Kinderzirkuscamp, und dann wächst seine Familie auf bis zu siebzig Menschen an. Was er einmal werden möchte? – Zirkusdirektor!

Nicola Knappe



Der Landschaft lauschen

Nina Keller und Pia-Marie Surkamp sprachen mit Oya-Redakteurin Maria König über das erstmals von ihnen veranstaltete *einklangfest*. Sie erzählten, wie sie Mondin, Bächen, Bäumen und Samenkörnern Lieder und Gedichte ablauschen – und warum es dabei unablässig ist, sich auch mit unserem kolonialistischen Erbe auseinanderzusetzen.

Maria König Im ersten *Oya-Almanach* sprach Luisa Kleine mit dem Berliner Liedermacher Max Prosa darüber, warum Phantasie, Poesie und Geschichtenerzählen notwendige Bestandteile gesellschaftlichen Wandels und guten Miteinanders sind.¹ Im August 2024 habt ihr das *einklangfest* im Nettetal in Rheinland-Pfalz organisiert, bei dem ihr fünf Tage lang mit Menschen draußen wart, um Gedichte und Lieder von Wesen wie Bäumen, Grillen und Gräsern zu erlauschen, gemeinsam zu singen, Poesie zu schaffen und euch miteinander und der Landschaft zu verbinden. Wie genau ist euer Zugang zu Poesie und Musik und warum sind sie euch wichtig?

Pia-Marie Surkamp Durch poetische Sprache lässt sich die Welt spielerisch verdichten, das finde ich einfach wunderschön! Die Sprache ist eine Form, die es uns Menschen ermöglicht, Welt zu begreifen, sie in uns zu verwandeln, unser Inneres im Außen hörbar zu machen und uns so mit unseren Mitmenschen und auch der mehr-als-menschlichen Welt, wie der Philosoph David Abram² das nennt, zu verbinden. Sprache ist für mich ein Gestaltungswerkzeug, um Schönheit, Ausdruck, Gefühl und Inhalt zu teilen.

Nina Keller Mein Schwerpunkt sind Lieder und Musik. Es kann so berührend, kraftvoll und ermächtigend sein, wenn Menschen zusammen singen. Die Texte der Lieder und die besondere Eigenart von Musik, Menschen unfassbar schnell miteinander zu verbinden, können gerade in den gegenwärtigen Zeiten des Wandels hilfreich sein. Gleichzeitig fühlt sich dieser Weltzugang sehr alt an und verbindet mich mit denen, die vor uns waren: Menschen singen schon sehr lange gemeinsam, auch bei Revolutionen und Aufständen.

MK Das Fest ist gerade zu Ende gegangen. Wie habt ihr diese Tage erlebt? Hat sich das ereignet, wozu ihr eingeladen hattet?

NK Es war bunt, vielfältig, intensiv und berührend: ein erster Schritt voll zarter Anfangsenergie. Die Zeit war voller Poesie und Lieder – so wie wir uns das gewünscht hatten.

PS Im November 2023 hatten wir all unsere Wünsche für dieses Fest in einem Dragon-Dreaming-Traumkreis in die Welt gesprochen und jetzt, nach mehr als einem dreiviertel Jahr, fühlt es sich so an, als wären wir durch einen Geburtskanal gegangen. Nina und ich haben unsere Gaben zusammengetragen und in einen Kreis hineingeschenkt, den wir ein-



Nina Keller und Pia-Marie Surkamp haben das einklangfest ins Leben gerufen, das im Sommer 2024 erstmals im rheinland-pfälzischen Nettetetal stattfand.

berufen hatten, ohne zu wissen, wer kommen würde. Es war uns ein Anliegen, Lernräume zu eröffnen, die so frei sind, dass ungewiss ist, was darin entstehen wird. Als Einladende haben wir zwar den Rahmen geplant, doch innerhalb dessen geschah viel Unerwartetes.

MK Was zum Beispiel?

PS Es kamen vierzehn Menschen. Wir wussten nicht, mit welchen Gedichten und Liedern sie aus dem Wald in den Kreis zurückkehren würden oder was geschieht, wenn eine Person zum ersten Mal sagt: »Ich habe ein Lied gefunden!« Einmal baten wir die Teilnehmenden, Klänge aus der Landschaft mitzubringen. Ich dachte, dass sie vielleicht zu viert ein Gedicht erlauschen würden. Sie kamen aber mit Tannenzapfen und Schiefersteinen zurück und begannen ein Klangexperiment, später wurde daraus eine Traumreise.

MK Welche Wünsche hattet ihr vergangenen Herbst in die Welt ausgesendet?

NK Wir haben uns gewünscht, dass die Teilnehmenden sich berühren lassen und sich selbst durch Poesie, Kreativität und Lieder neu kennenlernen und ihr eigenes schöpferisches Potential erkennen. Unser Wunsch war auch, dass wir uns auf sanfte Weise den Missständen unserer Welt zuwenden können.

PS Und wir haben uns gewünscht, dass Menschen zusammenfinden, um vielleicht auch bei sich vor Ort Ähnliches zu tun. Zudem wünschten

¹ Max Prosa, »Wandel ist aus Phantasie gemacht«, Gespräch mit Luisa Kleine, in: *Oya-Almanach 2024*, S. 162 ff. Zur Kraft von Ortsverbundenheit und Erzählen siehe auch: *Oya* 46/2017–2018, *Erzählen*; *Oya* 57/2020, *Weltmittelpunkte*; und *Oya* 63–64/2021, *Unterwegs sein*.

² Siehe etwa David Abram, »Erdgeschichten«, in: *Oya* 15/2012, S. 60 f.

wir uns, zauberhafte Momente mit der mehr-als-menschlichen Welt zu erfahren. Die gab es auch! Eine Person, die noch vor Beginn des Fests spazieren gegangen war, berichtete, dass ihr direkt am Eingang unseres Lagerplatzes ein Rehbock begegnet war – wie zur Begrüßung! Es gab dort auch einen Schwarm Bienenfresser – eine seltene, mit dem Eisvogel verwandte Vogelart –, der beständig in unsere Gesänge, Gedichte und Unterhaltungen hineingezwitschert hat.

MK Wie habt ihr den Ort für eurer Treffen gefunden?

PS Dort hatte bereits ein Humusfestival stattgefunden. Es ist ein rudimentär ausgestattetes Pfadfinderlager in der Nähe des Naturschutzgebiets Nettetal bei Koblenz. Mit Jurte und nahegelegenen Bach, mit Wiesen und Wäldern hatte der Ort alles, was wir brauchten.

MK Dieser Oya-Almanach widmet sich dem Thema »scheitern«. Ein Aspekt zivilisatorischen Scheiterns ist dabei die Entfremdung von Zyklen und Rhythmen in der Industriedeutschen. Euer Fest verstehe ich als doppelte Einladung dazu, sich mit Rhythmik und Zyklizität wiederzuverbinden: Zum einen, weil ihr an eurem Draußenort stärker als im Alltag üblich mit dem Sonnenlauf und dem Dunkel der Nacht verbunden wart; und zum anderen, weil Gedichte und Lieder vom Rhythmus leben.

PS Beim Singen ging es viel darum, einen gemeinsamen Rhythmus zu finden. Anfangs dachte ich, wir würden viele Lieder hintereinander singen, dann aber überraschte es mich, wie lange Menschen sich einem einzigen Lied widmen können. Ein so gefundenes Lied ist erst noch ganz klein und dann singen es plötzlich alle zusammen. Es kommt nicht nur zur Welt, sondern vermehrt sich direkt in

den Herzen und Körpern, wird mehrstimmig, schwillt an und klingt ab. In der Wiederholung wachsen neue Schichten hinzu. Als Singende tauchen wir in sich verändernde Stimmungen, Schwingungen und Qualitäten ein. Zur Schönheit und Stimmigkeit wohlklingenden Gesangs können poetische Texte beitragen. Gleichzeitig kann Poesie auch Erfahrungen des Scheiterns erlebbar machen. Poesie kann Ecken und Kanten haben oder ganz zart sein. Und dann ist da die Kostbarkeit der Stille zwischen dem Gesagten. Es ist ein Wagnis, Worte in die Welt zu sprechen, ohne zu wissen, ob und wie genau sie die Lauschenden, ebenso wie mich selbst als Sprechende, berühren werden.

NK Zum Scheitern fällt mir ein: Viele sind durch ihre Schulzeit davon geprägt, dass Vorgetragenes auf eine ganz bestimmte Weise klingen soll. Wir haben hingegen dazu eingeladen, dem, was in Übungen entsteht oder im Wald erlauscht wird, keine bestimmte Form zu geben, und es gerade nicht als Scheitern zu sehen, wenn etwas anders ist als erwartet. Stattdessen übten wir uns in Offenheit und Vorfreude auf das, was entsteht, wenn wir die Mauern in unseren Köpfen abbauen.

MK Einen Vormittag des Fests habt ihr der Dekolonisierung gewidmet. Yari Or, Professorin für Soziale Arbeit, hat letztes Jahr das *Praxishandbuch Transformation dekolonisieren*³ herausgegeben. Darin erläutert sie, warum es gerade im Kontext von Wildniswissen, Naturpädagogik und sozial-ökologischer Transformation wichtig ist, sich mit unserem kolonialistischen Erbe auseinanderzusetzen und damit, dass in diesem Bereich bereits viel kulturelle Aneignung spiritueller indigener Praktiken stattgefunden hat. Wie seid ihr auf das Thema gestoßen und warum ist es euch wichtig?



PRIVAT

Unter dem Jurtendach kamen die Teilnehmenden zusammen, um die Gedichte und Lieder, die sie der Landschaft abgelauscht hatten, miteinander zu teilen.

NK Auf das Konzept »kulturelle Aneignung« wurde ich während meines Anthropologiestudiums aufmerksam. Vertieft hat sich meine Beschäftigung damit während meiner Ausbildung beim Circlewise-Institut, einem Bildungsort für regenerative Kultur. Dabei ging es darum, Ritualarbeit zu entdecken und zu erlernen, die aus unserer ganz eigenen persönlichen Verbindung mit der Landschaft um uns herum entsteht, anstatt sie aus anderen Kulturen zu kopieren. Auch ich habe vor ein paar Jahren noch gedankenlos Lieder gesungen, deren Sprache ich überhaupt nicht verstand und die dann vielleicht einfach »afrikanisches Lied« genannt wurden. In vielen Kreisen begegnet mir eine Sehnsucht nach heiligen Liedern, die tatsächlich oder vermeintlich aus indigenen Kulturen stammen. Das birgt für mich aber auch einen Schatz: Wenn ich mich mit diesem postkolonialen Erbe beschäftige und mich bewusst dagegen entscheide, gedankenlos Lieder aus indigenen Kulturen zu singen, dann muss ich nicht verzichten. Vielmehr wächst in mir ein Drang, Weisen zu singen, die mich mit der Landschaft hier verbinden; dann gehe ich selbst los, lausche und werde früher oder später mit Liedern beschenkt.

PS Das eigene Denken zu dekolonisieren, bedeutet für mich, mehr über die Vergangenheit zu lernen, meine eigene innere Ideenlandschaft wie auch unsere kollektive Geschichte zu reflektieren und meine Trauer darüber, dass wir in einer kolonialisierten Welt leben,

³ Yari Or, *Praxishandbuch Transformation dekolonisieren. Ökosozialer Wandel in der sozialen und pädagogischen Praxis* (Beltz 2023). Auf der Verlagswebsite (beltz.de) ist dieses Buch in elektronischer und eingeleiteter Fassung frei zugänglich.

zuzulassen. Beim *einklangfest* haben Nina und ich ein langes Gespräch mit unserer Wegbegleiterin Fenou geführt, die sich auch intensiv mit diesen Themen auseinandersetzt. Wir haben uns nicht als Expertinnen dargestellt, uns auch selbstkritisch beäugt und haben offengelegt, wo wir selbst keine Antworten haben. Es gab auch Raum, um uns mit unserer Sprachlosigkeit, mit unserem Schmerz und mit der Geschichte zu verbinden. Wir tasteten uns heran, und die Teilnehmenden des Seminars bezeugten den Prozess. Im Anschluss sagte eine Person zu mir: »Jetzt verstehe ich, warum ich da rausgehe, um etwas zu erlauschen. Das hat auf einmal eine viel größere Bedeutung, als nur für mich selbst ein Lied zu finden. Das, was ich mitbringe, ist für uns alle!« So entsteht ganz persönlicher Kontakt, und eine hier erwachsende Kultur des Naturverbundenseins.

MK Was mag wohl die Ernte für die Teilnehmenden gewesen sein? Und wie wollt ihr diese kulturelle Praxis weitertragen?

PS Für viele war es besonders, fünf Tage in ganz einfachen Verhältnissen draußen zu sein. Eine wichtige Erfahrung war, miteinander still zu lauschen, allein durch die Landschaft zu wandern und wieder zurück in den Kreis der Gemeinschaft zu kommen. Ein Moment, den viele als magisch beschrieben haben, war ein gemeinsamer Abend in der Jurte mit erlauschter und aus zufällig aufgeschlagenen Gedichtbänden vorgetragener Lyrik. Zwischendrin haben Menschen auf mitgebrachten oder selbst erfundenen Instrumenten oder mit ihren Körpern Klänge erzeugt, und immer wieder gab es Momente der Stille. Die Beiträge flossen ungeplant und organisch, und danach waren alle in einem Zustand von *awe*, was sich mit einer Mischung aus »Ehrfurcht« und »Bewunderung« ins Deutsche übersetzen ließe.

NK Viele meldeten zurück, dass ihnen die klare Struktur guttat. Wir haben uns an den Rhythmen der Landschaft orientiert. Am Anfang eines jeden Tages lag der Fokus darauf einander willkommen zu heißen und Orientierung zu geben. In der Tagesmitte, wenn die Sonne kraftvoll von oben herunterscheint, war es uns wichtig, fokussiert zu sein und ins Tun zu kommen – vormittags mit thematischem Input und nachmittags allein oder in kleinen Gruppen, lauschend in der Landschaft –, und dann abends, wenn die Sonne untergeht, mit allen zusammenzukommen und einander die Geschichten des Tages zu erzählen.

PS Unter den Teilnehmenden waren auch zwei Menschen, die mit mir nach Weimar gezogen sind. Ich habe Lust, mit meinem Netzwerk vor Ort zu schauen, wie wir dort auf solche Weise kulturgestaltend wirken können.

NK Wir durften mit diesem Fest viel lernen und haben Lust darauf, weiter an dem Format zu feilen und es erneut stattfinden zu lassen.

PS Den Lesenden dieses *Oya-Almanachs* möchte ich sagen: Werft euch hinein in die Poesie! Lest alle Gedichte, die ihr finden könnt. Geht spazieren mit Gedichten, lest sie den Bäumen, den Zimmerpflanzen, den Gänseblümchen oder den Amseln vor.⁴ Schaut, was in euch entsteht und lauscht auf das, was zurückkommt. Beobachtet, welche inneren Räume sich dabei auftun, in denen Worte und Buchstaben durch eure Handschrift aufs Papier fließen!

NK Und glaubt bloß nicht euren Überzeugungen, die euch vielleicht weismachen wollen, dass ihr keine Lieder oder Gedichte schreiben könntet!

MK Mögt ihr uns zum Abschluss noch ein Lied oder ein Gedicht schenken?

NK Ja, gern! Der »Seedsong« ist ein Lied, das ich 2020 beim Aussäen von Kohlsamen in Schottland erlauscht habe:

*Like a spark of fire in the earth
this seed will start off slow.*

*Like a spark of fire in the earth
this seed will grow and grow.*

*Like a spark of fire in the earth
this seed is a new beginning.*

*Like a spark of fire in the earth
this seed will bring us healing.**

* Dieses Samenkorn wächst langsam, wie ein Glimmen in der Erde. / Dieses Samenkorn wächst und wächst, wie ein Glimmen in der Erde. / Dieses Samenkorn ist ein Neubeginn, wie ein Glimmen in der Erde. / Dieses Samenkorn bringt Heilung, wie ein Glimmen in der Erde.

PS Und das ist ein Gedicht ohne Titel, das mir Menstruationszyklus und Mondin eingegeben haben:

*voller mond
in meinem
unterleib
er trinkt
am fluss
der gezeiten*

*halbe mondin
zieht die kreise
weit
sie singt
den klang
der vereinten*

*neuer mond
du säumst
die zarte schnur
eines hauchs
der moment
zerfließt*

*halbe mondin
wächst gen
wildnis pur
erzauberst
bezeugst
genießt*

MK Habt vielen Dank für das schöne Lied, Gedicht und Gespräch!

⁴ Martin Shaw, »Das Prinzip Gefährtschaft«, Interview mit Matthias Fersterer, in: *Oya* 46/2017, S. 44f.

Achim und die Motten

Ein biografisch-literarischer Versuch über das Scheitern.

von Dennis Trendelberend

Von Achim blieben mir neben einer Handvoll anderer Dinge, wie einer Wollmütze oder einer Spieluhr, auch ein paar Fotografien. Auf einer sind Menschen in ihren Zwanzigern zu sehen, wie sie vergnügt auf einer Wiese beisammensitzen, sich lachend miteinander unterhalten, Gitarre spielen, rauchen. Im Hintergrund ist hügeliger Fichtenwald. Ich erkenne Achim erst auf den zweiten Blick: ein hagerer, schöner Mann mit langem Lockenhaar und freiem Oberkörper. Verliebt, so bilde ich mir ein, blickt er einen neben ihm sitzenden Mann an.

»So habe ich mir mein Leben vorgestellt«, erzählte mir Achim einmal und meinte ein solches heiteres Miteinander. Zu jener Zeit habe er unten am Nagold-Stausee mit anderen jungen Menschen in einer Wohngemeinschaft zusammengelebt. Eine kleine Kuriosität im Nordschwarzwald der späten achtziger Jahre. Ich kann ihn nicht mehr fragen, doch ich nehme an, dass er dem Mann auf dem Foto nicht nähergekommen war.

Achim war damals vielleicht noch mit der Frau zusammen gewesen, die der einzige Mensch blieb, mit dem er eine Partnerschaft versuchte. Sie trennten sich voneinander, als für beide deutlich wurde, dass Achim sie nie körperlich begehren würde. Vielleicht hätte den beiden die Einsicht genutzt, dass sich eine Partnerschaft nicht unbedingt durch Sexualität definieren muss. Vielleicht hätte sie den beiden Mittzwanzigern auch nichts genutzt, zumal in der Verlegenheit, in der sie sich wohl befanden.

Als Achim und ich uns kennenlernten, war ich selbst ungefähr gleich alt wie er auf dem Foto, und auch bei mir verlief sich gerade ein Beziehungsversuch. Er führte mich ins Schwarzwalddörfchen Schernbach und die dortige Lebensgemeinschaft. Just während eines Besuchs dort nahm der erste Corona-Frühling an Fahrt auf und ich konnte, besonders unter diesen Vorzeichen, gut auf die Stadt verzichten.

Ich erfuhr von einer Wohnung am Ortsrand, angemietet von einem Aspiranten der Lebensgemeinschaft sowie einem Mitglied dieser, das einen regelmäßigen Rückzugsort vor ihrem Trubel suchte. Eine weitere Person zog gerade aus, ein Zimmer wurde frei, und ich zog ein. In der Lebensgemeinschaft war ich immer seltener. Stattdessen war ich oft allein in der Wohnung und genoss die Stille. Nachts auf dem Balkon konnte ich das Blut in meinem Kopf pochen hören und aus ein paar Kilometern Entfernung das Bellen von Füchsen.

Wahrscheinlich hätte ich Lebensmittel und andere Dinge des täglichen Gebrauchs leicht über die Lebensgemeinschaft beziehen können. Doch ich begleitete lieber den Mittfünfziger, der in der Erdgeschosswohnung unter mir lebte, auf seinem Wocheneinkauf nach Pfalzgrafenweiler. Mit seinem federn den, schwerelosen Gang und den buntgefärbten Halstüchern fand ich ihn gleich sympathisch. Sein Name war Achim.

Auch sonst verbrachten wir bald Zeit miteinander, spielten Boule oder gingen im Wald spazieren. Ich beendete gerade mein Studium und konnte coronabedingt meine Seminare online besuchen. Abends nach getaner Arbeit setzte ich mich oft zu Achim auf seinen Balkon. Wir blickten dann über den Schwarzwald, tranken Bier, und ich stellte Achim Fragen zu ihm und seinem Leben. Heute glaube ich, dass vielleicht nie jemand so interessiert nachgefragt hatte wie ich. Auf jeden Fall hatte er schon lange nicht mehr solche Aufmerksamkeit von einem Mann bekommen.

Achim wurde mir in jenen Monaten zu einem lieben Freund. Er selbst verliebte sich in mich. Das deutete er immer wieder an und sprach es ein- oder zweimal auch aus. Wahrscheinlich etwas zu naiv fragte ich ihn, warum er als junger Erwachsener nicht weggezogen sei. In der Stadt wäre es für ihn einfacher gewesen, oder zumindest wäre es freier gewesen für einen schwulen Mann, während im Dorf noch immer Gerüchte über ihn kursierten.

Möglicherweise hätte mir Achim nie etwas von Daniel erzählt, hätte ich ihn nicht auf das Foto im Wohnzimmerregal angesprochen. Darauf sitzt ein junger Mann am Lenkrad eines Autos. Dass er nicht wirklich fährt, scheint ihn nicht zu kümmern, und er grinst in die Kamera. Es ist ein privates Foto, eindeutig. Dabei war die Beziehung zwischen Achim und Daniel erst einmal eine berufliche: Als Heilerziehungspfleger des Schernbacher Behindertenwohnheims war Achim Daniels Betreuer.

»Die Behinderten waren die einzigen Menschen, mit denen ich mich wirklich verstanden habe«, erzählte mir Achim. Daniel habe er besonders gemocht. »Ich bin mit ihm manchmal nach der Arbeit in meinem Auto umhergefahren. Er hatte großen Spaß daran. Manchmal nahm ich Daniel auch mit zu mir nach Hause.« Im Wohnheim sei immer weniger Geld und damit immer weniger Zeit für die Bewohnenden vorhanden gewesen. Vor allem habe sich Achim mit Daniel nach der Arbeit getroffen, als Daniel in eine andere Wohngruppe versetzt worden und Achim ihm tagsüber nur noch selten begegnet sei.

Grund für Daniels Versetzung seien die Gerüchte um ihre Liebesbeziehung gewesen. Achim erzählte mir das nicht wütend oder frustriert, sondern zärtlich. »Ich habe ihn aber nie berührt, jedenfalls nicht so«, sagte Achim, als wüsste ich schon, was gemeint ist. Er schaute dabei, als würde er an Daniel und an niemanden sonst denken. Er schaute wie auf einer der Fotografien, auf der er um die vierzig ist und noch immer langes lockiges Haar hat. Er sitzt auf einem Balkon mit Daniel, der seinen Kopf an Achims Brust lehnt.

»So etwas war nicht gern gesehen«, sagte Achim. Und als er auch nach Daniels Umzug in eine andere Wohngruppe mit ihm Kontakt hielt, versetzten sie Daniel sogar in eine andere Einrichtung. »Ich bin dort öfters vorbeigefahren«, sagte Achim. »Manchmal wartete er am Fenster auf mich, und wir haben uns zugewunken.«

»Bist du einmal zu ihm reingegangen?«, fragte ich. Achim sah mich aus glasigen Augen an, denen meine Frage wie auch die Welt im Allgemeinen fremd zu sein schien. »Pardon?«, fragte er, als habe er mich nicht verstanden. Seine übliche Zerstreutheit machte mich in solchen Momenten ungeduldig. Ich wiederholte meine Frage, Achim zuckte mit den Schultern und lächelte.

»Mir fehlte der Mut«, gestand er. Schließlich sei er nicht mehr dorthin gefahren. Ich staunte, als Achim auf eine beiläufige Frage von mir erwähnte, er habe Daniel bereits vierzehn Jahre lang nicht mehr gesehen. Ich war von weit weniger Zeit ausgegangen. »Das war der größte Fehler meines Lebens«, sagte Achim.

Die Pflegeleitung habe befürchtet, dass Vorwürfe wegen des Missbrauchs eines Pflegebefohlenen laut würden, und, so erklärte Achim, nur auf eine Gelegenheit gewartet, ihm zu kündigen. Sie teilte ihn einmal als einzigen Pfleger für einen Nachtdienst in einer Wohngruppe ein, die als schwierig galt. Einer der Betreuten war fixiert worden und habe so lange gejamert, bis Achim seiner Bitte nachgekommen sei und ihn losgebunden habe. »Sie haben gewusst, dass ich es nicht aushalten würde«, sagte Achim, dem daraufhin gekündigt worden war. Wenig später war das Wohnheim, in dem Achim seit seiner Ausbildung tätig gewesen war, geschlossen worden und die Lebensgemeinschaft fand darin ihren Platz.

Während Achim zuvor regelmäßig nur Marihuana geraucht hatte, war er in seiner Arbeitslosigkeit auch zum Trinker geworden. Wenn wir abends beieinander saßen, schien er nur noch halb auf der Welt zu sein. »Du willst dich umbringen«, sagte ich mehrmals, und er schwieg dazu. Nur einmal sagte er bloß: »Ja.« Das machte mich traurig und wütend.

An einem Erlebnis, glaube ich, hätte ich in besonderer Weise ablesen können, wie es tatsächlich um Achim stand. Eines Nachts fuhren wir mit dem Auto auf den Landstraßen umher. Es war bereits Spätfrühling, doch auf einer Wiese, an der wir hielten, lagen dichte Nebelfelder. Wir wechselten uns mit dem Fahren ab und schlängelten uns in einem Auf und Ab über das Asphaltband durch den Wald.

Plötzlich schlug etwas gegen die Windschutzscheibe. Für einen winzigen Augenblick erkannte ich das Gefieder eines Waldkauzes, der sogleich weiterflatterte. Er hatte die Scheibe auf Achims Seite bloß gestreift. Achim fuhr reglos weiter. Ich fragte irritiert nach und konnte kaum glauben, dass er nichts bemerkt hatte. Er hatte an diesem Abend kaum mehr als ein Bier getrunken. Wir fuhren zurück, entdeckten jedoch weit und breit keinen Kauz, und ich zweifelte an meiner Wahrnehmung.

Ich lebte bereits seit einigen Monaten wieder in der Stadt, als mich jemand aus der Schernbacher Lebensgemeinschaft anrief und mir sagte, dass Achim im Krankenhaus liege. In seinem Gehirn sei ein Tumor von der Größe einer Faust diagnostiziert worden. Die Nachricht traf mich. Das letzte Mal sah ich



Ein Mittlerer Weinschwärmer verharret reglos an einem Türblatt.

Achim, als ich ihn bei seiner Schwester in Mannheim besuchte. Sie hatte ihn zu sich genommen, um ihn pflegen zu können. Während ich ihn einmal beim Gehen stützte, fragte ich ihn: »Hast du Angst?« Und Achim nickte in ungewöhnlicher Klarheit.

Während ich diese Erinnerungen an Achim aufschreibe, sehe ich öfter zu der kleinen Spieluhr in einem Regal meines Zimmers auf. Sie klimpert die Melodie von »Wochenend' und Sonnenschein«, und ich denke an die Spaziergänge mit Achim, im Mooslicht des Fichtenwalds, mal barfuß, mal auch nachts. Vor einiger Zeit verbrannte ich die Wollmütze, die ich mir bei meinem letzten Besuch in Achims Wohnung nach seinem Tod ebenfalls mitgenommen hatte. Sie hatte meinen Kopf über mehrere Winter warmgehalten, und ich hatte länger über diesen Schritt nachgedacht.

Ich dachte an Achim oft als an jemanden, der gescheitert ist: gescheitert an der Gemeinheit der Leute, gescheitert an dem Gefühl, nicht auf der Welt sein zu dürfen und zu wollen, gescheitert an der Angst vor dem Leben. Um weitermachen zu können hätte er,

glaube ich, mehr Mut gebraucht, als er hatte. Und er hätte mehr Verständnis von anderen Menschen gebraucht, das Gefühl, richtig zu sein. Doch das ist nur eine Ahnung. Möglicherweise dachte und fühlte Achim so, wie ich es mir vorstelle, möglicherweise nicht.

Ich jedenfalls denke an Achim voller Mitgefühl als eines dieser zarten andersweltlichen Wesen, über deren Sterben der Schriftsteller W.G. Sebald einmal schrieb:

»Sie [die Motten] wissen, glaube ich, [...] daß sie sich verflogen haben, denn wenn man sie nicht vorsichtig wieder nach draußen entläßt, so verharren sie reglos [an der Zimmerwand], bis der letzte Hauch aus ihnen gewichen ist, ja sie bleiben, festgehalten durch ihre winzigen, im Todeskrampf erstarrten Krallen, am Ort ihres Unglücks haften bis über das Lebensende hinaus.«¹

¹ W.G. Sebald, *Austerlitz* (S. Fischer 2008), S. 140f.

Sächsische Holundersuppe

Ein Familienrezept für eine immunstärkende Suppe, gekocht aus den Farben des Sommers, wenn die Tage kürzer werden.

von Renate Fersterer

Das Rezept für diese herbstlich süße Suppe habe ich von meiner Mutter, Edda Kaiser (1910–1985). Sie kam aus Zittau in der Oberlausitz und hatte es in den 1930er Jahren mit in den zwischen Frankenwald und Thüringer Wald gelegenen Marktflecken Schwarzenbach am Wald gebracht, wo ich aufgewachsen bin. In den 1960er Jahren nahm ich das Rezept mit nach Innsbruck in Tirol, wo ich sechsundzwanzig Jahre lang lebte und meinen Mann Franz kennengelernt habe. Dann war das Rezept wiederum im Gepäck unserer beiden Kinder, als diese nach Norden – in die Schleswigsche Geest und in den Lassaner Winkel – zogen. In Norddeutschland ist dieses Gericht übrigens auch als Fliederbeersuppe bekannt.

Für 4 Personen:

12–16 Dolden reife Holunderbeeren

1 Liter Wasser

1 Zimtstange

1 Vanilleschote

1 unbehandelte Zitrone (Saft und Schale)

6 EL Zucker oder Agavendicksaft

3 EL Speisestärke

1 Prise Salz

Als Einlage:

4 Scheiben Weißbrot oder 2 alte Semmeln

1 Becher Sahne

Äpfel oder Birnen nach Belieben

Wie also wird die Suppe zubereitet?

Zuerst braucht man drei bis vier vollreife Holunderbeerdolden pro Person. Wer den Erntezeitpunkt im September verpasst, kann sich mit selbstgemachtem oder im Drogeriemarkt gekauften Muttersaft (im Verhältnis eins zu vier verdünnt) behelfen. Die Beeren werden abgerebelt und kurz in Wasser aufgekocht. Die Stiele sollen nicht verwendet werden, weil sie leicht giftig sind. Dann die gekochten Beeren durchs Sieb streichen. Am besten eignet sich dafür ein hölzerner Passierschwamm. Eine Tasse vom Beeren-sud beiseitestellen und abkühlen lassen. Dann das Holundermark und die geklärte Flüssigkeit mit einer Zimtstange, dem Mark einer Vanilleschote und Schnitzen von Zitronenschale





COMMONS.WIKIMEDIA.ORG / GARY HOUSTON

(geht gut mit dem Kartoffelschäler) zwanzig Minuten auf kleiner Flamme köcheln lassen. Zucker oder Agavensirup, Zitronensaft und Salz hinzugeben. Je nach Geschmack können auch geschälte, gewürfelte Birnen oder Äpfel als Einlage mitgekocht werden. In dem beiseitegestellten Sud wird nun die Speisestärke angerührt und zur Suppe gegeben. Zum Andicken unter ständigem Rühren kurz aufwallen lassen. Jetzt kann die Suppe serviert werden. Dazu gibt es in Öl oder Butter geröstete Weißbrotwürfel und nach Belieben einen Schwapp Sahne zum Verfeinern. Wenn die weiße Sahne mit der schwarzroten Suppe im Teller vermischt wird, entstehen Bilder ganzer Galaxien und Spiralnebel, über die sich unendlich staunen lässt.



PRIVAT



Guten Appetit! Die Suppe vom schwarzen Holunder (Sambucus nigra) ist ein bewährtes Hausmittel mit blutreinigender, schleimlösender und entzündungshemmender Wirkung. Seine Beeren enthalten viel Flavonoide, ätherische Öle, Eisen, die Vitamine A, B und C sowie Gerb- und Mineralstoffe.

Was lange gärt, wird endlich gut

Claudia Beil erzählt, begleitet durch Oya-Redakteurin Anja Marwege, vom Ende der uniformen Industriebrote und der Kunst des Sauerteigbackens. Die beiden Frauen verbindet eine langjährige Brotfreundinnenschaft.

von Claudia Beil und Anja Marwege

Im Herbst lieh ich erneut Claudias Windfege; auf diese Weise hatte ich sie vor einigen Jahren kennengelernt. Die Windfege ist eine alte Maschine. Meist gibt es sie nur noch in Museen. Claudias Exemplar ist jedoch noch funktionstüchtig und in Gebrauch. Per Kurbelkraft erzeugt sie einen kräftigen Windstoß, um damit Samen, Stroh und Spelzen aus dem Getreide zu pusten. Außerdem gerät sie in Schwungbewegung, um so über verschieden grobe und feine Rüttelsiebe das Getreide zu reinigen. Claudia lebt in Walmsburg, einem kleinen Dorf in der Elbtalaue zwischen Lüneburg und dem Wendland. Seit 30 Jahren erlebt sie Sauerteige, indem sie mit ihnen lebt und arbeitet. An einem Sommernachmittag besuchte ich sie zuhause. Wo sammelte sie ihr umfangreiches Wissen über das Backen mit Sauerteigen? Anja Marwege

¹ thesourdoughschool.com

² Das bei Zöliakie unverträgliche Klebereiweiß Gluten ist im Roggen in deutlich geringeren Mengen als etwa in Weizen oder Dinkel enthalten. Herkömmliches Roggensauerteigbrot ist aber dennoch nicht glutenfrei.

An der Sauerteigschule im englischen Northamptonshire machte ich eine zweijährige Ausbildung. Sie hieß »Nutrition and Digestibility of Bread«, ¹ was sich etwa mit »Nährhaftigkeit und Verdaulichkeit von Brot« übersetzen ließe. Es ging darin zwar auch um Techniken des Backens mit Sauerteig, viel mehr aber darum, wie Brot so zubereitet und gegessen werden kann, dass es keine Unverträglichkeiten auslöst, sondern nährreich und gesund ist. Mit dem Handwerk selbst bin ich schon viel länger vertraut. Als Zwanzigjährige, das war in den 1990er Jahren, lernte ich von Walter Kühn, einem Bäckermeister aus Hamburg. Er war damals schon im Rentenalter, aber hat in einer Backstube noch Brote für Zöliakiepatienten gebacken – ausschließlich mit Sauerteig. ² Er hatte schon in der Backstube gestanden, als die Qualität des Roggens noch so stark variierte, dass die Rezepte an jede Ernte angepasst werden mussten. Jeden Donnerstag buk ich dann als junge Frau im Freilichtmuseum Kiekeberg im Süden Hamburgs Brot für die Besuchenden. Zuvor hatte die Molle voll Sauerteig im Kofferraum meines Renault-Kangoo gestanden, im Schlafanzug war ich damals nachts rausgelaufen und hatte den Teig gefüttert. Nach der Arbeit fuhr ich zu Bäckermeister Kühn, zeigte ihm meine Brote,



OYA-ONLINE.DE

Seit drei Jahrzehnten bäckt Claudia Beil mit Sauerteig, neuerdings auch mit Ackersauerteig.

und wir redeten über die Ofenhitze, die Beschaffenheit des Roggens und die Reife des Sauerteigs, all das konnte er dem fertigen Brot ansehen. Ich habe zwei Studienabschlüsse, einen Magister in Linguistik/ Gebärdensprachlinguistik und einen Abschluss in Diplompädagogik. Ich habe viel mit dem Kopf gelernt, aber bei ihm habe ich die Seele dieses Stoffs und seine Bearbeitung kennengelernt. Das bedeutet Handwerk! Wissenschaftliches Arbeiten ist überall gleich. Mit dem Sauerteig ist es anders.

Ein Sauerteig ist ein fragiles Gleichgewicht aus Milchsäurebakterien und Hefen. Mit Sauerteig zu backen, ist ein genialer Balanceakt. Es ist eine komplexe Gärung, bei der Mehrfachzucker gespalten werden und Alpha-Amylasen und andere Enzyme am Werk sind. Geht er zu lange, entsteht eine Super-Flunder, die platt, aber gut verdaubar ist. Geht er zu kurz, entsteht ein Instagram-tauglicher Fluff, der aber Bauchweh macht. Getreidefressende Tiere haben mehrere Mägen, in denen sie einen Verdauungsschritt nach dem anderen machen. Menschen aber haben nur einen Magen. Der Brotteig im Gärkorb auf der Fensterbank ist sozusagen unser Außenmagen.

Viele Auszubildende lernen heute nur noch mit Reinzuchtsauer zu backen, das ist Säure, der vor dem Backen noch etwas Hefe zugesetzt wird. Das geht schnell und schmeckt, aber der Prozess, der das Brot verdaulich macht, findet dabei nicht mehr statt. Auf diese Weise entstehen Normbrote. Vielerorten ächzen die Verdauungstrakte der

Menschen unter dem, was sie da zu verarbeiten haben. Das Backen ist zu einem industriellen Fertigungsprozess im Geschwindigkeitsrausch geworden, dessen Produkte die Därme kaum mehr verstoffwechseln können. Sie antworten laut und deutlich mit Unverträglichkeiten und Allergien. *Claudia Beil*

Lebendiger Sauerteig

Am Anfang unseres Gesprächs hatte Claudia drei unterschiedlich gefüllte Gläser auf den Tisch gestellt, darin befanden sich ihre verschiedenen Sauerteigansätze. Dazu stellte sie eine Tasse mit Mehl und ein Gläschen Wasser, um die Ansätze zu füttern. Sie öffnete das Glas mit dem hellen Weizensauerteig und schüttete den gesamten Inhalt bis auf eine teelöffelgroße Menge in das große Resteglas, in dem verschiedene Schichten Teig zu erkennen waren. Dann kamen die Tasse Mehl und das Wasser zum ersten, nun fast leeren Glas hinzu. Claudia rührte langsam mit kräftigen Bewegungen den Sauerteigansatz um, verschloß das Glas und rollte das Gummiband an den obersten Rand des Sauerteigs. In dem dritten Glas befand sich der dunkle Roggensauerteig, ebenfalls mit einem Gummiband als Höhenstandanzeiger versehen.

Wenn ich morgens in die Küche komme, dann ist es die größte Freude für mich, wenn der Sauerteig so heftig geblubbert hat, dass er über den Rand des Glases getreten ist. Einmal schlief der Kater unter der Ofenbank, über ihm der aktive Sauerteig. Über Nacht hatte dieser sein Volumen stark vergrößert und war auf den Kater gekleckert. Gestört hat der Kater sich nicht daran, sondern döste weiter an seinem Lieblingsplatz. Manchmal füttere ich meine Sauerteige extra oft oder mit wunderbar warmem Wasser, da sie das so mögen – einfach nur, weil es schön ist, sie dann zu beobachten. Auf und ab und wieder neu füttern. Sie werden mit jedem Mal aktiver und luftiger und wahrscheinlich duften sie auch immer frischer. Dabei sehe ich, dass ich unmittelbar etwas bewirke. Und ich muss nichts daraus machen. Das ist kindliche Freude. Zwanzig Jahre lang habe ich als Kinder- und Jugendtherapeutin gearbeitet und bis heute bin ich ein Prozessmensch. Als Kind habe ich gern alles Mögliche vergoren und auf dem Misthaufen gespielt. Den Geruch von Silage habe ich geliebt. Heute stehen in meiner Küche überall Pötte und ich fermentiere alles; im Herbst lade ich zum Sauerkrautmachen ein und es kommen viele Leute. Mittlerweile habe ich ein ganzes Regal voller Bücher über Sauerteig, bin in verschiedenen Foren mit hunderten sauerteigaffinen Menschen unterwegs, zum Beispiel in einer Gruppe, die »Sauerteigreste« heißt.

Meinen hellen Weizensauerteig habe ich aus einer Vollkornbäckerei auf Korsika, wo ich im Urlaub war. Ich habe auch einen Sauerteig, den ich vor vielen Jahren mit Holunderblütensirup gemacht habe. Den Sirup hatte ich von einem alten Nachbarn bekommen. Ich denke, dass es nicht entscheidend ist, wo der Sauerteig herkommt, ob er uralt ist oder von einem bekannten Bäcker stammt. Entscheidend ist, wie jeweils mein eigener Zugang zu ihm ist. Er ist kein neutrales Ding, nichts Statisches, sondern ein dynamisches System. Ich liebe den Blick in meine Gläser. Ich weiß, mit wem ich es da zu tun habe. Einer, der sich gerade erst auf den Weg gemacht hat, braucht lange, bis er das Brot hochbekommt. Einer, der hungrig ist, macht nur »happ« und dann fällt der Teig zusammen. Wenn oben Flüssigkeit draufsteht, dann kann er das Wasser nicht mehr halten und alles Gluten ist aufgefuttert.³ Der ist müde, weil er so lang im Glas geschlafen hat, der braucht viel zu lange, dass er den Teig kaum hochbekommt. Dieser Prozess ist unglaublich verlässlich. Die Kraft des Sauerteigs wird im Glas sichtbar. Es ist pure Lebendigkeit und der Prozess immer wiederholbar, ein Perpetuum mobile. Einmal fragte ich in einem der Online-Foren, wie die anderen ihren Sauerteig anfütterten. Ich erhielt 30 Antworten mit 35 verschiedenen Fütterungsweisen. Dass ich so wenig Ansatz im Glas lasse, bedeutet für meinen Sauerteig Training. Ich möchte, dass die da drinnen fit sind und Spaß haben.

³ Vgl. Anmerkung 2 umseitig.

Spielen und experimentieren: Sauerteig, wer bist du?

Das, was ich beobachte, teile ich mit anderen. Mit Matha⁴ etwa. Sie ist eine junge Frau aus der Nachbarschaft, eine ehemalige Schülerin von mir. In der Sauerteigschule bekamen wir jede Woche eine Aufgabe. Eine davon war, etwa ein Jahr lang einem Menschen zwischen sechzehn und zwanzig Jahren alles beizubringen, was wir selbst über Sauerteig gelernt hatten. Mit Matha habe ich zum Beispiel *jam jar races* gemacht, also »Marmeladenglasrennen«. Wir füllten Sauerteig in Gläser und fütterten sie mit weißem Mehl oder mit Vollkornmehl, in jedem Glas in einem anderen Verhältnis. Dann beobachteten wir, wie die Sauerteige in den Gläsern aufstiegen und wieder in sich zusammenfielen. Und wir beobachteten: Das hier ist Sauerteig. Das dort drüben ist Sauerteig. Und das andere dort ist auch Sauerteig. Aber sie stiegen verschieden schnell, verschieden hoch und fielen nach unterschiedlicher Zeit unterschiedlich schnell wieder zusammen. Wenn in einem Rezept steht, »Man nehme 300 Gramm Sauerteig«, ich aber meinen Sauerteig nicht kenne, dann wundert es mich überhaupt nicht, wenn das Brot nicht so aussieht wie auf dem Foto. Kommt der

⁴ Name von der Redaktion geändert.

*Dieser Prozess: Mehl plus Wasser, warten,
dann geht er hoch, dann backe ich damit –
das ist eine enorme Transformation,
die reinste Zauberei!*

Sauerteig direkt aus dem Kühlschrank? Wurde er frisch gefüttert? Oder steht er da schon eine Woche? Ein Sauerteig, der zwei oder vier Wochen alt ist, ist anders zu behandeln als einer, der einen Tag oder eine Woche alt ist.

Kürzlich verwandelten wir meine Küche sogar in ein Forschungslabor. Ein Unternehmen hatte angeboten, Sauerteige kostenlos zu untersuchen. Mit den Daten wollen sie eine neue Hafermilch entwickeln, aber das war für uns zweitrangig. Wir füllten Tabellen aus, maßen den pH-Wert, bewerteten Geruch und Geschmack anhand standardisierter Skalen, schnitten exakt vorgegebene Stücke aus dem Brot und schickten die Proben ins Labor. Noch warten wir auf die Ergebnisse. Zuvor hatte ich mit anderen Sauerteigen bereits an verschiedenen Forschungsprojekten teilgenommen. Zum Beispiel am »Global Sourdough Project« (Internationales Sauerteigprojekt).⁵ Daran nahmen über 1000 Menschen teil. 560 Sauerteigproben aus aller Welt wurden damals auf ihre Mikroorganismenstämme und Hefekulturen hin getestet. Eine davon war meine. Dabei kam überraschenderweise heraus, dass es keine gravierenden geografisch bedingten Unterschiede zwischen den Sauerteigen gibt. Die Zusammensetzung der jeweiligen Sauerteigkultur muss also auf andere Faktoren zurückgeführt werden.

Was also ist Sauerteig? Ich gebe Mehl und Wasser zusammen, rühre um und lasse das je nach Jahreszeit drei, vier, fünf Tage lang stehen, und dann gärt es. Nun heißt es Sauerteig. Was bliebe übrig, wenn Mehl und Wasser wieder herausgenommen würden? Natürlich ist das erforschbar. Das wissenschaftliche Ergebnis sagt, ich habe diese und jene Hefen und diese und jene Milchsäurebakterien im

⁵ The Global Sourdough Project, robdunnlab.com/projects/sourdough

In der Holz-Molle wird gemeinsam geknetet. So wie sich die mitgebrachten Sauerteige dabei vermischen, verbindet sich auch die Gruppe.



BEKE KERNSTOCK

Sauerteig. Mir aber sagt das noch gar nichts. Dieser Prozess: Mehl plus Wasser, warten, dann geht er hoch, dann backe ich damit – das ist eine enorme Transformation, die reinste Zauberei! Natürlich lässt sich das alles erklären – mit den Alpha-Amylasen und dem Vergleichsdruck der Stärke, Glutenabbau, Glutenaufbau, Glutenin und Gluten. Trotzdem hat die Magie beim Backen für mich nie aufgehört. Durch das Gucken, das Beobachten finde ich heraus, wie der Teig reagiert, damit ich weiß, wie ich mit ihm backen kann. Ich mag es, auf diese Weise forschend tätig zu sein.

In der Zeit, als dieser Text entstand, besuchte Claudia auch die Reinstorfer Brotbackgruppe, deren Teil ich bin. Wir backen dort regelmäßig und gemeinsam Brot in einem selbstgebauten Lehmofen. Claudia hatte alle Backenden eingeladen, einen Sauerteig mit jeweils eigenem Sauerteigansatz mitzubringen. Von allen Sauerteigansätzen gaben wir jeweils einen Teil in die große Teigmolle, fügten noch etwas Mehl und Salz hinzu und kneteten daraus gemeinsam einen Teig. Wir heizten ein und schossen aus dem Teig geformte Brötchen ein. Alle typischen Backschritte erlebten wir praktisch und gleichzeitig im übertragenen Sinn: Welches Feuer entfache ich? Was gebe ich in den Teig? Staunend standen wir vor der Galerie der Sauerteigansätze, manche waren fluffig, manche fest, manche flüssig, manche rochen frisch wie Joghurt, manche säuerlich-fruchtig, manche erinnerten an alten Käse, einer an Aceton. Es gab kein »richtig« und kein »falsch«. Wir lernten unsere Ansätze einzuschätzen: Was tue ich mit einer sleeping beauty, einem uralten Ansatz? Claudia begleitete uns durch dieses Backritual, bei dem sich die verschiedenen Mikroorganismenstämme ebenso verbanden wie die Mitglieder dieser Gruppe.



Im Lehmofen des Reinstorfer Gemeinschaftsgartens bäckt die Brotbackgruppe regelmäßig Sauerteigbrote; er steht aber auch allen anderen offen.

⁶ verein-vielfalt.de

Jedem Acker sein Sauerteig

Matha ist wie ich Teil des Vereins »Vielfalt«, ⁶ mit dem wir einen Waldgarten auf einem Acker aufbauen. Im Frühling 2024 hoben wir dort ein paar Spaten voll Erde aus, mischten sie mit Wasser und ließen die Erde absinken. Das Wasser filterten wir durch einen Kaffeefilter und mixten es mit Roggenmehl. Nach nicht mal einem Tag fing das Gemisch zu blubbern an, und nach zwei Tagen hatte sich der Teig verdoppelt. Ich fütterte ihn weiter und buk schließlich zum ersten Mal damit. Das Brot, das ich seither mit dem Ackersauerteig backe, gelingt wunderbar. Er ist heute einer der Protagonisten in meinen Gläsern.

Der etwa zwei Hektar große Acker liegt in der Elbtalaue östlich von Walmsburg. Eine Handvoll Menschen hinter dem Vielfalt e.V. konnte das Stück Land pachten und pflanzte dort bereits zahlreiche Bäume und Sträucher. Dazwischen sollen einmal Möhren, Kartoffeln und anderes Gemüse wachsen. Bis es so weit ist, grasen dort die Funkenhof-Schafe und wächst dort Roggen. Die Mitglieder üben sich im Veredeln von Obst- und Nussbäumen, treffen gemeinsam Entscheidungen und stehen auch mal vor Herausforderungen – etwa als junge Gruppe einen Zeithorizont von mehreren Jahrzehnten in den Blick zu nehmen. Am Tag der offenen Tür ließ sich dort Ackersauerteigbrot verköstigen. In Flaschen, gefüllt mit Wasser und Erde, stiegen kleine Bläschen auf, und Claudia lud mich ein, auch von meinem Acker einen Sauerteig anzusetzen.

Die Idee für den Ackersauerteig war mir in einer der Unterrichtsstunden der Sauerteigschule gekommen. Es ging um Antibiotika und darum, wie diese das Mikrobiom in uns (zer-)stören. Wie aber, so fragte ich, könne man es wieder aufbauen? Zu Beginn meiner Ausbil-

*Jeder Sauerteig verleiht
dem Backwerk etwas
Einzigartiges, das zeigt
sich in Konsistenz,
Geruch und Geschmack.*



BEINE KERNSTOCK

dung dort hatte es geheißen, das ginge kaum – was weg sei, sei weg. Nun aber, zwei Jahre später, gab es ganz neue Forschungspapiere zu diesem Thema und in einem wurde das Mikrobiom von gesundem Boden genannt.⁷ Eines dürren Sommers beobachtete ich, wie grün der Garten meiner Nachbarin Andrea war, während alles drumherum braun und verwelkt war. Hatte es mit dem gesunden Boden dort zu tun? Lag es an dessen Mikrobiom, das vielfältig und widerstandsfähig war? Ich begann nach dem ursprünglichsten Stück Land in meiner Nähe zu suchen, und fand es im Schiering, einem nahegelegenen Wald. Dort hätte ich sicher auch viele verschiedene Mikroorganismen gefunden. Am Ende entschied ich mich jedoch dafür, den Sauerteig mit den Mikroorganismen anzusetzen, die im Boden unseres gemeinsamen Ackers leben. Schließlich würde das auch der Ort sein, an dem künftig unsere Lebensmittel an Bäumen und Sträuchern und direkt in der Erde wachsen sollten. Da wollte ich wissen, wie lebendig der Boden dort ist. Das kann ich seitdem am Verhalten des Sauerteigs ablesen.

⁷ Siehe etwa: Winfried E.H. Blum, Sophie Zechmeister-Boltenstern und Katharina M. Keiblinger, »Does soil contribute to the human gut microbiome?«, in: *Microorganisms* 2019, 7:287, mdpi.com/2076-2607/7/9/287

Wir, der Sauerteig und ich

Früher habe ich zu viel gebacken, weil ich dachte, mit dem Sauerteig müsse auch etwas gebacken werden. Heute ist das anders. Seit ein paar Jahren kann ich bedingt durch eine Corona-Erkrankung weder schmecken noch riechen. Also, gar nicht mehr. Es ist eine Behinderung. Zusammen mit einem Freund, dem es ähnlich geht, fand ich heraus, dass wir Nahrung anders wahrnehmen, nicht durch den Mund, sondern in der Brust. Wir spüren den Nährwert, spüren, ob uns eine bestimmte Nahrung guttut oder nicht. Was ich an der Sauerteig-

schule gelernt habe, ist ideal, weil ich – vorbei an den ablenkbaren Sensoren, also dem Riechen –, die sogenannten flüchtigen Aromastoffe mit dem ganzen Körper wahrnehmen kann.

Heute backe ich, um Menschen zusammenzubringen. Es ist mir eine Freude, Andere dazu zu bewegen, das Backen mit Sauerteig selbst auszuprobieren. Mir geht es nicht allein ums Brot, sondern auch ums gemeinsame Essen und darum, wie das unser Sein verändert. Ich liebe das russische Sprichwort »Ein Tisch ohne Brot ist ein Brett«. Dabei ist es wichtig, realistisch mit den eigenen Erwartungen zu bleiben. Ein Bäcker bäckt pro Nacht mehrere hundert Brote. Das heißt, jede Nacht sammelt er ungefähr so viel Erfahrung, etwa bei der Teighandhabung, wie ich in ein, zwei Jahren. In der Sauerteigschule wird etwas sehr Lehrreiches gemacht: Vanessa Kimbell, die Gründerin der Schule und unsere Lehrerin nannte es die *fuck-up task*, »geplantes Vermasseln«. Wir teilten den Teig in zwei Portionen, den einen behandelten wir so, wie es gut für einen Teig ist, wenn er luftiges Brot werden soll, beim anderen machten wir extra etwas falsch. Einen legten wir zum Beispiel vorsichtig in die Form, den anderen knallten wir hinein. Wir schauten, was passiert, wenn wir nicht achtsam waren oder etwa zu heißes Wasser verwendeten – wirklich schlimme Vergehen also! Wir haben die Ergebnisse fotografiert und dokumentiert, haben darüber geredet und gelacht. Und dabei so viel begriffen.

Sauerteig ist die Antwort. Was war noch mal die Frage?

Ich bewege mich viel in nordamerikanischen Sauerteigforen. Die Leute haben dort nicht diesen heiligen Respekt vor dem Sauerteig, in dem Sinn, dass sie damit ausschließlich Brot backen. Die machen alles damit. Ich dachte anfangs, das geht doch gar nicht. Hierzulande denken wir oft, wir hätten den Sauerteig erfunden. Das ist Quatsch. Ich liebe das Glas mit den Sauerteigresten, denn wenn es zu voll wird, kann ich wieder meine leckeren Sauerteigkekse oder Sauerteigcracker backen.

Ich habe so viele Sauerteig-Geschichten gehört. So auch aus Alaska: Dort wurden die Goldgräber einst nur in die Schürfgebiete vorgelassen, wenn sie eine bestimmte Menge Mehl vorweisen konnten, weil die Leute dachten, ansonsten würden sie klauen gehen. Sie hatten weder Hefe noch Backpulver und oft statt eines Ofens nur Feuer und Flamme. So setzten sie abends den Teig an, nahmen ihn teilweise mit ins Bett, um ihn warmzuhalten, und buken morgens daraus Pancakes. Deswegen wurden die Alaskagoldgräber auch »*The Sourdoughs*« genannt. Pfannkuchen gibt es dort immer noch zum

Frühstück. Weil diese Bäckerinnen ihren Sauerteig kannten, wussten sie, was der kann, und buken irgendwann auch Kuchen damit, mit Eiern von ihren Hühnern und Milch von ihren Kühen oder mit dem Kartoffelschalenwasser. Und irgendwann kam das Backpulver, dann nahmen sie dieses, und der Sauerteig verschwand weitgehend.

Mein Lieblingswort ist heute »Schokoladen-Roggenvollkorn-Sauerteig-Kuchen«. Die Abschlussarbeit an der Sauerteigschule bestand darin, ein eigenes Rezept zu entwickeln. Meines war eine Sauerteig-Schwarzwälder-Kirschtorte mit fermentierter Creme, fermentierten Böden aus einer Diversitäts-Getreide-Mischung und Kirsch-Kompott. Es sollte nicht einfach irgendein Rezept werden, sondern für eine bestimmte Person mit bestimmten Bedürfnissen. Meines entwickelte ich für mich selbst, weil ich eine Unterschiedlichkeit an Texturen brauche: krachende Kakaonips und etwas Cremiges. Heute weiß ich: Das Schönste ist, dass wir die Kulturen für ein gutes Brot oder einen leckeren Kuchen unter unseren Füßen finden können. Dort unten im Boden leben die Mikroorganismen, die das Brot verdaulich machen und uns nähren. Und überall ein bißchen verschieden.

Hochgeblubbert – Sauerteig-tipps von Claudia Beil:

→ Versieh das Glas mit dem frisch abgefüllten Sauerteig mit einem Gummiband, auf der Höhe des Ansatzes und beobachte, wie stark er steigt und wann er wieder zusammenfällt.

→ »Backe zwei, verschenke eins« ist ein Grundsatz der Sauerteigschule. Die Erfahrung zeigt, es finden sich immer Menschen, die es dankbar abnehmen.

→ Aus den Resten des Sauerteigs lassen sich Kracker, Muffins, Kuchen oder Pfannkuchen backen. Die Hühner fressen ihn, die Rosen düngt er!

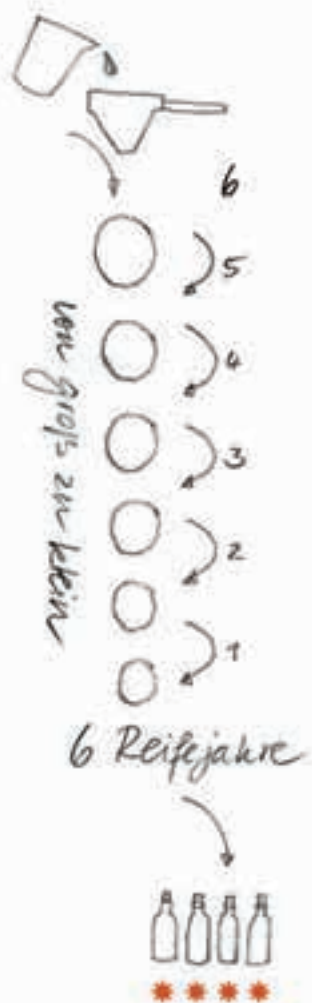
→ Selbst Ackersauerteig ansetzen? Ein guter Anlass, nach gutem Boden in der Nähe zu suchen.

Reifezeit

Oben auf der Treppe umfängt uns dieser Duft: süßsauer, fruchtig und ein wenig herb wie Eichenholz. Jeden Herbst nach der Weinernte heben wir auf dem Dachboden einen flüssigen, schwarzen Schatz: Balsamico-Essig, sechs Jahre gereift in uralten Fässern, die wir vom italienischen Teil unserer Familie geerbt haben. Wir sind nach Modena in Norditalien gereist, die Geburtsstadt meines Lebensgefährten Giulio, wo die Essigfässer bei Freunden Unterschlupf gefunden haben. Umziehen nach Deutschland können die Fässer nicht: Sie brauchen die feucht-heißen Sommer und neblig-kühlen Winter der Gegend um Modena – die einzige Region, wo der echte traditionelle Balsamico-Essig hergestellt werden kann. Die feuchte Luft hier hilft, dass das Holz der Fässer nicht austrocknet und rissig wird. Doch schon ändert sich das Klima, es wird trockener auch in der Po-Ebene.

Begleitet werden wir von Essigmeister Valentino Lambertini, einem 80-jährigen hochgewachsenen Mann mit Brille, und seinem Sohn Giorgio, über 50 mit schütterem Haar. Beim Eintreten in den Dachboden müssen wir die Köpfe beugen. Sechs Holzfässer liegen hier nebeneinander wie Orgelpfeifen, für jedes Reifejahr eines. Ein Fass ist immer kleiner als das vorherige, denn über die Jahre verdunsten mehrere Liter. So wird der Balsamico dick und süß. Das Holz ist schwarz von Essig und Zeit, aus manchen Ritzen tropft ein schwarzer Sirup auf den Boden. In jedem Fass hat der Balsamico ein anderes Alter, einen anderen Geschmack. Die Lambertinis wissen genau, wie süß oder sauer er schmecken muss. Mit einer langen Spritze holen sie aus dem kleinsten Fass etwas vom ältesten Balsamico und füllen ihn in Glasflaschen. Vier Liter werden jedes Jahr geerntet, und dieser Essig ist mindestens sechs Jahre alt. Der meiste Balsamico bleibt jedoch im Fass, um den künftigen Reifeprozess am Laufen zu halten. Der Platz, der nun im kleinsten Fass entstanden ist, wird aufgefüllt mit dem zweitältesten Essig aus dem fünften Fass, und so geht es mit der Umfüllung immer weiter. Für das letzte Fass haben die Lambertinis einen Kanister gekochten diesjährigen Traubenmosts zum Auffüllen und etwas starken Weinessig mitgebracht.

Reifezeit lässt sich durch nichts ersetzen. Die Industrie wartet nicht sechs Jahre, um vier Liter Essig abzuschöpfen. Sie imitiert die Zeit durch Zucker, Farbstoff und Verdickungsmittel. Es gibt nur noch wenige Menschen, die das Wissen um die traditionelle Balsamico-Herstellung lebendig halten, und auch der notwendige Platz auf Dachböden schwindet durch den Dachgeschossausbau. Weil eines der uralten Fässer leckte, entschlossen wir uns vergangenes Jahr, noch einmal ein neues Fass bauen zu lassen, von einem der letzten beiden Böttcher der Gegend. Das Fass soll die kommenden hundert Jahre halten. Ob es dann in der Po-Ebene noch Nebel geben wird, wissen wir nicht. *Grit Fröhlich*



Lob des Desertierens

In der imperialen Logik gilt Fahnenflucht als Ausdruck von Feigheit, stellt sie doch die Grammatik des Kriegs grundsätzlich in Frage. In der Logik des Lebens ist die Desertion hingegen eine folgerichtige Antwort auf die Gräuel des Kriegs. Erinnerungen an einen mutigen Vorfahren.

von Matthias Fersterer

»Erzähl uns vom Krieg!«, forderten mich meine beiden Kinder eines Abends auf. Dass gar nicht weit von uns entfernt, in der Ukraine, gerade Krieg ist, dass in unserem Land vor einem Menschenleben Krieg war und auch sonst vor unserer Haustür immer wieder Krieg wütete – all das beschäftigt sie sehr. »Der Krieg«, so sinnierte ich, »ist das Schlimmste überhaupt, und ich hoffe sehr, dass wir ihn nie erleben müssen.« Ich besorgte uns ein von einschlägigen Quellen empfohlenes Bilderbuch zum Thema. Es handelt von zwei Hasenkindern, die nicht mehr miteinander spielen durften, weil der Krieg gekommen war, und von einem Hasenpapa, der in den Krieg gezogen war und verstümmelt zurückkehrte. Die Moral der Geschichte ist, dass der Krieg immer da sei. Er schlafe nur hin und wieder ein, und dann müsse man sehr leise sein, um ihn nicht aufzuwecken. – Wie bitte?! Ich war sprachlos, und ärgerte mich darüber, dass ich das Buch nicht zuvor gelesen hatte. Meine damals fünfjährige Tochter sah mich mit großen Augen an, während ihr damals neunjähriger Bruder in nachdrückliche Worte fasste, was ihr Blick sagte: »Dieses Buch hat mir große Angst gemacht. Ich möchte das nie wieder hören!« Sie hatten natürlich recht. Das ist grundfalsch. Der Krieg war nicht immer da, muss nicht immer da sein und wird nicht immer dagewesen sein. Davon bin ich überzeugt. Es gibt Hinweise auf lange währende Friedenszeiten in der Menschheitsgeschichte. Was wohl immer da sein wird, das sind die Konflikte zwischen den Menschen, ebenso wie die vielfältigen Weisen, darauf zu antworten – monströse wie friedliche, direkte wie vermittelnde, laute wie leise.¹

¹ Siehe etwa *Oya* 70/2022, »Muster des Friedensschaffens«, S. 61ff.

Mir fiel ein Begebnis ein, von dem mir Lara Mallien (1973–2023) einmal erzählt hatte: Auf die Frage, warum es die sorbische Kultur heute noch gäbe, antwortete Thomas Tschornack, der damalige Bürgermeister der sorbischen Gemeinde Nebelschütz: »Weil unsere Großmütter die jungen Männer davon abgehalten haben, in den Krieg zu ziehen.«

Genau, das war die Antwort: »Der Krieg wird erst aufhören, wenn Großmütter und Großväter, Mütter und Väter die jungen Männer davon abhalten, in den Krieg zu ziehen«, resümierte ich. »Und was ist mit denen, die schon im Krieg sind?«, fragten die Kinder. »Die sollten am besten die Beine in die Hand nehmen und um ihr Leben laufen – so wie mein Großonkel und euer Urgroßonkel Matthias, nach dem ich benannt wurde.« Und so erzählte ich den beiden die Geschichte von Matthias Schwaiger (1916–1957), so wie mein Vater sie mir in meiner Kindheit oft erzählt hatte.²

Es muss im Sommer 1944 gewesen sein, als der Gefreite Matthias Schwaiger beim Rücktransport vom Heimaturlaub aus einem in Salzburg-Hagenau anfahrenen Militärzug, der ihn an die Ostfront hätte bringen sollen, desertierte. Im Zug verblieb sein vier Jahre älterer Bruder Hans, der eigentlich mit ihm hatte fliehen wollen, jedoch im letzten Moment vom Mut verlassen wurde. Diesen einen Moment habe ich mir oft vorgestellt: Die Entscheidung war gefällt, und dann gab es kein Zurück mehr. Der eine sprang, der andere blieb. Ein dritter Bruder war zuvor, im Januar 1943, in Stalingrad gefallen.

Der eine sprang also, und er trug seine Uniform, den gepackten Soldatenrucksack und sein Dienstgewehr bei sich. Blieb sein Absprung diesseits und jenseits des Zugs weitgehend unbemerkt oder folgten ihm Schreie, Schüsse und Hundegebell? Rollte er sich ab und rannte um sein Leben? Oder duckte er sich, wie ich es mir meist vorstelle, in eine Mulde, hinter ein Mäuerchen oder einen Baum, und verharrte dort reglos, bis der Zug seinem Gesichtsfeld entschwunden war, um dann lautlos in die Dunkelheit davonzuhuschen? War es überhaupt Nacht oder war es Tag? All das kann ich nicht wissen. Alles, was ich weiß, habe ich aus Gesprächen mit meinem Vater, Franz Fersterer, und dieser wiederum aus Erzählungen erster oder zweiter Hand erfahren. Das Wenige, das ich sicher weiß, ist immerhin genug, um einige entscheidende Stationen aus dem Leben meines Großonkels zu erzählen, die wiederum mich in meinem Leben geprägt haben.

² Eine Kurzfassung dieser Geschichte habe ich in *Oya* 42/2017, »Es lebe die Lassenskraft«, S. 34 f., erzählt. Dort hatte sich beim Datum der Desertion ein Fehler eingeschlichen.

Matthias Schwaiger entstammte einer Bauernfamilie aus dem Salzburger Pinzgau mit insgesamt sechs Söhnen und sechs Töchtern, eine davon war meine Großmutter Theresia »Thresl« Fersterer. Eine ihrer Kusinen war sogar eine Bekanntheit, nämlich die Opernsängerin Rosl Schwaiger (1918–1970). Matthias wuchs auf dem Neuhaushof in der auf rund 750 Metern über Null gelegenen Stadtgemeinde Saalfelden am Steinernen Meer auf. Wie im österreichischen und süddeutschen Raum noch heute üblich, verwendeten Bauernfamilien damals im Alltag nicht ihren bürgerlichen Familiennamen, sondern den Hofnamen. Mein Großonkel war also als Neuhaus-Hias bekannt, weshalb ich ihn fortan H. nennen werde.

»I kennat scho a boa so Löcher«

Die achtzig Kilometer zwischen Salzburg und Saalfelden hat H. wohl zu Fuß zurückgelegt. Sich von einem Pferdefuhrwerk oder Kraftwagen mitnehmen zu lassen, wäre zu riskant gewesen. Die Strecke vom Salzburger Flachgau in den Pinzgau bin ich selbst ein paar Mal mit dem Auto gefahren, auf dem Weg nach Hinterthal, jenem gut 1000 Meter hoch gelegenen Dorf am Fuß des Hochkönigs, wo meine Großeltern 1940 den Gruberhof gepachtet hatten. Mein Vater verbrachte dort die ersten sieben Jahre seines Lebens, bevor die Familie 1953 ins Tal zog. Heute ist die Straße dorthin durchweg geteert, früher führte das letzte Stück Wegs von Saalfelden nach Hinterthal über einen geschoarten Weg zwischen teils steilen Berghängen. Heute gibt es dort kaum noch Gehöfte, dafür umso mehr Hotels, Skipisten und, am Rand Saalfeldens, Gewerbeflächen.

H. wird die Dörfer, die Straßen und die Höfe gemieden und stattdessen die Bergroute genommen haben. So kam es, dass H.s Schwester Thresl, meine Großmutter, später erzählte, in jener Zeit habe sie einen Mann oberhalb des Hofes aus dem Tal hinaus in Richtung des Dorfs Maria Alm gehen gesehen, der sei ihr grad so wie der Hias vorgekommen. Auf dem Hof meiner Großeltern kehrte er nicht ein, wohl der Kinder wegen, die kaum in der Lage gewesen wären, sein Geheimnis bei sich zu behalten. H. ist wahrscheinlich zum elterlichen Neuhaushof weitergegangen, wo er vor seiner Einberufung als Knecht tätig gewesen war. Gewiss ist, dass er seine Schwester Anna »Andel« Deutinger per Brief kontaktierte und fragte, ob sie nicht ein Versteck in den Bergen wisse. Sie antwortete ihm »I kennat scho a boa so Löcher« – »Das eine oder andere Loch wüsste ich schon«. Als die Gestapo Andel später verhörte und auf den Schriftwechsel ansprach,

gab sie vor, der genannte Unterschlupf wäre für die *Impen* (Bienen) gedacht gewesen, die H. sich vor dem Krieg habe anschaffen wollen. Eine Weile konnte H. sich in einem Heustadel bei Andel versteckt halten. Diese erzählte ihrer Tochter Anna später, dass sie diejenigen ihrer Geschwister beneidet hätte, die nichts von H.s Verbleib gewusst hätten. Außer ihr waren nur sein Bruder Josef »Sepp« Schwaiger und später auch meine Großeltern, seine Schwester Thresl und deren Mann Nikolaus Fersterer, eingeweiht.

Im Umfeld der Höfe und Dörfer konnte H. keinesfalls bleiben. Längst waren Gendarmerie und Gestapo auf seiner Spur. Also stieg er im Herbst hinauf zu der zum Neuhaushof gehörenden, auf über 1600 Metern gelegenen Neuhausalm. Tagsüber konnte er nicht heizen, weil ihn der aufsteigende Rauch verraten hätte. Sein fünfzehn Jahre älterer Bruder Sepp, der den elterlichen Hof übernommen hatte, versorgte ihn mit Essen. Als Bauer war er nicht eingezogen worden. Wie mögen die beiden die Essensübergabe organisiert haben? Haben sie sich unterhalb der Baumgrenze im dunklen Fichtenwald zu einer vereinbarten Stunde getroffen? Waren die Lebensmittel an einem bestimmten Platz hinterlegt worden? Oder sollte Sepp es sogar gewagt haben, bis zur Alm aufzusteigen?

»Ois a lebendiger kriagn die mi nimma«

H. jedenfalls verbrachte einen schneereichen Hochgebirgswinter auf der Neuhausalm. Wie mag er seine Tage und Nächte dort oben ohne eine andere Menschenseele zugebracht haben? Wie mag er mit der ständigen Angst vor Entdeckung umgegangen sein? Tagsüber besserte H. die vielen Weidezäune aus und hoffte, durch die Klopferäusche nicht auf sich aufmerksam zu machen. Wie er später erzählte, habe er stets sein Dienstgewehr und die grimmige Gewissheit bei sich getragen: »Ois a lebendiger kriagn die mi nimma« – »Lebendig werden sie mich nicht zu fassen kriegen«. Dachte er dabei an seinen in Stalingrad umgekommenen Bruder Franz? Was wusste H. von den Landschaften der Zerstörung und den Hunderttausende Tote zählenden Leichenbergen aus Zivilisten sowie Soldaten der Roten Armee und der Wehrmacht, die sich in und um die Stadt Stalingrad zwischen den Schutthaufen und den Gerippen einstiger Häuser türmten? Was wusste er über die massenhafte Tötung von jüdischen Menschen, von Roma und Sinti sowie von anderen durch die Nationalsozialisten verfolgten Gruppen in den Konzentrationslagern der sogenannten Ostmark und anderswo im Deutschen Reich? Welche Gewalttaten hatte er bei



Die Neuhausalm (1640m ü. NN) im Ortsteil Hintermoos der Gemeinde Maria Alm am Steinernen Meer als Postkartenmotiv. Mein Großonkel Matthias Schwaiger hatte sich dort vom Herbst 1944 bis zum Frühjahr 1945 versteckt gehalten und war unentdeckt geblieben.

seinem früheren Einsatz an der russischen Ostfront verübt, welche hatte er selbst erfahren? Litt er unter den Nachwirkungen der Verletzung, die er sich in Russland infolge einer Granatendetonation zugezogen hatte und die ihn kurzzeitig hatte ertauben lassen? Was mag ihm durch den Kopf gegangen sein, wenn er nachts in den Sternenhimmel blickte oder abends auf die Salzburger Schieferalpen, die das Licht der untergehenden Sonne zurückwarfen? War er in den Momenten, in denen er nicht unter Todesangst fürchtete, entdeckt zu werden, schlichtweg dankbar dafür, dass er durch eine Reihe glücklicher Fügungen dem organisierten Töten und Getötetwerden entkommen war, auch wenn ebendieses Glück ihn nun das Leben hätte kosten können?

H. blieb unentdeckt. Nach Kriegsende, im Mai 1945, meldete er sich bei der Gendarmerie in Saalfelden. Etwas später nahm er, in einer Ironie des Schicksals, die ihm damals vermutlich nicht bewusst gewesen war, einen Posten als Gutsverwalter in der Gemeinde Goldegg im Pongau an. Dort nämlich waren im Herbst 1943 sechs junge Männer desertiert und konnten sich zunächst dank der Unterstützung der Bevölkerung in den Bergen versteckt halten. Erst bei einer großangelegten Razzia durch die SS im Juli 1944 wurden die Deserteure gefasst, vierzehn teils unbeteiligte Menschen erschossen und vierzig Menschen ins Konzentrationslager Mauthausen deportiert. Nach dem Krieg setzten ehemalige NS-Funktionäre eine infame Lüge in die Welt, die eine Umkehr der Opfer-Täter-Verhältnisse darstellte: Die gesamte Gemeinde Goldegg sei – der Deserteure wegen – von der Deportation bedroht gewesen und nur Fürsprache bei hochrangigen Parteimitgliedern habe dies verhindern können. Noch bis 2018 wurden die Goldegger Deserteure in der offiziellen Gemeindechronik als »Landplage« diffamiert.³ Wie mag es H. mit seiner eigenen Geschichte an jenem Ort ergangen sein? Wagte er es angesichts der Verleumdungen gegen die Deserteure überhaupt, von seiner eigenen Desertion zu erzählen? Oder hatte diese sich ohnehin längst herumgesprochen und machte auch ihn zur Zielscheibe von Hohn und Anfeindung?

Spätes Glück und früher Tod

Mitte der Fünfzigerjahre heirateten H. und seine Verlobte Anni. Es folgten zwei Kinder. Im Frühsommer 1957 erhielt er dann die Diagnose, dass er an Leukämie erkrankt sei und noch drei Monate zu leben habe. Seine Schwester Thresl und sein Patenkind Franz, mein Vater, besuchten ihn zu Beginn der Sommerferien im Spital Schwarzach-St. Veit. Die beiden waren erstaunt, zu hören, dass just zur selben Zeit auch H.s Frau dort lag und soeben Zwillinge entbunden hatte. Im Oktober desselben Jahres starb Matthias Schwaiger einundvierzigjährig. Seine Witwe Anni erzog die vier gemeinsamen Kinder allein. Sein Bruder Hans, der im Zug Verbliebene, lebte bis in sein sechsundneunzigstes Jahr hinein als angesehener Bürger in Bruck an der Großglocknerstraße, wo er 2008 friedlich einschlief.

Nachdem ich meinen Kindern von diesen Geschehnissen erzählt hatte, forderten sie mich in den darauffolgenden Tagen und Wochen wieder und wieder auf, sie ihnen noch einmal vorzutragen: »Erzähl,

³ »Der Verein der Freunde des Deserteurenkmals in Goldegg – Plattform für regionale Erinnerungskultur« setzt sich für eine Rehabilitierung der Deserteure und eine geschichtliche Aufarbeitung ein: goldeggerdeserteure.at

Die Schriftstellerin Hanna Sukare hat in ihrem Roman *Schwedenreiter* (Otto Müller Verlag 2018) die Ereignisse um die Goldegger Deserteure in Geschichte und Gegenwart literarisch bearbeitet.

⁴ Thomas Geldmacher, »Auf Nimmerwiedersehen!« Fahnenflucht, unerlaubte Entfernung und das Problem, die Tatbestände auseinanderzuhalten«, in: Walter Manoschek (Hrsg.), *Opfer der NS-Militärjustiz. Urteilspraxis – Strafvollzug – Entschädigungspolitik in Österreich* (Mandelbaum 2003), S. 133–194.

wie unser Verwandter aus dem Zug gesprungen ist!« Diese bemerkenswerte Geschichte, mit der ich großgeworden bin, wird nun auch zu einem Teil ihrer Geschichte. Während ich sie wieder und wieder erzählte und weiter in mir bewegte, kamen mir Fragen: Woher hatte H. den Mut genommen, der seinem Bruder im entscheidenden Moment gefehlt hatte? Was genau waren die Motive, die ihn – ebenso wie insgesamt rund 400 000⁴ weitere Wehrmachtssoldaten – zum Desertieren bewogen hatten? Woher hatten die Menschen, die ihn schützten, ihren Mut und ihre Standhaftigkeit genommen? Warum war es H. nicht vergönnt gewesen, mit seinen Kindern und seiner Frau alt zu werden? War sein Mut somit vergebens gewesen? Vergebens, woran gemessen? Auf die meisten dieser Fragen habe ich keine eindeutige Antwort. Stattdessen übe ich mich in Dankbarkeit dafür, dass mir mein Großonkel durch sein Leben und mein Vater durch seine Erzählung davon ein Beispiel für echten Mut schenkten, in das ich hinein-zuleben versuche und das ich nun wiederum weiterschenken darf.

Durch das eigentümliche Band der Verwandtschaft und durch die Praktik des Geschichtenerzählens waren die wechselhaften Erlebnisse eines Menschen, den ich persönlich nie getroffen habe, seit jeher auch ein Teil meiner Biografie. Dass ich mir heute überhaupt ein Bild von meinem Großonkel machen kann, verdanke ich zwei undatierten passbildgroßen Schwarzweißfotografien: Die eine zeigt ihn winters vor dem Neuhaushof im Armeemantel mit versteinerten Miene auf einem Pferdeschlitten neben seinem Bruder Sepp sitzend. Sie sind auf dem Weg zum Fronttransport. Die andere Fotografie ist ein Soldatenportrait. Sein in die Ferne schweifender weicher Blick, der auf mich zugleich resigniert, suchend und unverrückbar gefasst wirkt, und seine kernig markante Kinnpartie schienen mir aus irgendeinem Grund immer im Widerspruch zu der Uniform und dem Stahlhelm zu stehen, die er auf dem Foto trägt.

Manchmal frage ich mich, warum ich mich eigentlich nicht auf Matthias Schwaiger berief, als ich, gerade noch nicht achtzehnjährig, an der schriftlichen Begründung meiner Militärdienstverweigerung schrieb. Das wäre nämlich ehrlich gewesen: »Wenn ihr mich einzieht, dann werde ich all meinen Mut, der euch als Feigheit gilt, zusammennehmen und desertieren.« Stattdessen schrieb ich, was die Beratungsstelle für Wehrdienstverweigerung empfohlen hatte, und wurde ohne Gewissensprüfung fraglos zum Zivildienst durchgewunken. Wenn ich aber H. als Vorbild genannt hätte, hätte man mich dann auch zu seinen Motiven befragt? Lange war es nämlich in



PRIVAT

Matthias Schwaiger (1916 – 1957) im Soldatenmantel auf dem Pferdeschlitten neben seinem Bruder Sepp sitzend.

der Rechtssprechung – wenn es etwa um Versorgungsansprüche von Kriegswitwen und -waisen ging – entscheidend, ob das unerlaubte Fernbleiben eines Soldaten aus »Gewissensgründen« oder aus »Feigheit vor dem Feind« erfolgt war. Was genau aber wäre der Unterschied? Und wäre einer, der sich und die Seinen schützen und andere nicht töten will, dieser Unterscheidung zufolge feige, mutig oder seinem Gewissen verpflichtet? Solche Fragen gewinnen an Relevanz in Zeiten, in denen Rufe laut werden, die ausgesetzte Wehrpflicht in Deutschland in einen »Neuen Wehrdienst« zu überführen.

Im Zweifelsfall würde ich meinen Großonkel als einen Menschen beschreiben, der das Menschsein über jede Ideologie stellte. Mehr noch, in meiner Vorstellung, und das ist alles, was ich von ihm habe, hat er dort oben in diesem einen Winter bei den Bussarden, Dohlen und Gämsen, bei den Latschenkiefern, Bartflechten und Laubmoosen, den Frieden gelebt, alle Tage. Derart eingebetteten Frieden und unheroischen Mut dürften wir und unsere Kinder bitter nötig haben, jetzt und in den Zeiten, die da noch kommen mögen.

Licht und Wärme teilen

Ich war schon erwachsen, als ich zum ersten Mal einen Laternenzug gesehen habe. In meiner Kindheit gab es diesen Brauch nicht. Der Anblick der Kinder mit bunten Laternen in den dämmrigen Straßen rührte mich an, er hatte so etwas Zauberhaftes ... Kurz darauf gingen wir mit unserem sechs Monate alten Jungen zum Martinsumzug bei einer Wallfahrtskirche. Fassungslos schaute er mit hängendem Unterkiefer aus der Babytragetasche auf die nächtliche Prozession der Laternen tragenden, singenden Kinder, darunter seine große Schwester Lara, und auf das große Pferd, auf dem Sankt Martin ritt: Wieder entfaltete sich die Faszination des Unwirklichen, Geheimnisvollen.

Die Geschichte von Sankt Martin und dem Bettler kannte ich aus der Schule. Aber warum hat er den schönen Mantel entzweigeschnitten? War es nicht kleinlich, nur die Hälfte abzugeben? Erst später kam mir, dass Martin sich selbst gefährdet hätte, wenn er nicht einen Teil behalten hätte – vielleicht wäre ansonsten *er* anstelle des Bettlers erfroren ... So aber konnten beide leben. Das wurde für mich zum Inbegriff des Gebots »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«, nicht mehr, aber auch nicht weniger – denn so entsteht Verbundenheit auf Augenhöhe.

Ich lernte auch den Brauch der Martinsgans kennen, lernte sie zuzubereiten und wurde mir dabei der jahreszeitlichen Hintergründe des bauerlichen Lebens bewusst: Nach einem langen grasreichen Sommer waren die Gänse »reif« geworden. Das Jahr hat sich gerundet, die Ernte ist eingebracht, die Gans wird mit den Schätzen der Natur gefüllt: Äpfel, Maroni, Rosinen, Dörripflaumen, Nüsse. Das Gänsefest ist ein Fest der Dankbarkeit.

Mich berührt auch die Nähe zu Samhain. In der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November steht nach irisch-keltischer Überlieferung das Tor zur Anderswelt offen. Spiegelt sich dies im geheimnisvoll Zaubenhaften des Martinsfests? Ist die Martinsgans ein mythologisches Symbol? Weiße Vögel sind in vielen Kulturen Boten zwischen sichtbarer und unsichtbarer Welt. Aus dem Keltischen wird auch der Brauch überliefert, auf einem Hügel ein Feuer zu entzünden, das dann von den Familien als erneuertes Herdfeuer nach Hause getragen wird. Gibt es auch hier eine Verbindung zu den Martinslaternen?

Das Martinsfest ist mir das liebste Fest im Jahreskreis geworden. Jedes Jahr bereite ich das Essen für rund dreißig Menschen, decke den Tisch festlich und schmücke den Raum mit so vielen bunten Kerzen, dass wir kein elektrisches Licht brauchen. Draußen gehen die Kinder mit Laternen übers Areal. Vor der gläsernen Küchentür singen sie für mich. Sie wissen, dass ich den ganzen Tag für sie in der Küche gestanden habe, und wie sehr ich mich über sie freue. Nach und nach tauchen die anderen Menschen in die festliche, geheimnisvolle Atmosphäre ein. Wir setzen uns an unsere lange Tafel, ich bringe die Speisen auf den Tisch, bin dankbar für alle, die das Fest mit mir feiern. *Beata Seemann*





Wenn nichts mehr geht, wird alles möglich

Nach zwei Jahrzehnten neoliberalen Ausverkaufs bröckelt der Dienstleistungssektor hierzulande merklich. Das birgt nicht nur Herausforderungen, sondern auch die Chance, uns der Care-Seite der Welt zuzuwenden.

von Matthias Fersterer und Andrea Vetter

Dies ist eine persönliche Einführung zum nachfolgenden Auszug aus Reimer Gronemeyers soeben erschienenem Buch *Nichts funktioniert mehr. Welche Chance! Vom Ende der Dienstleistungsgesellschaft* (Edition Einwurf 2024).

Gestern auf der Sparkasse: Fünf von sechs Geldautomaten sind defekt, eine lange Schlange erstreckt sich hinter dem letzten funktionierenden Automaten. Vorgestern in der Warteschleife des Telefonanbieters: Nach 45 Minuten wird der Anruf ohne Vorwarnung beendet. Jederzeit am Bahnhof: Der Zug hat Verspätung, fällt aus, wird ersetzt oder die Toilette ist defekt.

Diese Art von Alltagserlebnissen, die wir hierzulande mittlerweile alle kennen, sind in dieser Häufung neu: ein direktes Ergebnis kaputtgesparter Infrastrukturen durch neoliberale Politikrezepte der vergangenen beiden Jahrzehnte. Damit nähern sich auch die Verhältnisse in den so genannten Zentren der Weltwirtschaft dem Erleben in den Peripherien – jenen geographisch weiter von den Machtzentren entfernten Räumen, in denen es noch nie eine funktionierende Infrastruktur nach europäischem Vorbild gegeben hat.

Doch anstatt nun einfach nur nach mehr Geld zu rufen, um die maroden Strukturen zu sanieren und die Institutionen (wieder) ins Funktionieren zu bringen, geht der Soziologe Reimer Gronemeyer einen Weg, der beherzt seitlich an solchen Scheinlösungen vorbeiführt: Das Nicht-Funktionieren einer Dienstleistung sei in dieser nämlich immer schon angelegt, so dass die Existenz der Dienstleistung selbst zum Problem werde. Gronemeyers Seitwärtsdenken im besten Sinn ist geschult an dem klugen Sozialphilosophen und Theologen Ivan Illich (1929–2002), der als einer der Vordenker einer Postwachstumsperspektive nach einem ganz anderen, konvivialen (gemeinschaftsstiftenden) Miteinander jenseits von Wirtschaftswachstum, Expertisierung und Vereinzelung forschte.

Ende Oktober 2024 hat Reimer Gronemeyer sein Nachdenken darüber in dem Buch *Nichts funktioniert mehr. Welche Chance! Vom Ende der Dienstleistungsgesellschaft* veröffentlicht. Auf dem Titel ist das Bild eines nur mit Kürzel genannten Künstlers zu sehen, das uns an den surrealistischen Maler René Magritte oder den Illustrator phantastisch-surriler Szenarien Quint Buchholz erinnert: Ein Mann in Businessanzug mit Melone auf dem Kopf und Aktentasche in der Hand hält am Ende eines über eine grüne Wiese führenden Wegs inne und beäugt leicht vorgebeugt, wie dieser sich vor seinen Augen aufrollt, so als wäre es Auslegware aus Linoleum. Der Weg ist zu Ende: nichts geht mehr. Vor ihm liegt pfadloses Land: welche Chance!¹

Der Autor selbst fasst den Inhalt seines Buchs in folgenden fünf Thesen zusammen:

1. Die Dienstleistungsgesellschaft zerfällt vor unseren Augen. Sie funktioniert nicht mehr. Warum passiert das? Und wie kommen wir da wieder raus?
2. Gleichzeitig sehen wir, dass immer mehr Menschen zerbröseln. Sie werden depressiv, sind erschöpft, ängstlich, krank oder mutlos. Was fehlt ihnen?
3. Wie hängt das zusammen? Hat die perfekte Dienstleistungsgesellschaft uns entmündigt und kraftlos gemacht? Ist also endlich Schluss mit dem zunehmenden Konsum von Profiangeboten? Laufen wir vielleicht ohne die Krücken besser?
4. Die Erde wird immer heißer, die Gesellschaft wird immer kälter. Wollen wir sozial erfrieren? Die Profis stehen nicht mehr zur Verfügung, sie werden uns nicht mehr pampern. Werden wir erwachsen und sehen uns um: Wir können selbst mehr als wir ahnen. Nehmen wir die Chance wahr.
5. Entziehen wir uns der Herrschaft der Spezialisten, die sowieso nicht mehr kommen. Probieren wir die neuen Freiheiten aus.²

¹ Siehe Abbildung auf S. 211 in diesem Almanach.

² Reimer Gronemeyer, *Nichts funktioniert mehr*, S. 12f.

Das Thema des Buchs passt so ideal zu dem dieses Almanachs, dass wir Reimer kurzerhand fragten, ob wir nicht einen Auszug daraus abdrucken dürften, was er freudig bejahte.

»Dienstleistungen sind so schädlich wie Kohle, Gas und Öl«, lautet eine Kapitelüberschrift. Das scheint erklärungsbedürftig, denn »Dienstleistung«, das klingt zunächst harmlos, ja, sogar liebenswert. Wo also ist das Problem? Eine Dienstleistung ist Fürsorgearbeit, die aus dem Bereich der Subsistenz herausgelöst und im Bereich des Markts kommodifiziert, also zur handelbaren Ware gemacht wird. Das, was bislang unveräußerbar war, wird damit zum Teil der Tauschlogik und tritt mit anderen Waren in Konkurrenz. Das, was letztlich nur als »Fürsorgetat« erbracht werden kann, wird somit zu einem Teil von »strukturellem Hass«.³ Damit halten Markt, Tauschlogik und Konkurrenzkampf Einzug in die letzten Ecken und Winkel unserer Existenz. Diese Analyse darf nun natürlich nicht dazu führen, dass »weiblich« und häufig migrantisch konnotierte Dienstleistungs- und Care-Arbeit weiterhin umsonst erbracht werden sollte, während Industriearbeit entlohnt wird. Vielmehr geht es darum zu fragen, wie eine Wirtschaft aussehen könnte, in der die Fürsorgetätigkeiten ins Zentrum gestellt, die Tauschlogik insgesamt zurückdrängt und für mehr Gerechtigkeit zwischen allen Geschlechtern gesorgt wird. Diese wichtigen Fragen eröffnet der Autor in seinem Buch.

Zu tiefergehenden Erörterung erscheint es uns hilfreich, das Bild des »Eisbergmodells der Arbeit« aus der feministischen Ökonomik zu bemühen.⁴ Demzufolge werden Dienstleistungen, bildlich gesprochen, in der Spitze des Eisbergs menschlichen Wirtschaftens erbracht. Diese Spitze wird von Lohnarbeit, Geld und Kapitalflüssen geprägt. Unsichtbar unter der Wasseroberfläche bleibt jedoch der größere Teil des Eisbergs, der das Wirtschaften in der Spitze überhaupt erst ermöglicht: alle Arbeit, die seit jeher Leben hervorbringt, pflegt und erneuert: Mütter, Großmütter, Sorge-, Care- und Reproduktionsarbeit leistende Menschen jeglichen Geschlechts, Erdreich umgrabende Regenwürmer, die Vögel des Himmels und die gesamte mehr-als-menschliche Welt. In diesem ungleich größeren Kiel des Eisbergs sind das Gemeine (die Commons), das notwendige Tun (die Subsistenz) und das gleichwürdige Miteinander (die Konvivialität) angesiedelt, kurz: das gute Leben für alle.

Das ist das Gegenteil des uneigentlichen Lebens der Dienstleistungsgesellschaft, die ihre Mitglieder in die totale Abhängigkeit von Auskennpersonen für alle Lebenslagen führt, die zuerst Diagnosen und Prognosen erstellen, um dann sogleich mit Diensten und Waren Abhilfe zu schaffen: die kommodifizierte Schattenseite von echter Fürsorge. In dieser Dienstleistungsgesellschaft und ihrem gegenwärtigen Kollabieren erkennt Reimer Gronemeyer eine Ursache für

³ Friederike Habermann, *Ausgetauscht! Warum gutes Leben für alle tauschlogikfrei sein muss* (Ulrike Helmer Verlag 2018).

⁴ Siehe Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen, *Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive* (Frauenoffensive 1997).

grassierende Depressionen, Erschöpfungen, Angststörungen. Dass die »Expertokratie«⁵ und der »Watteknast« der Dienstleistungsgesellschaft an ihr Ende gekommen sind, begreift der Autor als Chance für den Übergang in eine »Caring Society«. Der Ausblick auf diese sorgende Gesellschaft bleibt in diesem Buch skizzenhaft⁶ und ist doch ermutigend, denn: »Die sorgende Gesellschaft existiert schon und noch«⁷ – sie muss nicht neu erfunden werden, sondern ist Teil eines Kontinuums.

Vielleicht lässt sich ein solches an gegenseitigem Sorgetragen ausgerichtetes Gemeinwesen als »Beutel des guten Lebens« denken. Das pfadlose Land, das sich vor dem Passanten auf dem Titelbild auftut, beginnt dort, wo die vorgezeichneten Infrastrukturen der Eisbergspitze enden: In unserem Bild kann es von dort nur zum Kiel des Eisbergs, hin zu Subsistenz, Commons und Konvivialität gehen. Wenn wir uns vom Bild des Eisbergs lösen und die untere Sphäre in den Blick nehmen, dann landen wir rasch beim Bild eines Beutels. In ihrem Essay »Die Tragetaschentheorie des Erzählens« verwendete die Schriftstellerin Ursula K. Le Guin (1929–2018)⁸ dieses als Gegenentwurf zu der in patriarchalen Gesellschaften alles beherrschenden »Heldenerzählung«, die sich gegenwärtig – nun wieder im vorherigen Bild gesprochen – in der Spitze des Eisbergs abspielt. Die »Beutelgeschichten« vom Tragen, Nähren, Halten und Sorgen hingegen spielen samt und sonders im unteren Teil, im Kiel des Eisbergs, in der Lebenssphäre: im Beutel des Lebens. Und ebendiese Tätigkeiten und Geschichten sind das, wovon wir alle leben.⁹

⁵ Ivan Illich u. a., *Entmündigung durch Experten. Zur Kritik der Dienstleistungsberufe* (Rowohlt 1979).

⁶ Für weiterführende Ansätze siehe etwa Reimer Gronemeyer und Oliver Schultz, *Die Rettung der Pflege. Wie wir Care-Arbeit neu denken und zu einer sorgenden Gesellschaft werden* (Kösel 2023); sowie das »Netzwerk Care Revolution«, das seit 10 Jahren auf eine sorgende Gesellschaft hinwirkt. care-revolution.org

⁷ Reimer Gronemeyer, *Nichts funktioniert mehr*, S. 137 ff.

⁸ Siehe das Gedicht *Phönizier* auf S. 234 in diesem Almanach sowie Anmerkung 11 im nachfolgenden Buchauszug.

⁹ Vgl. den Titel der ersten, vor 15 Jahren erschienenen *Oya*-Ausgabe sowie Leo Tolstois Erzählung *Wovon die Menschen leben*.

Nichts funktioniert mehr – welche Chance!

Die Dienstleistungsgesellschaft ist am Ende. Auch wenn dies zu äußerst herausfordernden Situationen führen mag, eröffnet es doch Wege, die zum guten Leben aller führen können – denn: Dienstleistungen sind so schädlich wie Kohle, Gas und Öl. Ein Plädoyer für die Kraft von Selbstorganisation, Subsistenz und Gemeinschaftlichkeit.

von Reimer Gronemeyer

Dies ist ein Auszug aus Reimer Gronemeyers soeben erschienenem Buch *Nichts funktioniert mehr. Welche Chance! Vom Ende der Dienstleistungsgesellschaft* (Edition Einwurf 2024). Im umseitigen Beitrag »Wenn nichts mehr geht, ist alles möglich« erzählen Matthias Fersterer und Andrea Vetter, warum sie die darin aufgeworfenen Fragen wesentlich finden.

¹ Natasja Kowalewski, »Kitapersonal in der Krise«, kreuzer-leipzig.de, 4. Februar 2024. Im Oktober und November 2023 fanden vor dem Neuen Rathaus in Leipzig Mahnwachen unter dem Motto »Es donnert in den Kitas!« statt.

² Ebd. Vgl. auch die Studie des Deutschen Kitaleitungsgon-gresses (DKLK) 2023 mit dem Themenschwerpunkt: Personal-mangel in Kitas im Fokus. Eine bundesweite Befragung unter 5387 Kitaleitungen.

»Es donnert in den Kitas!«

»Wir können sagen, dass das System auf den Kollaps zugeht«, sagt Katharina Raschdorf, Gewerkschaftssekretärin bei Verdi. Sie sagt es im Blick auf die Zustände in sächsischen Kindertagesstätten.¹ Sachsens Personalschlüssel ist im Keller: Im bundesweiten Vergleich findet sich Sachsen auf dem vorletzten Platz. In der Krippe liegt er bei 5,2, im Kindergarten bei 11,5 Kindern pro Erzieher oder Erzieherin. Es sei nicht möglich, sich einmal mit drei Kindern hinzusetzen, um eine Geschichte vorzulesen, klagt eine Kita-Mitarbeiterin. Wenn jemand wegen Krankheit oder Urlaub fehlt, ist die Belastungsgrenze für die Betreuenden schnell erreicht. Die Bertelsmann Stiftung empfiehlt einen Betreuungsschlüssel von eins zu drei in der Krippe, von 1 zu 7,5 im Kindergarten. Aus dem Kultusministerium heißt es: Eine solche Aufstockung würde für Krippen fast 400 Millionen Euro kosten und 6800 neue Vollzeitstellen bedeuten. Das Geld dafür sei nicht da und das Personal sowieso nicht. Und so beschränkt sich die Tätigkeit der Kinderbetreuung auf die Wahrung der Aufsichtspflicht. Bildungsim-pulse zu setzen – die vorgesehen sind –, das ist nahezu ausgeschlos-sen. Eine Mitarbeiterin sagt, sie kenne niemanden, der momentan zufrieden sei. Deshalb verlassen viele den Beruf vor der Rente: »Wir unterhalten uns häufig darüber: Schaffe ich das noch 35 Jahre mit dieser krassen Belastung?« Und die Erzieherin aus Leipzig ergänzt: »Meiner Meinung nach fehlt ein großer gesellschaftlicher Aufschrei.«²



FRANCESCOCH / ISTOCK.COM

Der große gesellschaftliche Aufschrei fehlt, aber wenn man Fledermausohren hätte, könnte man hören, dass in der Bundesrepublik unablässig ein Aufschrei in Zimmerlautstärke stattfindet. Über Kitas. Über Schulen. Über Ärzte. Über Krankenhäuser. Über Handwerker. Über Sparkassen. Das Geld fehlt an allen Ecken und Enden – und das Personal gibt es auch nicht. Was passiert da? Ein Flüstern, ein Mosern, ein Meckern, ein Klagen erfüllt die Luft. Man könnte denken, die Gesellschaft im Ganzen leidet unter einer Panikattacke. *Das System geht auf einen Kollaps zu* – das gilt nicht nur für Sachsens Kitas, sondern die Panikattacke ist zu einer gesellschaftlichen Grundmelodie geworden. Ob ich mich im Café mit Freunden treffe, auf einer Geburtstagsfeier bin, im Zugabteil sitze oder in der Pizzeria – alle sind sofort beim Thema: Die Bahn fährt nicht. Der Arzt hat keine Termine frei. Die Gastherme wartet auf eine Reparatur. Die Banküberweisung klappt nicht. Alles wackelt, darüber besteht Einigkeit.

Der einst vorgezeichnete Weg mündet in pfadloses Land: Was als verstörendes Ende der Welt, wie wir sie kannten, empfunden werden kann, birgt auch die Chance, Pfadabhängigkeiten zu verlassen.

Standortwechsel. Frau Müller-Flass sitzt hinter ihrem Schreibtisch in einem großen Altenwohn- und Pflegeheim der AWO. Und sie fragt: »Was ist los mit den jungen Leuten?« Sie ist seit 1975 in der AWO tätig. Sie sitzt auch jetzt nach ihrer Pensionierung hinter dem Schreibtisch, sie ist vor allem für die Ehrenamtlichen zuständig, kümmert sich aber um alles Mögliche. Aber da – hinter dem Schreibtisch – sitzt sie selten, weil sie viel im Haus und in der Kommune unterwegs ist. 240 Pflegebedürftige leben hier in dieser Einrichtung. Sie ist voller Empathie für die Menschen, für die sie verantwortlich ist. Aber sie engagiert sich außerdem noch im Ortsbeirat und im Seniorenbeirat der Kommune ... Voller Zorn ist sie über die – aus ihrer Sicht – wuchernde Bürokratie. Da braucht eine Frau, die allein lebt, einen Handgriff in ihrer Dusche. Die Krankenkasse lehnt die Bewilligung ab. Frau Müller-Flass erhebt Einspruch. Wer sollte es sonst tun? Die Betroffenen, Alte, Behinderte, Kranke können es oft selbst nicht. Was ist die Haupttätigkeit, die Frau Müller-Flass ausübt? Die Auseinandersetzung mit einer Bürokratie, die immer weniger funktioniert. Da sind junge Leute, die sich nicht mehr auskennen. Sie sitzt hinter ihrem Schreibtisch und fragt sich (beziehungsweise uns, ihre Gesprächspartner): »Was ist los mit den jungen Leuten?« Sie stellt jetzt auch Leute ein, die Schwierigkeiten mit dem Einstieg in das Berufsleben haben. Der Personalmangel zwingt sie dazu, neue Wege zu gehen. Auf ihrem Bildschirm ploppt gerade eine Anfrage aus der Mongolei auf, ob sie einen Job zu vergeben hätte ... Die Leute, die sich da reihenweise aus der Ferne bewerben, stellen sich eine quasi medizinische Tätigkeit wie im Krankenhaus vor, von Pflege wollen sie nichts wissen. Angesichts des Personalmangels nimmt Frau Müller-Flass nun zum Beispiel auch Menschen, die psychische Probleme gehabt haben. Das werden immer mehr. Aber es fehlt bei vielen das, was man früher *Pflichtgefühl* genannt hätte. Ihr Beispiel: Ein junger Mann, durchaus zufrieden mit seiner Tätigkeit in der AWO, bricht zu einem Hausbesuch auf. Er macht seine Sache wohl gut. Aber danach geht er erst mal nach Hause. Es verblüfft Frau Müller-Flass, dass er kurzerhand während des Dienstes eine Auszeit zu Hause nimmt. Er teilt das niemandem mit. Er versteht nicht, dass Frau Müller-Flass das nicht versteht. Und Frau Müller-Flass fragt darum: »Was ist los mit den jungen Leuten?«

Das sind zwei Szenen, die das Dienstleistungsdilemma offenlegen: die Empörung der Kita-Mitarbeiterin einerseits und die Empörung der Mitarbeiterin im Altenwohnheim andererseits. Es ist, als würde gerade von zwei Seiten eine Sturmflut über uns hereinbrechen. Von

der einen Seite kommt die Woge, die die gewohnte, zuverlässige Dienstleistungsgesellschaft unterspült, weil überall das Personal fehlt. Von der Bundeswehr bis zur Müllabfuhr klappt die Lücke. Und die Pensionierungswelle, die die Babyboomer jetzt auslösen, wird den Personalmangel noch einmal dramatisch zuspitzen. Von der anderen Seite bricht eine Sturmflut über uns hinein, die man als Motivationszusammenbruch bezeichnen könnte: Die Leute wollen und können nicht mehr weitermachen wie gewohnt. Es ist von allen Seiten zu hören: »Ich kann nicht mehr.« Und: »Ich will nicht mehr.« Kitamitarbeiter kollabieren ebenso wie Fernsehmoderatorinnen, Verwaltungsangestellte ebenso wie Shiatsu-Therapeutinnen. Das Gespräch über den Burnout, den jemand hat oder der sich ankündigt, droht zum letzten gemeinsamen Thema einer Gesellschaft zu werden, die im Panikzustand lebt.

Die doppelte Diagnose ist klar: Einerseits ist die Dienstleistungsgesellschaft dabei, wegen des Mangels an Geld und Personal zu kollabieren. Andererseits schmilzt die Motivation der Dienstleistenden, die nicht mehr das leisten können oder wollen, was ihnen abverlangt wird. Die Krise der Dienstleistungsgesellschaft ist deshalb eine, die sich gleichzeitig von außen und von innen ereignet. Sie explodiert und implodiert in einem Augenblick. Die gesellschaftliche Panikattacke ist insofern eine angemessene Reaktion. Die Anschlussfragen quellen aus dieser Krise wie aus einem Vulkan hervor: Was sind die Ursachen? Wie manifestiert sich die Krise? Was kann man tun? Wie soll es weitergehen? Das sind die Fragen, die nun auf der Tagesordnung stehen.

»Ich bin nicht krank,« sagt Greta F. zu mir, »ich geh nur nicht arbeiten.« Sie arbeitet in einem Hospiz und ihre Kräfte sind aufgebraucht. Sie erlebt den Arbeitsstress als gewalttätig. Sie will nicht mehr »leisten«. Torkelt die Disziplinalgesellschaft, die uns im Griff hatte, ihrem Ende entgegen? Schrumpft die Lebenskraft der Menschen, ebenso wie die Lebenskraft des Planeten zu schrumpfen scheint? Hat die Verwüstung des Planeten verwüstende Folgen in den Individuen? Oder ist dieser Satz: »Ich bin nicht krank, ich gehe nur nicht mehr arbeiten« – der zuckende Anfang einer Befreiung, die sich gerade zu rühren beginnt? Ist es vielleicht ganz anders: Ist der Zusammenbruch der Dienstleistungsgesellschaft gar nicht Ausdruck eines Versagens, sondern Folge eines beabsichtigten Ruins? Geht die Gesellschaft, die entschlossen und diszipliniert aus den Trümmern des untergegangenen Faschismus aufgebaut wurde, ihrem Ende entgegen, weil sie nicht mehr gebraucht wird? Unzufriedenheit und

³ Sheldon S. Wolin, *Umgekehrter Totalitarismus. Faktische Machtverhältnisse und ihre zerstörenden Auswirkungen auf unsere Demokratie* (Westend Verlag 2022), S. 24.

⁴ Ebd. S. 21.

⁵ Ebd. S. 27.

Ohnmachtserfahrungen kombinieren sich und führen zu den beunruhigenden Erfolgen rechtspopulistischer Parteien. Schlagen sich diese Erfahrungen vielleicht auch nieder in der dramatisch hohen Zahl von Nichtwählern? »Die überwältigende Asymmetrie zwischen der Macht der ökonomischen Eliten und dem Rest der Bevölkerung«³ könnte Wut auslösen, aber es sieht so aus, als wenn sich die Menschen einfach abwenden von einer demokratischen Inszenierung, in der sie selbst nicht vorkommen.

Vielleicht ziehen sich die Menschen zunehmend aus dem öffentlichen Leben zurück, weil die Ohnmachtserfahrungen so überwältigend sind, dass die Energie fehlt und die Lust vergangen ist? Und viele landen dann in frustrierenden Zweierbeziehungen, in nervigen Kleinfamilien oder in der narzisstischen Singleexistenz. »Exekutivapparate, Parteien, Parlamentsfraktionen, Medien und ökonomische Interessengruppen haben sich zu einer Organisationsform von Macht verschmolzen, die demokratischen Ideen zutiefst feindlich gegenüberstehen«⁴ Ist die Hoffnung auf eine aktiv-partizipatorische Demokratie so beschädigt, dass sich die Bürgerinnen und Bürger für das, was da passiert, nicht mehr interessieren? Dass sie sich stattdessen in das Privat-Lokale zurückziehen, keineswegs resignativ, sondern in der klaren Erkenntnis, dass es dort Aussicht dafür gibt, »dass man gemeinsam jene Kräfte kontrolliert, die das Leben und die Lebensbedingungen Anderer und der eigenen Person unmittelbar und maßgeblich beeinflussen«?⁵

Sandsäcke

Die Versuchung, bei einem Klagegesang zu bleiben, ist angesichts der von vielen empfundenen deprimierenden Lage groß. Es ist das Anliegen dieses Buches, immer wieder die andere Seite zum Leuchten zu bringen. Das, was gelingt, was trotz allem gelingt. Dies zum Beispiel:

Über der Einfahrt zu dem Fachwerkhaus in einem kleinen hessischen Dorf schwebt ein Balken. Wie oft ist wohl durch dieses Tor der Pferdewagen mit der Heuernte eingefahren worden? In den Balken ist das Jahr 1782 eingeschnitten und die Zahlen sind mit roter Farbe ausgemalt. So lange steht das Haus schon hier am Bach. Der schwillt plötzlich an, weil es seit Tagen regnet. Deutschland ist im Januar 2024 vielerorts überschwemmt. Kennt das alte Haus solche Überschwemmungen, bei denen der Bach unversehens zu einem reißenden Fluss anschwillt? Oder ist diese Wasserflut Folge des Klimawandels? Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall sind auch hier die Wiesen, in die sich das Wasser früher hinein ausbreiten konnte, geschrumpft oder

verschwunden. Es wird also gefährlich. Ich brauche Sandsäcke, um das Haus gegen die drohende Flut abzusichern. So fahre ich zum Gebäude der Freiwilligen Feuerwehr, die am Dorfeingang ihr neugebautes Gebäude hat. Ich klinge an der Pforte, aber da ist niemand. Es ist eben eine Freiwillige Feuerwehr, die Leute verlassen ihren Arbeitsplatz oder ihr Bett und kommen, wenn Not herrscht, wenn sie gerufen werden. Aber ich habe eine Telefonnummer. Ich rufe also den Gemeindebrandinspektor an. Da meldet sich niemand. Darum rufe ich den stellvertretenden Gemeindebrandinspektor an. Seine Frau ist am Telefon und sie gibt mir die Handynummer ihres Mannes. Er meldet sich sofort. Ich frage ihn nach Sandsäcken. Er verspricht, sogleich zurückzurufen. Das geschieht auch. Und er fragt mich, ob ich kurzfristig, das heißt: jetzt, zum Gebäude der Freiwilligen Feuerwehr kommen kann – er mache sich von seinem Arbeitsplatz auf den Weg. Das kann ich. Die Schranke öffnet sich, er steht im schon hochgezogenen Tor der Feuerwehr. Wieviel Sandsäcke ich denn brauche? Fünfzehn. Er kennt das alte Fachwerkhaus, er weiß, dass es an exponierter Stelle, nahe dem Bach, steht. Er hilft mir, die Sandsäcke in den Kofferraum meines kleinen Autos zu heben, das bei dieser Last in die Knie geht. »Nehmen Sie doch den Rest auch!« Ich weiß: Der Nachbar wird sich freuen. Acht Säcke kommen noch obendrauf. Ich biete eine Spende für die Freiwillige Feuerwehr an. »Das freut uns. Der Kassenwart wohnt bei Ihnen im Haus nebenan.« Vorsichtig fahre ich das schwer beladene Auto die kurze Strecke zum Haus zurück. Gerettet.

Es ist ein schönes Erlebnis: eine nachbarschaftliche, schnelle, unbezahlte Dienstleistung. Die klappt noch. Auch wenn die Klage der Freiwilligen Feuerwehr über Nachwuchsprobleme unüberhörbar ist. Es ist eine persönliche Begegnung, sie ist nicht über eine automatisierte Hotline mühsam errungen. Dieses Sandsackerlebnis: Ist das ein Blick in vergangene paradiesische Zeiten? Die Freiwillige Feuerwehr ragt in die Gegenwart wie ein Fossil aus Zeiten, in denen Dienstleistungen einen lokalen Geschmack hatten, in denen man Menschen aus Fleisch und Blut fragen konnte, antraf und sprechen konnte – den Schuster, den Bäcker, den Klempner, den Dachdecker, den Elektriker ... Das ist vorbei. Dienstleistungen, das ist die Grunderfahrung in der Gegenwart, Dienstleistungen sind schwer zu bekommen. Die Hürden sind hoch, sie kosten Geld und dennoch funktioniert's oft nicht. In der Kleinstadt kaufe ich Brötchen, und die Frau mit der Plastikhaube auf den Haaren sagt: »Wir sind die letzte Bäckerei im Ort.« Ich nehme mir vor, nur noch hier meine Brötchen zu holen.

Tragödien sind unvermeidbar

»Wer die Welt verändern will, muss sich Zumutungen stellen.« Das sagt die Philosophin Martha Nussbaum.⁶ Ganz in diesem Sinne haben David Graeber und David Wengrow versucht, die Geschichte der Menschheit neu zu schreiben: Es gehe darum – so die beiden – sich dem drohenden Kollaps der Welt durch eine zukunfts zugewandte Neubetrachtung der Narrative entgegenzustellen. Die Triebfeder der Menschheitsgeschichte – so sagen sie – sei keineswegs der Kampf um gleichberechtigten Zugang zu materiellen Ressourcen (Land, Kalorien, Produktionsmittel), sondern die Frage, »ob wir alle die gleiche Möglichkeit haben, an Entscheidungen mitzuwirken, die unser Zusammenleben betreffen«.⁷ Wenn das richtig ist, dann ist die Dienstleistungsgesellschaft ein Fehlweg, und wir müssen über eine Richtungsänderung dringend nachdenken. Anders gesagt: Je mehr sich Dienstleistungen aus dem personenbezogenen Kontext lösen und zu technophil geprägten Waren werden, desto deutlicher wird, dass sie eine Beglückungsmaschinerie zu sein vorgeben, die sie in Wirklichkeit nicht sind. Aus dem Inneren der Dienstleistungspakete hört man das Klopfen des Größenwahns, der Gier, der Lüge, des Neids und der Gewalt, ein Klopfen, das nicht zum Schweigen zu bringen ist.

Darf man Angst haben vor dem Kollaps der Dienstleistungen?

Wenn wir es wagen wollten, uns aus dem »Watteknast« der Dienstleistungsgesellschaft zu befreien, dann sind wir mit unseren Ängsten konfrontiert. Man kann die Dienstleistungsgesellschaft auch lesen als einen großangelegten Versuch, die Angst vor den Unsicherheiten, denen wir als Lebewesen ausgeliefert sind, zum Schweigen zu bringen. Sie trainiert uns die Angst ab, sie nimmt ihr die Sprache, sie betäubt sie und schafft sie aus der Welt. Wenn wir uns aus dem Korsett der Dienstleistungszwangsgesellschaft befreien, dann kommt die Angst und zugleich können wir begreifen, dass wir auf unserem Recht auf Angst bestehen müssen. Es gibt eine Angst, die überhaupt erst die Türen zur Freiheit sichtbar macht. »Der Anspruch darauf, in dieser Angst bestehen zu dürfen, ist im Menschenrecht verankert.«⁸

Haben wir es nicht alle gelernt, in einer Art »Warenangst« zu leben? Wir versichern uns gegen alle denkbaren Risiken, wir sind abhängig von der Belieferung mit Waren, mit Dienstleistungen, mit Sicherheitspolizen. Eben das heißt aber, dass unsere Ängste verwaltet werden. »Die Warenangst drängt die sorgende und wagende Lebensangst aus dem Bereich der Öffentlichkeit. Die Angst, nicht beliefert, beschützt zu werden, monopolisiert den Spielraum der Angst.«⁹

⁶ Zit. bei Sybille Meier, »Nachwort«, in: Roland Schimmelpfennig, *Anthropolis. Ungeheuer. Stadt. Theben* (S. Fischer 2023), S. 489.

⁷ David Graeber und David Wengrow, *Anfänge. Eine neue Geschichte der Menschheit* (Klett-Cotta, 2022), S. 21.

⁸ Ich folge hier einem Aufsatz »Vom Recht auf Angst«, den Ivan Illich am 16. November 1977 in Graz bei Amnesty International gehalten hat (Manuskript 1977).

⁹ Ebd. S. 6.

*Vielleicht geht es jetzt nicht so sehr um Antworten,
sondern um Schweigen, um Fragen, um Gelassenheit.*

Ivan Illich erzählt von seinen mexikanischen Nachbarn, die noch keine Angst haben, nicht rechtzeitig in die Klinik zu kommen oder aus der Schule geworfen zu werden oder ihre Anstellung zu verlieren oder arztlos zu sterben. Warum? Weil sie den Gynäkologen nicht brauchen, denn sie können gebären. Das Schulzeugnis hat im Dorf keinen Wert, deswegen ist die Schule nicht so wichtig, wie sie bei uns inzwischen ist. Und sie ernähren sich aus dem selbst Angebauten. Natürlich schwindet diese Welt mit großer Geschwindigkeit, aber es ist wichtig, sie in Erinnerung zu behalten. Bei industrialisierten Menschen überschattet die Angst um die Bedrohung des Verbrauchs alles. In diesem mexikanischen Dorf gründen die Menschen ihr Leben auf das, was sie selber schaffen und nicht auf das, was für sie angeschafft wird (Illich). »Organisierte Sozialbereiche und Leidensverwalter« versorgen im Industriesystem mit Dienstleistungen und sie ersetzen das, was einmal als Geborgenheit empfunden wurde. Aber alle diese Versicherungspakete, die die Dienstleistungsgesellschaft verteilt und zur Verfügung stellt, können doch nicht verhindern, dass sich die alten Ängste Gehör verschaffen: die Angst vor Einsamkeit, die Angst vor der Schwermut (die wir »Depression« nennen), die Angst vor dem Verlust des Verstandes, die wir »Demenz« nennen oder die Angst vor dem Tod. Es geht darum, den Mut zu haben, mit den nicht versicherbaren und verwaltbaren Ängsten zu leben. Das ist eine ungeheuer schwierige Aufgabe, die uns aus den Lücken, die die Dienstleistungsperfektion doch immer wieder lässt, anschaut. Und lockt. Und befreit. Die Frage nach den Dienstleistungen und ihren Krisen kommt so locker daher. In Wirklichkeit bringt sie das zentrale Thema auf den Tisch: Die Frage, ob wir unser Leben verspielen oder es zu leben wagen.

/

Die Geschichte des *Homo sapiens* ist eigentlich vor allem eine Geschichte vor, neben und ohne die Gegenwart von Dienstleistungen. Man kann sagen: Die Idee, dass sich Menschen mit *services* ausstatten und bedienen lassen, ist ein später Gedanke, der vielleicht erst in dem Augenblick auftaucht, in dem der Mensch begonnen hat, seine letzten

¹⁰ Max-Planck-Gesellschaft, »Der Homo sapiens ist älter als gedacht«, 7. Juni 2017, mpg.de/11322546/homo-sapiens-ist-aelter-als-gedacht

¹¹ Ursula K. Le Guin, *Am Anfang war der Beutel. Warum uns Fortschritts-Utopien an den Rand des Abgrunds führten und wie Denken in Rundungen die Grundlage für gutes Leben schafft*, deutsch von Matthias Fersterer (thinkOya 2020), S. 37.

¹² Anna Lowenhaupt Tsing, *Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus*, deutsch von Dirk Höfer (Matthes & Seitz 2018), S. 39.

¹³ Rowena Mason and Patrick Butler, »Sunak to cite Britain's ›sicknote culture‹ in bid to overhaul fit note system, in: *The Guardian*, 19. April 2024, theguardian.com

Atemzüge zu tun. Der *Homo sapiens* ist vor etwa 300 000 Jahren in Afrika in Erscheinung getreten, die ersten Steinwerkzeuge, Faustkeile vor allem, stammen aus dieser Zeit.¹⁰ Im Flusstal der Ardèche findet sich die Chauvet-Höhle, die 1994 entdeckt wurde. Dort wurden betörend schöne Felszeichnungen, die mehr als 30 000 Jahre alt sind, sichtbar. Ein Gedankenexperiment: Würde man die Geschichte der menschlichen Kultur in eine 12-Stundenuhr eintragen, dann würde sich die Ära der Dienstleistungen – angesichts der 300 000 Jahre menschlichen Lebens – erst in den letzten Sekunden dieser Kultur-uhr zeigen. Wir können uns eine Welt ohne Dienstleistungen nicht vorstellen. Das indessen ist ein radikal verengter Blickwinkel. Mehr als 99 Prozent der Zeit, in der es den Menschen gibt, ist eine Zeit ohne die Existenz und die Inanspruchnahme von Dienstleistungen.

»Ich schlage also kein zurück in die Steinzeit vor. Mein Anliegen ist weder reaktionär noch konservativ, sondern schlicht subversiv. Es scheint als sei die utopische Phantasie ebenso wie der Kapitalismus, die Industriemoderne und die Weltbevölkerung in einer Einbahn-zukunft gefangen, in der es nichts als Wachstum gibt. Alles, was ich herauszufinden versuche, ist, wie ich eine Kuh auf die Gleise schieben kann.« Das schreibt die kalifornische Science-Fiction-Autorin Ursula K. Le Guin.¹¹

Vorindustrielle Lebensweisen sind die vorherrschende Existenzform auf dem Planeten, sie werden übersehen, weil sie nicht zum Fortschritt beitragen. Wenn aber nun dieser Fortschritt das Verhängnis ist? »Gebannt von der zunehmenden Dominanz bestimmter Lebensweisen über andere, vergaßen die Wissenschaftler zu fragen, was sonst noch vor sich geht. Jetzt, da die Fortschrittserzählungen an Wirkung verlieren, wird es möglich, die Dinge aus einer anderen Perspektive zu betrachten.«¹²

Die Krise der Dienstleistungsgesellschaft ist kein Versehen. Sie hat ihre Ursachen in politischem Desinteresse, in der Weise, wie ökonomische Schwerpunkte gesetzt werden, in der mangelnden Bereitschaft, unliebsame Entscheidungen zu treffen und den Interessen der ökonomischen Eliten zu widersprechen. Was aber spürbar wird, das ist ein zunehmend kalter Wind, der den Schwachen dieser Gesellschaft ins Gesicht weht. Im Mai 2024 beschwerte sich der damalige britische Premier Rishi Sunak über die *sicknote culture* (Kultur der Krankschreibung) in Großbritannien.¹³ Aus seiner Sicht werden vor allem psychisch Kranke zu schnell und zu oft krankgeschrieben und

bekommen dann Unterstützungsgelder. Im Grunde verdächtigt er Menschen mit Behinderung, auf Kosten des Staates zu faulenzen. Die Frage, was die Ursachen psychischer Erkrankungen sind, wird selbstverständlich nicht gestellt.

Jetzt sind wir selbst gefragt

Was jetzt dran ist, das liegt auf der Hand. Wenn die Dienstleister uns mehr und mehr im Stich lassen, dann müssen wir entdecken und realisieren, *was wir selbst können*. Neue Formen der Gemeinschaft, besonders neue Formen gemeinschaftlichen Wohnens und Wirtschaftens, neue Formen der Bildung und der Heilung sind gefragt. Manchmal könnte man den Eindruck haben, dass Regierende in panischer Angst vor einer solchen Selbsttätigkeit der Bürgerinnen und Bürger leben. Und geht die Krise der Dienstleistungen nicht einher mit einer wachsenden Kontrollwut? Der von einem Bündnis aus Gesundheitsminister und Teilen der Ärzteschaft vorgetragene Sturm auf die Homöopathie, »den Laien« Heilung aus eigener Hand ermöglicht, ist ein solches Beispiel. Dass wir das tun, was wir selbst können, das wird nicht gern gesehen, das wird sogar verhindert und diejenigen, die an Alternativen interessiert sind, stoßen auf Kontroll- und Verhinderungsversuche aller Art.

Viele Versuche solcher Neuanfänge scheitern, aber es gibt auch solche, die gelingen. Solawi, solidarische Landwirtschaft, ist an vielen Orten entstanden. In der solidarischen Landwirtschaft tragen mehrere private Haushalte die Kosten eines landwirtschaftlichen Betriebs. Dafür erhalten sie im Gegenzug dessen Ernteertrag. Diese nichtindustrielle, marktunabhängige Landwirtschaft verbindet Menschen, die sich so ein Stück weit von Supermärkten unabhängig machen. An anderen Orten wird der Frage nachgegangen, wie gemeinschaftliches Leben möglich ist, wenn Menschen mit Behinderung, mit Krankheiten und alte Menschen dabei sind. »Für wen sind wir offen? Wer kann hier mitwohnen und wer nicht?« Die Gruppe »Kollektiv, Care!« trifft sich regelmäßig, um diese Fragen praktisch zu diskutieren: »Wo beginnt und wo endet die zwischenmenschliche Solidarität? Wie viel Sorge- und Pflegearbeit kann eine Gemeinschaft leisten und wo sind die Grenzen? Wer füllt die entstehenden Lücken?«¹⁴ Die Krise der Dienstleistungsgesellschaft trifft die Schwachen dieser Gesellschaft zuerst und am heftigsten. Die Pflegekrise hat sich längst zu einer Katastrophe ausgewachsen. Immer mehr Pflegeeinrichtungen werden inzwischen entweder geschlossen oder von Investoren gekauft, die daraus Renditeobjekte machen. 2023 gingen 2000 vollstationäre Plätze

¹⁴ Erik Hofedank, »Die fürsorgende Zwiebel. Wie kann es gelingen, gemeinschaftlich gut füreinander zu sorgen, auch bei Behinderung, Krankheit und im Alter?«, in: *Oya-Almanach 2024*, S. 105 ff.

¹⁵ Reimer Gronemeyer und Oliver Schultz, *Die Rettung der Pflege. Wie wir Care-Arbeit neu denken und zur sorgenden Gesellschaft werden* (Kösel 2023).

¹⁶ guernicamag.com/hugo-blanco-future-indigenous-climate-change/

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Siehe den Beitrag »Das Große Scheitern« von Hildegard Kurt in diesem Almanach auf S. 226.

in der Heimpflege verloren, 300 Pflegedienste und 125 Tagespflegeeinrichtungen beendeten ihre Tätigkeit.¹⁵

»The future is indigenous«¹⁶

Sollen wir das so übersetzen: »Die Zukunft ist einheimisch?« Vielleicht besser: »Die Zukunft liegt bei denen, die ihre lokale Kultur noch nicht gänzlich verloren haben.« Hören wir auf einen alten Mann. Er ist 83 Jahre alt, er heißt Hugo Blanco und seine Muttersprache ist Quechua. Er ist in Peru geboren. Er ist sein Leben lang ein Aktivist, heute engagiert er sich vor allem im Blick auf die Umweltkrise und im Blick auf den Griff privater Konzerne nach dem Land der indigenen Bevölkerung. Und seine Überzeugung fasst er in die Worte: »The future is indigenous.«¹⁷ »Ich habe immer für soziale Gerechtigkeit gekämpft«, sagt er. Heute sieht er das Überleben des Menschen in Gefahr. »Noch ein Jahrhundert Herrschaft transnationaler Konzerne und die Spezies Mensch wird ausgelöscht sein. Die Konzerne haben nur ein Ziel: In so kurzer Zeit wie möglich so viel Geld zu machen wie möglich. Regierungen haben vor diesen Mächten kapituliert.« Widerstand gibt es bei indigenen Gruppen. Die Quechualeute sprechen von Pachamama, von Mutter Natur. Ob in Ozeanien, in Afrika oder in Asien, es sind die indigenen Menschen, die die Natur lieben, die die Solidarität und das Kollektiv mehr lieben als individuelle Orientierungen. Er erzählt von einer Marktfrau in Cusco, die kleine Berge von Pilzen vor sich aufgehäuft hatte. Hugo bietet ihr an, alle Pilze zu kaufen. Die Marktfrau sagt: »Nein, wenn ich dir alle verkaufe, was soll ich dann den anderen Leuten verkaufen?« Es geht heute um die Macht von unten. Sie muss die Gesellschaft neu erfinden und organisieren. Bei den Quechua wie bei den Sachsen, den Bayern oder den Hessen. Hugo Blanco spricht von Beispielen aus Indien und Neuseeland, wo Flüssen Persönlichkeitsrechte zugesprochen worden sind.¹⁸

Was ist zu tun in dieser verfahrenen, Lage, die uns mutlos macht? Vielleicht geht es jetzt nicht so sehr um Antworten, sondern um Schweigen, um Fragen, um Gelassenheit.

Es finge damit an, dass wir begreifen, wie rettungs- und hoffnungslos wir kulturell verarmt sind. Welche kulturelle Vielfalt haben wir hinter uns gelassen und ausgelöscht! Wie viele dörfliche Dialekte verschwinden! Wie reich und vielfältig war die religiöse Landschaft, aus der wir kommen! Wie unterschiedlich waren die Weisen, mit dem Ende des Lebens umzugehen – jedes Dorf hatte seine eigenen Sterberiten! Wie viele Vogelarten gab es im Garten! Wie viele unterschiedliche Apfelsorten oder Tomatensamen!

Wie wichtig es ist, gemeinsam zu träumen

Wir werden die Zeit, in der alles um Umverteilung schädlicher und paralyisierender Waren ging, beenden. Jene Waren, die uns Ingenieure, Therapeuten, Bildungsexperten, Gesundheitsfachleute oder Manager angeboten haben, sind so knapp geworden, dass wir zu begreifen beginnen: Damit ist jetzt Schluss. Und darin liegt eine große Befreiungschance: Wenn wir uns nicht mehr auf die von Experten verwalteten und knappen Dienstleitungen verlassen können, tritt eine neue Tugend in unser Leben und gewinnt an Kraft: der Zweifel. Die Erneuerung der Gesellschaft muss vom Zweifel ausgehen. Das Kompetenzzentrum der neuen Gemeinschaft, in der wir eine Überlebenschance haben, ist das zweifelnde Individuum, das begonnen hat, sich von entmündigender Expertenherrschaft zu befreien. Ein gutes Leben wird in Zukunft mit der Flucht aus einer Wohlfahrtsgesellschaft beginnen, die sich ausschließlich auf professionelle und bezahlte Dienstleistungen stützt. Wir werden entdecken, was wir alles selbst können. Am Horizont einer Politik, die sich in der Nörgelei von Wohlfahrtsempfängern erschöpft, wird das Morgenrot einer neuen Gesellschaft sichtbar, die sich in Selbstbegrenzung, in einer befreienden Bescheidenheit und einem »Nein danke!« gegenüber den Zumutungen einer Gesellschaft formuliert, deren Gaben sich in unbezahlbaren Dienstleistungen erschöpfen, die zudem noch nicht mal mehr zur Verfügung stehen. »Der wichtigste Dienst, den wir der Welt und den anderen erweisen können, ist die Konversion des eigenen Herzens« – hat Ivan Illich gesagt.¹⁹ Nicht mehr und nicht weniger steht auf der Tagesordnung einer neuen Gesellschaft, die der Dienstleistungsgesellschaft folgen muss und wird.

¹⁹ David Cayley, *Ivan Illich in Conversation* (Anansi Press 1992), S. 213.

Dies war ein Auszug aus Reimer Gronemeyers Buch *Nichts funktioniert mehr. Welche Chance! Weitere Orientierung auf dem Weg zur »Caring Society«* findet sich etwa bei Ina Praetorius und Uta Meier-Gräwe, *Um-Care. Wie Sorgearbeit die Wirtschaft revolutioniert* (Patmos 2023) oder Reimer Gronemeyer, *Die Abgelehnten. Warum Altersdiskriminierung unserer Gesellschaft schadet* (Droemer 2025).

Weihnachtsplätzchen backen

An diesem Feiertag – am Mittwoch vor dem Totensonntag – haben meine Oma und ich früher immer Weihnachtsplätzchen gebacken. Von ihr habe ich alles darüber gelernt. Bis heute bin ich eine leidenschaftliche Plätzchenbäckerin.

Mit 15 oder 16 Jahren wurde ich von der Mit- zur Hauptbäckerin. Daran konnte ich zum ersten Mal bewusst erfahren, wie es sich anfühlt, wenn ein Mensch alt wird und die Rollen sich vertauschen. Plötzlich war meine Oma die Mitbackende. Meine Mutter war erleichtert: Sie hatte nie gern gebacken. Erst aß sie die Plätzchen meiner Oma und nun eben meine. Seitdem gab es nur ein oder zwei Jahre, in denen ich in der Vorweihnachtszeit nicht gebacken habe.

Ich bin bekannt dafür, die Plätzchen streng zu hüten. Sie kommen in Blechdosen, so wie ich das von meiner Oma gelernt habe. Meine Oma wohnte in einem Wohnblock aus den 1950er Jahren mit winzigen Wohnungen, zu denen je ein abschließbarer Bretterverschlag auf dem Dachboden gehörte. Nach dem Backen gingen wir dort hinauf, um die Blechdosen mit ihrer kostbaren Füllung einzulagern. Zweimal vor Heiligabend durfte davon gegessen werden: zu den Geburtstagen meiner Oma und meiner Mutter, die beide im Dezember liegen. Verglichen damit bin ich gar nicht streng und gebe immer wieder Plätzchen aus. Das habe ich von Anette gelernt, einer mütterlichen Freundin aus meiner Teenagerzeit. Bei ihr gab es im Advent immer nachmittags ein »Dämmerstündchen« mit Plätzchenteller und vorgelesener Geschichte. Das war so gemütlich!

Jedes Jahr kann sich Neues nahtlos in die Tradition einfügen, so wie das lose Mehl am Teig kleben bleibt, bis er fertig ist. Seit Jahren backe ich etwa »Johannas Zimtsterne«, meiner Tochter zufolge »die besten Zimtsterne der Welt«. Das Rezept ist von meiner früheren Mitbewohnerin. Es steht in dem leinengebundenen Backbuch, das ich nach der Wohnungsauflösung von meiner Oma übernahm. Es stammt von meiner Uroma, die ich nie kennengelernt habe. Dieses Buch verbindet uns alle: meine Uroma, meine Oma, meine Mutter (die als Kind Rezepte hineinschrieb) und mich. Erst in meinen Dreißigern habe ich es gewagt, selbst ins Backbuch – und dadurch auch mich in die Familiengeschichte – hineinzuschreiben. Ausgerollt wird der Teig auf dem alten Backbrett meiner Großmutter väterlicherseits. So bin ich beim Plätzchenbacken auch mit dieser Linie verbunden. Es gibt nur wenige Tätigkeiten, bei denen ich so im Einklang mit mir selbst, mit meinen Ahninnen und mit der Welt bin.

Aber was wäre eine Bäckerin ohne die Essenden? Familie ist, wer meine Plätzchen isst. Ich liebe es, sie zu verschenken und mich so mit meinen Lieben zu verbinden. Meine Tochter findet Plätzchenbacken total langweilig. Wer weiß, vielleicht werde ich meine Rezepte einst nicht an sie, sondern an mein Enkelkind oder an ein anderes Kind aus meiner Wahlverwandtschaft weitergeben? Das spielt keine Rolle, wichtig ist die Verbindung. *Andrea Vetter*

WEIHNACHTEN 1948
Lena Heider

Heute ist ein wunderschöner Tag,
wobei das ganz wunderbar
für uns ist, an dem
wir zusammen
sind.

Das ist das Beste,
was es gibt.



Gleich brennt's!

Diese zündende Idee kann Freude, Schönheit und Wärme in der Welt mehrren und Abfall vermindern – zumindest in ofenbeheizten Räumen.

von Muerbe u. Droege

Seit einigen Jahren machen wir unsere Ofenanzünder selbst aus alten Eierkartons, Holz- und Wachsresten. Pro Woche und Ofen verbrauchen wir in der Winterzeit ein bis zwei Eierkartons.



MUERBE U. DROEGE

Für das Wachs verwenden wir alte Kerzenstummel, die wir das ganze Jahr über sammeln. Wir brauchen nämlich ziemlich viele davon! Drei dicke Stummel ergeben etwa drei 10er-Eierkartons. Wer bunte Wachsreste hat, kann verschiedenfarbige Anzünder gestalten – sie bekommen dann jeweils den Ton des Waxes. Der lässt sich gut mit verschiedenfarbigen Eierkartons kombinieren und sieht dann hübsch und possierlich aus.



Neben Wachs brauchen wir auch Holzreste, die wir in einem Eimer sammeln. Wir heben immer die Späne auf, die von den Pressbriketts, mit denen wir heizen, abfallen. Hobelspäne funktionieren auch super. Im Grunde kann jedes trockene hölzerne Material genutzt werden. Nur zu feiner Holzstaub eignet sich nicht gut. Manchmal bröseln wir auch auf dem Ofen getrocknete Orangenschalen mit hinein, die machen dann lustige kleine Blitze, wenn sie im Ofen brennen.

Das sind die Eierkartons, gefüllt mit Holzspänen. Es ist wichtig, das Holz gleichmäßig einzufüllen und zu verteilen. Die Kartons sollten nicht zu voll und eben befüllt sein, denn an kleinen Hügeln läuft das Wachs unregelmäßig ab. Es hat sich bewährt, die Kartons auf eine Unterlage zu stellen, weil beim Gießen leicht etwas daneben geht. Wir nutzen dafür die aufgeschnittenen Plastikfolien unserer Pressbriketts. So findet alles eine zweite Verwendung!



Die Kerzenstummel werden in einem Topf geschmolzen. Wir tun das direkt auf unserem Ofen. Dabei ist es sinnvoll, Alufolie oder Backpapier unterzulegen, weil die verbrennenden Wachstropfen ansonsten giftige Paraffinrückstände abgeben. Es ist wichtig, in einem gut belüfteten Raum oder einer Außenküche zu arbeiten. Es empfiehlt sich, einen kleinen Lappen zur Hand zu haben, mit dem der Topf abgewischt werden kann. Das Wachs schmelzen lassen, bis es richtig heiß und durchsichtig ist. Dann in einem dünnen Strahl vorsichtig in die vorbereiteten Eierkartons gießen. Nun schäumt es kurz auf, weil die Restfeuchtigkeit aus dem Holz entweicht. Danach abkühlen und aushärten lassen.



Fertig!

Vom Großen Scheitern

Allerorts entstehen Studiengänge für Transformation, nicht aber für das Scheitern der europatriarchalischen Zivilisation, das wir gegenwärtig überall erleben. Warum ist das so? Und woraus speist sich verbundenes Sein? Erkundung am Epochenrand.

von Hildegard Kurt

Immer wieder, quer durch die Zeiten und Kulturen, haben Menschen ihre Gegenwart als einen Epochenrand wahrgenommen. Zu den Auslösern in früheren Jahrhunderten zählen die Eroberung Konstantinopels, für die Kolonisierten aller Kontinente die Ankunft der Kolonisatoren, die Französische Revolution, die Russische Revolution, die beiden Weltkriege und vieles mehr. Das Spezifische an der nun eingetretenen Lage dürfte sein: Der gegenwärtige Epochenrand ist in keiner Weise mehr regional eingrenzbar, sondern planetar. Die Spezies Mensch ist an den bio-physischen Belastungsgrenzen des Planeten angelangt. Das ist menschheitsgeschichtlich beispiellos.

Und verstörend klein das verbleibende Zeitfenster für den notwendigen Wandel. Um Kipppunkte mit unabsehbaren Folgen zu vermeiden, muss, so die Erdsystemwissenschaften, eine globale Umkehr aktuell vorherrschender Trends in aberwitzig kurzer Zeit, den nächsten Jahrzehnten erfolgen. Das erscheint schier aussichtslos. Welch kapitaless Scheitern: mehr als das Scheitern einer Zivilisation. Erdgeschichtlich gesehen das Scheitern einer Spezies.

Und es bewegt sie doch

Um das Epochale unserer Gegenwartslage zu verdeutlichen, fand der unlängst verstorbene Philosoph Bruno Latour¹ (1947–2022) dieses Bild: Die Weltordnung der Moderne ließ sich betrachten als ein variantenreiches, doch in der Grundstruktur unverwechselbares Bühnendrama mit zielgerichteter Handlung und klar verteilten Rollen. Nun aber geschieht etwas Unerhörtes: Auf einmal fängt das, was man bislang für die Kulisse gehalten hatte, an, mitzuspielen. Was als passiv, als

¹ Bruno Latour, *Das terrestrische Manifest*, deutsch von Bernd Schwibs (Suhrkamp 2018).

Ding galt, mischt sich in das Stück ein!² Mit Phänomenen wie zunehmenden Extremwetterereignissen, dem Schmelzen der Eisschilde an den Polkappen oder dem Auftauen von Permafrostböden tritt eine Macht auf die Bühne, mit der niemand wirklich gerechnet hatte – und weit und breit keine Instanz, die diesen neuen, verstörenden, bedrohlichen Akteur bändigen, unter Kontrolle bringen könnte.

Tatsächlich dürfte das die Signatur des Epochenrands sein: Was die Moderne als Rohstoff und Ressource verbraucht, vermarktet, vernutzt, verramscht, hat begonnen, die Aktivitäten des Menschen zu durchkreuzen. Die Tiefenzeit (die Erdgeschichte) und die Menschenzeit – zwei inkompatible Zeitdimensionen – kollidieren.³ Das, mit Latour gesprochen, »Terrestrische« wird zu einem historischen Subjekt – und einem politischen Handlungsträger. Es tritt dem Weltkapitalismus als »Neues Klimaregime« entgegen, mit dem die Regierenden sich auseinanderzusetzen haben. Latour spannt einen Bogen zu Galileo Galilei, einem der Gründungsväter moderner Naturwissenschaft: Aus dessen Befund, »und sie bewegt sich doch«, nämlich die Erde um die Sonne, werde heute: »Und es bewegt sie doch« – die Machenschaften des Menschen die Erde.

Der Kaiser ist nackt

Mit all dem implodiert, wie der brasilianische Anthropologe Eduardo Viveiros de Castro⁴ feststellt, die faszinierende Kosmologie der Moderne vor aller Augen. Bekommen treten wir »europatriarchalisch« (Minna Salami) sozialisierten Menschen über den Rand dieser nach wie vor immens machtvollen Weltsicht und betrachten sie von außen. So etwas erlebt nicht jede Generation. Wie jenes Kind aus dem Märchen »Des Kaisers neue Kleider« stehen wir allerorts da und sagen laut: »Aber er hat ja gar nichts an!« Hier ist es, das »dynamischste und aggressivste System der Weltgeschichte« (Fabian Scheidler). Völlig offenkundig jetzt, wie die Raubzüge des Kapitalismus oder Kolonialismus aus Grundannahmen abendländischen Denkens hervorgehen, die von Anfang an irrig gewesen sind – und daher auf fatale, inzwischen selbst für den Westen lebensbedrohliche Weise in die Irre geführt haben. Die Vorstellung etwa, alle Lebensvollzüge unter Kontrolle bringen und totale Berechenbarkeit, Planbarkeit herstellen zu können, entpuppt sich als blanke Illusion – nun, da im »Erdzeitalter des Menschen« es den sich an den Hebeln wägnenden Menschen dämmert, dass das lebende System Erde in völliger Unkontrollierbarkeit in die Sphären der Politik, der Wirtschaft, des Sozialen einbricht. Die verabsolutierte Ratio erweist sich als Irrationalität.

² In der Strömung des Neuen Materialismus, vertreten etwa von Karen Barad, Donna Haraway oder Báýò Akómoláfé, wird Handlungsmacht (*agency*) nicht nur weißen westlichen Menschen – sprich: Männern –, sondern allen und allem zuerkannt; siehe etwa Báýò Akómoláfé, »Esst mich«, in: *Oya-Almanach 2024*, S. 42 ff.

³ Zur Unterscheidung zwischen »historischer Zeit« und »Tiefenzeit« siehe auch Dipesh Chakrabarty, *Das Klima der Geschichte im planetarischen Zeitalter*, deutsch von Christine Pries (Suhrkamp 2022).

⁴ Eduardo Viveiros de Castro und Deborah Danowski, *In welcher Welt leben? Ein Versuch über die Angst vor dem Ende*, deutsch von Ulrich van Løyen und Clemens van Løyen (Matthes & Seitz 2019).

Und eine weitere Grundannahme abendländischen Denkens wird im Großen Scheitern ad absurdum geführt: das linear quantitative Verständnis von Fortschritt und Entwicklung – mit dem Dogma vom unendlichen Wirtschaftswachstum, vom »Schneller, Höher, Weiter, Mehr« als oberster, augenfälligster Schicht. Unfassbar, wie selbst jetzt, mit ökologischen Abgründen in Sichtweite, das business as usual einfach weitergeht. Gänzlich ungebrochen die brutale, zutiefst unverantwortliche Dynamik des Weltkapitalismus. Kein Ende der Ethnozide und Ökozide. Kein Ende der Profitmaximierung. Kein Ende der Wut, des Widerstands. Kein Ende der Verzweiflung, der Scham.

Metanoia

Nach draußen gehen. An einen Ort, wo es gute, lebendige Erde gibt. Sich hinknien. Die Stirn auf die Erde legen. Die Wärme, die Kühle der Erde spüren. Ihren Duft atmen. Sich öffnen für das, was sie einem entgegenbringt. Riecht so Güte? Staunen. Im Spüren verharren.

Metanoia nenne ich diese Praxis. Das Wort ist griechisch, es bedeutet »Umdenken«, »Gewinnung einer neuen Weltsicht«, »Änderung der eigenen Lebensauffassung«.

Scheitern schmerzt. Und es macht wirklicher. Jede Ent-täuschung befreit von einer Täuschung. Scheitern fordert zum Innehalten auf. Lädt ein, bewusst zu werden, bewusst zu sein. Nicht mehr tragfähige Annahmen, Vorstellungen, Glaubenssätze loszulassen. Das verdient Wertschätzung. Scheitern macht demütig. Demut tut gut.

Allerorts sprießen Lehrstühle und Studiengänge für Transformation aus dem Boden. Doch wo gibt es einen Lehrstuhl für das Große Scheitern? Wie aber kann wesentlich Neues entstehen, wenn man nicht bewusst durch den Nullpunkt geht?

Und warum fühlt sich die Auseinandersetzung mit dem Scheitern einer mechanistischen Kosmologie so anders an als etwa die Kritik am Kapitalismus oder an den herrschenden Machtverhältnissen? Was sind das für innere Hürden, Widerstände? Woher die Mühe, hier durchzudringen, etwas zu erkennen, zu sehen? Vielleicht, weil die Auseinandersetzung damit nie eine nur intellektuelle ist, sondern unter die Haut geht, in ein existenzielles Wagnis führt. Ähnlich wie in der Begegnung mit Trauma schwindet die Distanz: Wer bin ich, wo bin ich, wenn sich zeigt, dass das, was ich für mein ureigenes Weltwahrnehmen halte oder hielt, aus zutiefst verhängnisvollen kulturellen Prägungen hervorgeht? Was bleibt dann von mir?

Nach draußen gehen. An einen Ort, wo es gute, lebendige Erde gibt. Sich hinknien. Die Stirn auf die Erde legen. Die Wärme, die Kühle der Erde spüren. Ihren Duft atmen. Sich öffnen für das, was sie einem entgegenbringt. Riecht so Güte? Staunen. Im Spüren verharren.

Wenn Scheitern der plötzliche Endpunkt einer linearen Erzählung ist, beinhaltet das Große Scheitern den Endpunkt des Prinzips Linearität selbst – oder vielmehr von dessen kultureller Dominanz. Woher rührt der ungemein machtvolle Furor, mit dem die Moderne der Linearität als planbares, zweckhaftes Denken und Handeln auf eine vermeintlich bessere Zukunft hin anhängt? Mit dem sie zugunsten solcher Planbarkeit – und Kontrollierbarkeit – die Welt plant, so dass wie auf einem mit schweren Maschinen beackerten Feld die Durchlässigkeit der Erde von außen nach innen und von innen nach außen verloren geht? Woher die Bereitschaft, das Hier und Jetzt zu opfern für Ideen wie die eines Neuen Menschen, für ideologische Heilsversprechen von rechts oder links? Woher die Bereitschaft, den kapitalistischen Versprechungen zukünftiger Gewinne weiter Glauben zu schenken, selbst um den Preis der Lebendigkeit der Welt?

Im Kapitel »Die große Trennung«⁵ seines Buchs *Jenseits von Natur und Kultur* legt der Ethnologe Philippe Descola dar, inwiefern die »Linearperspektive« in der Renaissance erfunden wurde. Wobei deren Anfänge schon auf die griechische Antike, auf Aristoteles, zurückgingen, und das Christentum die Abspaltung des Menschen von nicht-menschlichen Wesen vollendet habe. Die gute Nachricht: Da die Linearperspektive – wie auch der Kapitalismus! – keine Naturgesetze, sondern menschliche Erfindungen sind, können sie enden.

Heute, am Epochenrand, wird geradezu physisch spürbar: Europatriachalische, rationalistisch-lineare Bilder, Systeme und Narrative hätten wohl kaum je solche Übermacht entfaltet, wenn sie sich nicht im Tiefsten aus denselben Quellen speisten wie unser Gespür für das Heilige: unser Spüren, das Leben sei gut. Es solle, es könne gut sein, für alle. Und es sei unsere eigentliche Bestimmung, an der Verwirklichung solchen Seins teilzuhaben. Weit über das Heilsversprechen etwa des Christentums hinweg ist unsere Geschichte, auch die eigene, in Fleisch und Blut durchdrungen von einer unauslotbaren, unzerstörbaren Gewissheit, wonach unsere Existenz im Letzten Sinn ergibt, weil das Gute existiert. Gerade diese Empfänglichkeit für Heiliges dürfte – wo von Partikularinteressen wie Macht und Profit vereinnahmt, pervertiert – die unheilvolle Megamaschine auf Touren halten. Wir könnten, sollten das Große Scheitern lieben – wenn es

⁵ Philippe Descola, *Jenseits von Natur und Kultur*, deutsch von Eva Moldenhauer (Suhrkamp 2011), S. 99 ff.

nicht so unsäglich viel vermeidbares Leid brächte, gerade über diejenigen, die es am allerwenigsten verursacht haben und verursachen.

Nach draußen gehen. An einen Ort, wo es gute, lebendige Erde gibt. Sich hinknien. Die Stirn auf die Erde legen. Die Wärme, die Kühle der Erde spüren. Ihren Duft atmen. Sich öffnen für das, was sie einem entgegenbringt. Riecht so Güte? Staunen. Im Spüren verharren.

Jenseits des Linearen

Wenn der Philosoph Thomas Metzinger vom Menschen als »scheitern der Spezies« spricht, macht auch er namentlich das »primitive neo-liberale Wirtschaftsmodell« dafür verantwortlich und erklärt, dass »die Menschheit als ganze ihre Würde verliert«. Dies führe zur zentralen Frage, wie es gelingen könne, »angesichts der planetaren Krise in Bewusstheit und Anmut zu scheitern.«⁶

Verliert wirklich die Menschheit als Ganzes ihre Würde? Oder liegt nicht auch darin ein europatriarchalischer Blick? Anders als vielleicht mancher Philosoph sehen die Lesenden dieses Almanachs, wie gerade jetzt, am gegenwärtigen Epochenrand, indigene Kulturen in bewusster Abgrenzung gegen westliche Fortschrittstheorien erdgemäße, würdevolle Gesellschafts- und Wirtschaftsformen praktizieren. Wie etwa der »Buen Vivir«-Ansatz, entwickelt um die Jahrtausendwende in Ecuador und Bolivien, dem Dogma vom Wirtschaftswachstum eine radikal andere Praxis entgegenstellt: Das »gute Leben für alle« basiert auf einem funktionierenden Gemeinschaftsleben, das auch nicht-menschliche Wesen, die gesamte lebendige Mitwelt einschließt. Beide Länder haben die »Buen Vivir«-Philosophie und von da aus die »Rechte der Natur« offiziell in ihre Verfassung bzw. Gesetzgebung aufgenommen.

Tatsächlich führen nicht zuletzt die vielfältigen Oya-Aktivitäten vor Augen: Ein würdevolles Menschsein mit klarem Blick auf das Große Scheitern ist auch in unseren Breiten möglich und existiert. Im vorangehenden Almanach wurde dies als »Dreiklang des guten Lebens« aus Gemeinschaffen (Commoning), notwendigem Tun (Subsistenz) und gleichwürdigem Miteinander aller (Konvivialität) beschrieben.⁷ Von wo aus nicht zuletzt die Form des Almanachs wegweisend sein dürfte. Sie ist zyklisch. Wie auch die Lebendigkeit der Welt sich in Zyklen entfaltet – im Sonnenlauf, den Jahreszeiten, den dreizehn Monden, den Zyklen von Geburt und Sterben.

Und wenn, wie in jüngerer Zeit, Jahreskreisfeste, darunter das Erdfest,⁸ gerade für kulturkritische Bewegungen und Gruppierungen

⁶ Thomas Metzinger, *Bewusstseinskultur. Spiritualität, intellektuelle Redlichkeit und die planetare Krise* (Berlin Verlag 2023), S. 59.

⁷ Matthias Fersterer, »Dreiklang des guten Lebens«, in: *Oya-Almanach 2024*, S. 226 ff.

⁸ 2018 durfte ich gemeinsam mit Andreas Weber die Tradition der »Erdfeste« ins Leben rufen, die seitdem an vielen Orten alljährlich um die Zeit der Sommersonnwende begangen werden. erdfest.org

aus dem eher linken gesellschaftlichen Spektrum an Bedeutung gewinnen, dann kommt darin zweierlei zum Ausdruck: Zum einen scheinen die Zeiten vorbei, in denen emanzipatorische, für Gerechtigkeit kämpfende Bewegungen agierten, als seien sie von der Natur losgelöst. Und zum anderen erkennen wir: Das Scheitern der »Linearperspektive« muss nicht zwangsläufig in unfruchtbares Atomisieren münden. Die zyklisch rhythmische Kraft des Lebendigen ist da. Auch jetzt. Sie hält. Sie trägt. Auch und gerade im Scheitern. Denken wir nur an Kompost, diesen unvergleichlichen Lehrer. Der das Faszinosum vorführt, wie Verblühtes, Verdorbenes, Zerfallenes, Verrottetes neue Lebendigkeit gebiert.

Gegenwartsfähigkeit

Ein Phänomen, das vielen von uns schwer zu schaffen macht: Im Horizont des Großen Scheiterns scheitert, so sieht es zumindest aus, auch der Kampf gegen die techno-ökonomische Megamaschine. Ob Fridays for Future, Ende Gelände, Extinction Rebellion oder die Letzte Generation – wer in den Reihen des Widerstands hätte nicht mit bitteren Gefühlen, Erfahrungen der Vergeblichkeit zu ringen?⁹ Mit Frustration, Resignation, Verzweiflung, Burnout? Verblasst, wo Linearität als Fortschrittmuster an harte, bio-physische Grenzen stößt, auch das »um zu«, die Finalität? Die Erreichbarkeit benennbarer Ziele und messbarer Erfolge?

Falls ja – vielleicht liegt darin wie auch und gerade im Schmerz darüber ein kostbarer Schatz verborgen, der nun gehoben werden möchte: Gegenwartsfähigkeit. Womöglich erwächst da, wo wir jetzt sind, wirkliche Zukunftsfähigkeit überhaupt nur aus Gegenwartsfähigkeit.

Eine kritische Distanz zum Modus des bloßen Funktionierens und Erledigens pflegen, auch im Widerstand. Das eigene In-der-Welt-Sein ent-automatisieren. Das Wahrnehmen verlebendigen. »Resonanzfähig« (Hartmut Rosa), berührbar, erreichbar werden für die lebendige Wirklichkeit. Bei allem, was wir tun, immer wieder zu einer sich aus Verbundensein nährenden Geisteshaltung finden, mit der das, was transformierend in die Welt kommt, weniger gemacht als vielmehr erkannt und eingelassen wird. Aus solcher Quelle – Gegenwartsfähigkeit – kann im Hier und Jetzt ein neuer Möglichkeitsraum entstehen, über bisherige Muster, über Pfadabhängigkeiten und Systemlogiken hinaus.

Denn die lebendige Wirklichkeit ist immer da. Nur sind wir es meist nicht. Wir sind mit scheinbar Wichtigerem beschäftigt.

⁹ Siehe etwa: ausgeCO2hlt, *Jenseits von Hoffnung und Zweifel. Gedanken zum Widerstand in der Klimakrise* (Unrast Verlag 2023); ausgeco2hlt.de

¹⁰ »Hoffnung ist eben nicht Optimismus. Es ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht. Sondern Hoffnung ist die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, ohne Rücksicht darauf, wie es ausgeht.« Aus: Václav Havel, Fernverhör. Ein Gespräch mit Karel Hvižd'ala, deutsch von Joachim Brüss (Rowohlt 1987), S. 220f.

¹¹ Mehr zu zum Projekt »Themis«, bei dem das Wiener Designstudio mischer'traxler die Stimmen unserer Mitwelt Formen gibt: themis.eco

¹² Siehe dazu Claus Biegert, »Der Erde eine Stimme geben«, im Gespräch mit Anja Marwege, in: Oya 71/2022, S. 42ff.

Obwohl wir wissen, nicht zuletzt dank Václav Havel (1936–2011):¹⁰ Nur ein Handeln, das Sinn und Bedeutung ganz und gar in sich selbst trägt, ist noch auf der Höhe dessen, was jetzt gebraucht wird – völlig losgelöst von vermeintlichem Erfolg oder Misserfolg. Zumal schlicht niemand messen kann, wie weit die Wirkung unseres Seins und Tuns reicht.

Auch öffnet solche Gegenwartsfähigkeit ein Terrain tiefen Staunens über den Rand des Gewussten, des Wissbaren hinaus. Wie etwa hier:

In Reichweite?

Unter dem Titel »Hat die Natur Recht?!« luden im Frühsommer verschiedene Institutionen aus Wissenschaft, Kultur und Kunst in Sachsen gemeinsam mit dem bundesweiten Netzwerk Rechte der Natur e.V. zu einer Paneldiskussion nach Dresden, in den Kuppelsaal von Schloss Pillnitz ein. Sie wagten ein Experiment. Denn zu den Diskutierenden auf dem Panel zählte auch ein Ökosystem. Der Avatar »Themis Elbinsel«, entwickelt vom Wiener Designstudio mischer'traxler, verlieh der vor Schloss Pillnitz gelegenen Elbinsel eine Gestalt, eine Stimme, ein Antlitz, ließ dieses Ökosystem zu einem kommunizierenden Gegenüber werden.¹¹ Aus dem Off und digital unterstützt taten eine Künstlerin und ein Naturwissenschaftler etwas, wozu die Menschheit seit ihren Anfängen in der Lage war, bevor dieses Wissen sich in der Moderne verlor: Sie artikulierten die Bedürfnisse und Fähigkeiten, die Wahrnehmungen und Seinsweisen eines Ökosystems, mit dem sie sich eingehend beschäftigt, dem sie sich verwandt gemacht hatten.¹²

Das Subjekt Elbinsel sprach, da in sich ein Wir-Wesen, nur in der Wir-Form: »Wir ziehen keine Grenzen. Das macht ihr.« Nach solchen Sätzen trat eine dichte Stille im Saal ein. Wie überhaupt die Präsenz dieser kommunizierenden Insel in ihrem ungewohnten Erscheinen, ihrer nicht-konfrontativen, immer wieder poetischen und dabei sehr klaren Ausdrucksweise eine unerwartet starke Wirkung auf das gesamte soziale Feld ausübte. Sie löste ein mentales Abrüsten aus. Wie uninteressant unsere menschlichen Eitelkeiten für diesen Akteur zu sein schienen! Anstatt polarisierender Diskussionen, mit denen die Veranstalter in der aufgeheizten politischen Stimmung in Sachsen hatten rechnen müssen, entfaltete sich ein eher zuhörender, fragender, reflexiver Austausch.

Am Ende taten etliche Anwesende sich schwer damit, den Saal zu verlassen, weil quasi mit Händen zu greifen war: Hier hat sich gerade etwas tief Bedeutsames zugetragen, wofür einem die Worte fehlten. Mit einmal war erahnbar geworden, welche Verarmungen und Verhärtungen, ja Verwüstungen das Degradieren der lebendigen Mitwelt zum Ding auch in der Humansphäre angerichtet hat.¹³

Ist jetzt, am nun erreichten Epochenrand, womöglich und wider den Augenschein ein grundlegend anderes Miteinander, jenseits der traumatisierenden »großen Trennung« – in Reichweite?

¹³ In diesem Video klingt die besondere Qualität des Geschehens in Pillnitz an: vimeo.com/963140093/4025a52015?share=copy



Phönizier

von Ursula K. Le Guin

Wir lebten ewig, bis 1945.

*Kinder haben Zeit, Fehler zu machen,
Fehlertoleranz. Karthago
konnte zerstört und mit Salz bestreut werden.
Alles war immer. Es würde schon wieder werden.*

*Dann drehten wir
(wie rührend passend das Drehen ist)
das Licht an.
Und in der Wüste dieser Lichtscheide
sahen wir die Wörter auf den Wänden der Welt.*

*Vögel können sie nicht lesen. Werden durch sie geblendet.
Sie taumeln in der Luft und fallen
wie verglimmende Federn.
Föten von Schafen, Frauen und Delphinen,
Lachslaich, Erlensamen,
wortlos im Schatten:
dunkel der Segen, der über sie kommt,
Dunkelheit, Stille und Wasser.*

*Aber wir Lesenden, sterblich geworden,
haben die Zeit nicht, erneut zu drehn,
und müssen doch drehn,
haben den Raum nicht, umzudrehn,
und müssen doch drehn,
die Worte zu lesen, bis zum Ende,
laut, mit Mündern aus Salz und Zungen aus Sand,
zu lernen, den Segen alles Sterbenden zu erbitten.*

*Hiroshima! O Stadt des Lichts!
Möge die tote Mitte des Lichts zu guter Letzt
die zerbrochene Eierschale sein,
möge der wiedergeborene Vogel auferstehn,
mit weichem Flügelschlag, mit dunklem Gefieder,
schwer zwischen den Schatten der Erde,
das Wort, von den Wassern gesprochen.*

Lichter ins Dunkel tragen

Es ist ein 12. Dezember in einem der Jahre zwischen 2007 und 2015 in meinem damaligen Zuhause im Leipziger Westen, das ich mit etwa zwanzig Menschen teile. Draußen ist es schon dunkel, als wir uns zu viert oder fünft in der Gemeinschaftsküche treffen. Meine schwedische Freundin und Mitbewohnerin Ida ist dabei, einen süßen Hefeteig, verfeinert mit Safran, zu kneten. Daraus formt sie die *lussehatter* – Luciakätzchen.

Die Stimmung an diesem Vorabend des am 13. Dezember gefeierten LuciaTags ist erwartungsfroh, beschwingt. Wir lachen viel, während wir verschiedene LuciaLieder üben – manche bedächtig, andere schwungvoll und lustig. Sie erzählen von der Dunkelheit, die alles umgibt, von den Sternen und der Stille der Winterzeit und natürlich von Lucia, die Licht und Schönheit in diese Zeit bringt.

Später suchen wir unsere Luciakleidung heraus. Für die Sängerinnen weiße Kleider und ein rotes Band um die Hüften, für die Sänger ein braunes Hemd und eine dunkle Hose. Auf unsere Kerzenhalter aus Pappe kleben wir zur Sicherheit kleine Liedtexte auf. Wir improvisieren und basteln, bis alles vorbereitet ist.

Am nächsten Morgen sammeln wir uns wieder in der Küche. Es ist gerade mal sechs Uhr, der unterbrochene Schlaf steckt uns noch in den Knochen. Wir sprechen kaum, während wir Tee, Kaffee und Luciakätzchen in Körbe packen. Nachdem wir in unsere Kleider geschlüpft sind, zünden wir die Kerzen an und beginnen unseren Gesang.

Sankta Lucia, ljusklara hägring, / sprid i vår vinternatt glans av din fägring.

So ziehen wir in unserem vierstöckigen Haus von Wohnung zu Wohnung, von Zimmer zu Zimmer. Sanft öffnen wir die Türen. Es ist ein besonderer Moment, wenn die anderen von unserem Gesang geweckt werden. Singend verweilen wir einen Moment und erfüllen die dunklen Räume mit Kerzenlicht. Währenddessen stellen wir Luciakätzchen und Tee oder Kaffee ins Zimmer. Dann ziehen wir weiter, in das nächste Zimmer, die nächste Etage. Unseren Gesang unterbrechen wir dabei nicht.

Drömmar med vingesus under oss sia / tänd dina vita ljus, Sankta Lucia.¹

Nach etwa einer Stunde sind wir wieder in unserer Küche angekommen. Langsam dämmert es. Erfüllt und zufrieden genießen nun auch wir Tee, Kaffee und Luciakätzchen.

Wenn wir im Lauf des Tages die Menschen aus unserem Haus treffen, ist es, als hätte die Begegnung am Morgen in einer anderen Sphäre stattgefunden ... Das Außer-Gewöhnliche dieses Morgens klingt an diesem Tag und den folgenden noch weiter nach, ebenso wie die Lucialieder. *Juliane Zeiger*

¹ Santa Lucia, dein heller Schein bringt Licht in dunkle Winternacht, / Lass deine Schönheit strahlen. // Auf Engelsschwingen sagen deine Träume weis / Lass deine weißen Kerzen leuchten, Santa Lucia.





Unverhofftes Wiedersehen

Gerafft und ins Zeitlose gedehnt erzählt eine Kalendergeschichte von Liebe, die die Zeiten überdauert.

von Johann Peter Hebel

Diese auf wahrer Begebenheit beruhende Geschichte erschien erstmals 1811 in dem von Johann Peter Hebel (1760–1826) herausgegebenen *Rheinländischen Hausfreund*, einem Vorläufer des *Oya-Almanachs*.

¹ Ein am 13. Dezember heute vor allem noch in Skandinavien gefeiertes Lichtfest (Lucia, von lat. *lux*, »Licht«) im Gedenken an Lucia von Syrakus (283–304), das vor der gregorianischen Kalenderreform auf die Zeit der Wintersonnwend fiel. Von einer zeitgemäßen Form, diesen Tag zu begehen, erzählt die voranstehende Jahreskreisgeschichte.

² Johann Friedrich Struensee (1737–1772), deutscher Arzt, Aufklärer und kurzzeitig faktischer Regent Dänemarks, durch Sparpolitik und Sozialreformen beim Adel in Ungnade gefallen.

In Falun in Schweden küsste vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: »Auf Sankt Luciä¹ wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Nestlein.« – »Und Friede und Liebe soll darin wohnen«, sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, »dann du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein, als an einem andern Ort.« Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: »*So nun jemand Hindernis wüsste anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen*« – da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster, und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lisabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee² wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die Französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metallen in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in

Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis³ zwischen zwei Schachten eine Öffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also dass man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüts erholt hatte, »es ist mein Verlobter«, sagte sie endlich, »um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen lässt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen und nimmer heraufgekommen.« Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Tränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloss sie ein Kästlein auf, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um, und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: »Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitbett, und lass dir die Zeit nicht lange werden. Ich habe nur noch wenig zu tun, und komme bald, und bald wird's wieder Tag. - Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten«, sagte sie, als sie fortging, und noch einmal umschaute.

³ 24. Juni, zur Zeit der Sommersonnwend, im Andenken an die Geburt Johannes des Täufers.

Weitere Almanacherzählungen finden sich in Johann Peter Hebel, *Die Kalendergeschichten. Sämtliche Erzählungen aus dem Rheinländischen Hausfreund*, hrsg. v. Hannelore Schlaffer und Harald Zils (dtv 2001).

Von Zeitlosigkeit, Subsistenz und Liebe

Gedanken zu einer Kalendergeschichte von Johann Peter Hebel.

von Matthias Fersterer

Die vorstehende Erzählung finde ich nicht nur eine der schönsten überhaupt, sondern auch erhellend für das Thema dieses Almanachs, zeigt sie doch, wie Subsistenz und Liebe unbestechlich gegen die Moden der Zeit und gegen Scharmützel am Wegesrand machen können. Sie gibt mir auch Fragen auf, denen ich hier nachgehe.

Die 1811 erschienene Kurzgeschichte »Unverhofftes Wiedersehen« des alemannischen Mundartdichters und Almanach-Herausgebers Johann Peter Hebel (1760–1826) ist denkbar knappe, hochverdichtete Erzählkunst, die ihresgleichen sucht. Auf kaum zwei Buchseiten beschreibt Hebel darin reiche Lebens- und Geschichtsbögen, für die andere einen ganzen Roman oder zumindest eine Novelle gebraucht hätten.

Die Erzählung ist durchsetzt vom Spiel zwischen hell und dunkel, schwarz und weiß, Licht und Schatten. Hebel belässt es aber nicht bei einer bloßen Gegenüberstellung von Gegensätzlichem. Ständig verkehren sich das Helle und das Dunkle in ihr Gegenteil und nehmen dabei die Qualität des jeweils anderen an: An St. Luciä, der dunkelsten Zeit des Jahres, will das Paar Hochzeit halten, doch es wird zur Todesstunde des Bergmanns. Die Hoch-Zeit wird zum Tiefpunkt. Fünfzig Jahre darauf, an St. Johanni, der lichtesten Zeit des Jahres, wird der Leichnam des Bergmanns aus der Erde geborgen, so dass er nun endlich angemessen beerdigt werden kann. Die Beisetzung eines geliebten Menschen, die unter anderen Umständen als Abschied, vielleicht sogar als Scheitern und als Tiefpunkt erfahren werden könnte, wird so zum unverhofften Wiedersehen, zur Hoch-Zeit.

Mit Stilmitteln, die beinahe filmische Erzähltechniken vorwegnehmen, bewegt sich Hebel zwischen Zeitebenen und schwenkt vom Großen zum Kleinen und wieder zurück. Er braucht nicht mehr als einen Satz, um dem kriegerischen Imperialismus seiner Zeit die Zeitlosigkeit der Subsistenz gegenüberzustellen: »Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten.«

Aus heutiger Perspektive frage ich mich jedoch, warum es das Schicksal der zurückgebliebenen Verlobten sein musste, ihr Leben als alternde Jungfer am Rand der Geschehnisse zu fristen, anstatt unter den gegebenen Möglichkeiten ein erfülltes Leben zu leben, was dem

Andenken an einen geliebten Menschen ja nicht zuwiderläuft. Sicher spiegeln sich darin die pietistischen, frauenfeindlichen Moralvorstellungen von Hebels Milieu. Welche Entscheidungen hätten Frauen zu anderen Zeiten an anderen Orten treffen können? Zwei Beispiele dafür habe ich in der Gegenwartsliteratur gefunden.

In dem berührenden Theaterstück *Märzengrund*¹ des Tiroler Dramatikers Felix Mitterer ist das Szenario umgedreht. Auch hier verhindern Umstände und gesellschaftliche Zwänge, dass zwei Menschen ihre Liebe diesseits des Grabs leben können. Diesmal ist es aber der sensible Jüngling, der sein Leben fernab der Gesellschaft als Einsiedler in einer Almhütte fristet. Vierzig Jahre darauf, als ihm seine Angebetete nach deren Tod als Geist erscheint – jung und schön, gerade so, als wäre sie in Vitriolwasser konserviert worden –, fragt er sie: »Hast eh an andern gfunden, oder?«, was sie mit großer Selbstverständlichkeit bejaht. Was hätte sie auch sonst tun sollen? Am Wegesrand vergreisen? Sie verabschiedet sich von dem alt gewordenen Geliebten mit einem Satz, der wie eine Replik auf den Abschied der Verlobten aus Hebels Geschichte klingt: »Ich geh einmal voraus. Kommst einfach nach, wenns an der Zeit is.«

Gegen das Warten entschied sich auch Tenar, die Hauptfigur aus *Tehanu*,² dem vierten Band von Ursula K. Le Guins *Erdsee*-Reihe. Als Tenar noch Hohepriesterin war, traf sie auf den Magier Ged. Durch schicksalhafte Umstände kamen die beiden einander näher. Was sie miteinander erlebten, war jedoch eher das Potenzial einer Liebe als eine Liebesgeschichte. Die gegenseitige Anziehung fand keinen Ausdruck, weil Priesterinnen zölibatär und Magier asexuell leben. Nachdem Tenar ihr Amt niedergelegt hatte, heiratete sie aus pragmatischen Gründen einen Bauern. Nach dessen Tod trifft sie Jahrzehnte später wieder auf den seiner Zauberkräfte entledigten Ged. Nun sind die beiden bereit für einander.

Es mag kein Zufall sein, dass diese drei so unterschiedlichen Geschichten aus einer Subsistenzperspektive und aus tiefer Ortsverbundenheit heraus erzählt sind. Gemeinsam ist ihnen auch, dass sie von der Liebe als der eigentlichen letzten Gewissheit berichten: Sie kann nicht nur Zeit und Raum überdauern, sondern auch den Tod.

¹ Felix Mitterer, *Märzengrund* (Haymon 2016); sowie Adrian Goigingers gleichnamige Verfilmung von 2022.

² In: Ursula K. Le Guin, *Erdsee*, die illustrierte Gesamtausgabe, deutsch von Karen Nölle, Hans-Ulrich Möhring und Sara Riffel (Fischer TOR 2018).

Meine Handarbeit ist der Ursprung

Doreen Fenner-Kiepsel hat die achtzehn ziegelrot getönten Collagen in diesem Almanach gestaltet. Im Interview gewährt sie Einblick in ihre Kunst.

Matthias Fersterer Doreen, uns verbindet eine lange Geschichte: von deinen Illustrationen zu Oya 1 bis zu den Collagen für diesen Almanach.
Doreen Fenner-Kiepsel Ja, so lange begleiten wir einander schon!

Diesmal hast du vor allem die dreizehn Jahreskreisgeschichten illustriert. War dir eine davon besonders nah?

Andrea Veters Geschichte vom Plätzchenbacken! Meine Uroma, 1902 geboren, hatte genau so ein Backbuch – von der Handschrift, die sehr ähnlich war, bis hin zu den vielen eingelegten Zetteln fühlte ich mich beim Rezeptbuch von Andreas Urgroßmutter erinnert. Allerdings buken wir nie am Buß- und Bettag – vor dem Totensonntag gab es bei uns kein weihnachtliches Treiben.

Welche Stationen im Jahreskreis erlebst du heute besonders bewusst?

Seit mein Vater in einem November gestorben ist, fahren wir immer um den Totensonntag herum aufs Wasser – dorthin, wo wir seine Asche der See übergeben haben. Als Kind hatte ich nie verstanden, warum ausgerechnet an diesem Tag auf den Friedhof gegangen werden musste, jetzt aber habe ich einen ganz persönlichen Bezug dazu.

Dank unseres Ferienhauses im niederbayerischen Nichts weiß ich, wann der Kuckuck

zum ersten Mal ruft, wann die Ameisen kommen und wann die Hornissen ihre Nester bauen. Dort feiern wir auch immer Ostern, kochen, backen und färben gemeinsam Eier. Ich collagiere diese mit Gesichtern. Wenn ich Eier verschenke, bitte ich darum, mir nach dem Aufessen Fotos von den beklebten Schalen zu schicken, so spinnt sich die Geschichte immer weiter fort ...

Wie entstehen deine Collagen?

Zunächst finde ich etwas, oder etwas findet mich: Scherbe, Papierschnipsel, Tassentropfdeckchen ... In solchen Momenten kann ich gar nicht anders, als etwas damit zu gestalten. Dann folgt immer eine Skizze auf Papier. Erst viel später ziehe ich ins Digitale um. Meine Handarbeit ist der Ursprung.

Über die Jahre hast du sicher viel Material zusammengetragen ...

Ja, ich hüte diverse Schubladen, Kisten und Stapel. Die Leute bringen mir die seltsamsten Dinge, weil sie wissen, dass ich sie in Wert setze: Lebensmittelmarken aus der Zwischenkriegszeit, alte Quartette mit Popstars, stapelweise Zeitschriften ...

Ich habe keine Skrupel, Zeitschriften zu zerschneiden, deren Schicksal es ja ohnehin ist, irgendwann im Altpapier zu landen. Bauchweh hatte ich hingegen, als ihr mich gebeten



DESIGNBUERO-DFK.DE

Illustratorin Doreen Fenner-Kiepsel in ihrem Büro-Atelier hinter der eigens für diesen Almanach gefalteten Libelle (siehe Vorsatzpapier).

hattet, eine Almanach-Libelle zu gestalten. Ich wusste nämlich, dass ich diese nur aus einer originalen Oya-Seite falten konnte. Dafür habe ich dann tatsächlich schweren Herzens mein lückenloses Archiv angegriffen.

Der Anthropologe Claude Lévi-Strauss definierte *bricolage* (französisch, »Basteln«) als ganz eigene Weise des Weltzugangs und der Weltdeutung: vielfältig, beziehungsstiftend, ergebnisoffen, eigen, einmalig und doch wiederkehrend. Das passt zu deiner Kunst ebenso wie zu unserem Almanach. Als Redaktion sammeln wir das Jahr über Fundstücke, Fragmente, Geschenke und Ideen in einen Beutel, die wir dann arrangieren und am Jahresende teilen.

Bruchstücke so zueinander in Beziehung zu setzen, dass daraus eine Geschichte entsteht, ist für mich ein Gegenmittel zum Scheitern. Alles vergeht, und alles kehrt wieder. Nichts geht verloren, aus Altem entsteht Neues. Ich mag das Demokratische an der Almanach-form, da ist für alle was dabei: Alltägliches, Gesellschaftskritisches und Philosophisches.

Was würdest du als Künstlerin gern noch realisieren?

Collage-Kurse anbieten! Einfach um zu sehen, welche Vielfalt entsteht, wenn alle dieselben Ausgangsbedingungen und dasselbe Ausgangsmaterial haben. Mich reizen auch Häusergeschichten. Hier in Donauwörth, wo ich mit meiner Familie lebe, male ich historische Bauten. Darüber möchte ich gern mehr erfahren, vielleicht durch gemeinschaftlich erarbeitete Text-Bild-Geschichten oder Kalender. Bislang hat sich das nicht ereignet, aber ich bleibe weiter dran.

Diese Häusergeschichten würde ich gern irgendwann einmal sehen!

Hab vielen Dank für das Gespräch, Doreen.

Mehr von Doreen Fenner-Kiepsel ist in den Illustrationen dieses Almanachs (siehe auch S. 92), in Lara Mallien, »Nachdenkfühlgezeichnet«, in: *Oya* 55/2019, S. 63, sowie online zu finden: designbuero-dfk.de

Flockentanz

»Es schneit!«, ruft mein Sohn freudig überrascht. Der Tag des ersten Schnees steht nicht im Kalender. Er lässt sich nicht planen, vielleicht vorausahnen und auf jeden Fall herbeisehnen. Aber sein Eintreten ist ein Geschenk des unvermittelten Augenblicks.

Sobald der Sommer vorüber ist, die Tage kühler und dunkler werden und mein Inneres die ersten Empfindungen und Gedanken an den Winter hervorbringt, ist eine stete Frage, die darin mitschwingt: »Wird es wohl dieses Jahr weiße Weihnachten geben?« Das ist schon lange nicht mehr geschehen. Wohl aber ein paar erste Tage im November, die die winzigen Zauberkristalle mit sich tragen.

Wenn meine Kinder und ich die ersten herabrieselnden Flocken vor dem Fenster bemerken, müssen wir ihnen folgen – ganz gleich, wie spät es ist oder womit wir gerade beschäftigt sind. Letztes Jahr war dieser Moment spätabends, wir hatten bereits Schlafsachen an und warfen uns augenblicklich Pullover, Jacken und Hosen über, schlüpfen eilig in die Stiefel und rannten nach draußen. Kleinen Kindern gleich erfasste uns ein Staunen und wir wussten nicht, wohin mit unserer Verzückung. Es war und ist immer, sobald unsere Augen die zarten Gebilde im Himmel erblicken, wie ein innerer Sog, und dann entstehen Impulse, die vollführt werden möchten: Wir müssen nach draußen, wir müssen die Handflächen nach oben wenden und die ersten Flocken dort in Empfang nehmen, wir müssen den Blick nach oben richten und den vielen Flocken, die die Luft erfüllen, entgegenblinzeln, wir müssen den Mund öffnen und versuchen, ein paar eiskalte Flocken auf unserer Zunge zu fangen, wir müssen die erste zarte Schneedecke vom Boden zusammenstreifen, wir müssen einen ersten Schneeball formen und ihn werfen, wir müssen springen und tanzen und jauchzen und lachen und wenn der Schnee nur dicht genug fällt, dann gehen meine Kinder in unseren Innenhof und bauen einen kleinen Schneemenschen. Es ist ein Ritual, das ganz dem Hier und Jetzt zu eigen ist.

Diese unsagbare Freude, dieses Entzücken und innere Jubilieren sind umso intensiver, als wir um das Fragile dieses Moments wissen. So wie in jeder Landschaft Menschen Bezüge zum jeweils stetig wiederkehrenden Jahreslauf entwickelt haben, gehört in den Rhythmus der gemäßigten Breiten der kalte, andächtige und schneebeglänzte Winter. Wie lange aber werden wir noch im Flockenmeer tanzen können, wenn der Klimawandel diesem Landstrich die Kälte nimmt? Also feiern wir dieses Ritual stets, als wäre es das letzte, denn vielleicht ist es das.

Maria König



Beitragende

Ein herzliches Dankeschön an all jene, die schreibend, erzählend, übersetzend, und gestaltend zu diesem Almanach beigetragen haben!

Massimo de Angelis (1960) ist emeritierter Professor für politische Ökonomie und soziale Transformation an der Universität von East London. 2001 gründete er das Online-Journal *The Commoner*. Zuletzt erschien *Omnia Sunt Communia*; derzeit schreibt er an einem Buch über die Kapitalpyramide. thecommoner.org

Claudia Beil (1968) hat an der RWTH Aachen in einem Forschungsprojekt für Deutsche Gebärdensprache gearbeitet und danach 20 Jahre als Sprach- und Lerntherapeutin für Kinder. Heute ist sie Deutschlehrerin für Geflüchtete. Sie fermentiert Gemüse, Getreide und Milch mit Freunden und gibt ihr Wissen in Kursen weiter.

Jane Bennett (1957) ist Politikwissenschaftlerin und Philosophin. Sie forscht und lehrt in Baltimore zu politischer Theorie, ökologischer Philosophie und Gesellschaftstheorie. Mit ihren Texten nährt sie eine nicht-anthropozentrische Haltung zur Wiederverzauberung einer pluralen, verwobenen Welt.

Claus Biegert (1947) widmet sich in seinem journalistischen und publizistischen Schaffen der Situation der indigenen Völker Nordamerikas. Er initiierte das »World Uranium Hearing« und ist Mitgründer des »Nuclear-Free Future Award«. Heute engagiert er sich für die Rechte der Natur. biegert-film.de

Emily Dickinson (1830 – 1886) gilt als bedeutendste Lyrikerin der USA. Ihre Dichtung, mit der sie die literarische Moderne vorwegnahm, dreht sich um die nicht-menschliche Natur, um sinnliches Begehren, Tod und Zeitlichkeit. Sie lebte, liebte, schrieb und starb in Amherst, Massachusetts. emilydickinsonmuseum.org

Doreen Fenner-Kiepsel (1970) erzählt sehend, sammelnd, gestaltend Geschichten mit ihren Collagewelten. Von Ausgabe 1 an illustrierte sie für Oya. Seit 2011 wirkt sie mit Herz, Stift und Maus als freie Grafikdesignerin und Illustratorin in Bayerisch-Schwaben. designbuero-dfk.de
Produktives auf Instagram: [doreenkiepsel](https://www.instagram.com/doreenkiepsel)

Matthias Fersterer (1980) bäckt Sauerteigbrot für die rund drei Dutzend Menschen umfassende Lebensgemeinschaft Klein Jasedow und tut auch ansonsten, was er kann – schreibend, übersetzend, verlegend, als Vater, Onkel, Sohn und Lebensgefährte.

Renate Fersterer (1941) wurde im Frankenwald geboren und arbeitete als diplomierte Krankenschwester in Erlangen, Innsbruck und München. Heute lebt sie als Mutter, Großmutter, Ehefrau und Freundin von Bäumen, Steinen und Tieren in Klein Jasedow.

Grit Fröhlich (1975) studierte Publizistik und Kommunikationswissenschaft. Sie arbeitet als Autorin und Übersetzerin, beispielsweise von Corine Pelluchon, ist Oya seit den Anfängen verbunden und lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Bahati Glaß ist eine in Berlin lebende Poetin, Autorin, Sängerin, Pädagogin und Mutter. Zuletzt erschien ihr Lyrikdebüt *Wie Leben geht* bei edition assemblage.

Reimer Gronemeyer (1939) ist emeritierter Professor für Soziologie. Aktuell forscht er zu Demenz und Hospiz sowie zum subsaharischen Afrika. In diesen beiden Feldern ist er auch in mehreren Ehrenämtern und regelmäßig publizistisch tätig. reimergronemeyer.de

Ursula K. Le Guin (1929 – 2018) war eine der prägendsten Autorinnen zeitgenössischer Phantastik. In Romanen, Erzählungen, Essays und Gedichten erkundete sie das gute Leben für alle. Im Herbst erscheinen ausgewählte *Erzählungen* sowie ihr letzter Roman *Lavinia* erstmals auf Deutsch. ursulakleguin.com

Friederike Habermann (1967) forscht als Ökonomin, Historikerin, Aktivistin und Autorin zu Herrschaftsverhältnissen, Emanzipation und Widerstandsbewegungen. Sie ist Mitglied im »Commons-Institut« und Mithüterin vom »Netzwerk Oekonomischer Wandel«. now-net.org

Johann Peter Hebel (1760 – 1826) wird als Autor alemannischer Mundartdichtung, als Verfasser von Kalendergeschichten und als Herausgeber des Almanachs *Der Rheinländische Hausfreund* seit über 200 Jahren in Ehren gehalten.

Max Henninger (1978) ist Autor und Übersetzer und lebt in Berlin. Seine jüngsten Veröffentlichungen sind die deutsche Übersetzung von Constance Debrés Roman *Love Me Tender* und sein eigener Roman *Strange Dreams* (in englischer Sprache).

Leon Herweg (1991) mag am liebsten Spinat, nur ernten tut er den nicht gern. Ihn begeistern Mythen, Geschichten und die Kraft hinter oraler Kultur, verglichen mit westlicher, naturwissenschaftlicher Schriftkultur. Seine Fragen stellt er sich gerade in der Fuchsmühle.

Florian Hurtig (1985) ist Agroforst-Obstgärtner, Baumpfleger, autodidaktischer Historiker und Klimaaktivist. Erkenntnisse aus seiner langjährigen Arbeit mit Gartenkulturen übertrug er auf Gesellschaft und entwickelte so eine Theorie poly- und monokultureller Sozialstrukturen.

A. M. Jorind (2024) schreibt Erzählungen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und nutzt dazu mehrere Hirne und Hände.

Nina Keller (1995) beschäftigt sich als Liedermacherin damit, wie Naturverbundenheit, soziale Gerechtigkeit und erdverbundene Spiritualität zusammenhängen. Sie gestaltet Erfahrungs- und Lernräume, in denen sie dekoloniale Perspektiven mit Musik und Ritualarbeit verwebt. musikderlandschaft.de

Luisa Kleine (1996) lebt in einem gemeinschaftlichen Netzwerk rund um die Fuchsmühle in Nordhessen. Dort hegt sie einen Garten, engagiert sich für commonistische Versorgungsstrukturen im Landkreis, lernt das Töpfern und ist seit 2019 im Oya-Redaktionskreis.

Nicola Knappe (1982) wirkt seit 2014 am Kleinen Jasedower Kinderzirkuscamp mit. Als Diplom-Rhythmikerin, Geschichtenerzählerin und Dozentin für Erzählkunst an der Universität der Künste Berlin verbindet sie Volksmärchen mit Musik und aktuellen Themen. erzählklang.de

Maria König (1986) lebt mit drei jugendlichen Kindern in Berlin und in einem nachbarschaftlichen Hausprojekt in Leipzig. Seit 2014 ist sie für Oya tätig. Derzeit forscht sie zu Ohnmacht, Würde und Verbundenheit von Leuten.

Hildegard Kurt (1958) ist promovierte Kulturwissenschaftlerin, Autorin und Mitbegründerin des »und.Institut für Kunst, Kultur und Zukunftsfähigkeit«. Ihre Vorträge, Seminare und Werkstätten verknüpfen den Erweiterten Kunstbegriff nach Joseph Beuys mit dem Leitbild Lebendigkeit. hildegard-kurt.de, und-institut.de

Theresa Leisgang (1989) ist Klimajournalistin und Autorin, aber auch: stolze Tante, Wildkräuterexpertein, Nachteule. Sie wohnt in einem Gemeinschaftsprojekt in Berlin und lädt sonntags mit ihrem Kollektiv »Church of Interbeing« gern in die Genezarethkirche ein: interbeing.life

Vanessa Machado de Oliveira Andreotti (1976) ist Dekanin der erziehungswissenschaftlichen Fakultät an der Universität von Victoria (Kanada). Sie lehrt seit über 20 Jahren zu Dekolonialität und Komplexität und hat das Kollektiv »Gesturing Towards Decolonial Futures« mitbegründet. decolonialfutures.net

Anja Marwege (1985) lebt in einem vielfältigen, dörflichen Netzwerk zwischen Elbe und Ilmenau. Sie ist Geschichtensammlerin und Mithüterin von Oya, kümmert sich um einen Acker und wirkt am Aufbau eines ländlichen Begegnungs- und Lernorts mit. gutlebenostheide.de

Muerbe u. Droege sind KVD (Künstler*innenkollektiv vom Dienst) im HDW (Haus des Wandels). Findet sie in der Küche oder im Atelier oder im Garten. hausdeswandels.org

Marge Piercy (1936) wurde als Schriftstellerin durch den Roman *Frau am Abgrund der Zeit* bekannt. Die feministische Dystopie inspirierte u. a. Donna Haraways *A Cyborg Manifesto* und wurde von dem Science-Fiction-Autor William Gibson als »Wiege des Cyberpunk« bezeichnet.

Gabriele Pohl (1952) ist Erziehungswissenschaftlerin und systemische Familien- und Paarberaterin. In Mannheim gründete sie das »Kaspar Hauser Institut« für heilende Pädagogik, Kunst und Psychotherapie und die Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung »Zwischenraum«. kasparhauserinstitut.de, lebensnaheslernen.de

Kristina Rothe (1983) lebt und arbeitet als Künstlerin in Leipzig, gestaltet Objekte und Urnen aus Papier und war 2024 Teilnehmende der »Lernzeit Subsistenz & Commonie« in Klein Jasedow. Sie liebt feine Nuancen, Schrofheit und Fotografieren. kristinarothe.com

Zahra Said (1986) ist nach vielen Jahren Schreibtischarbeit ihrer Liebe zum Wasser gefolgt und Rettungsschwimmerin geworden. Sie gibt Schwimmkurse für Kinder und Erwachsene, die schwimmen lernen möchten.

Marlena Sang (1974) lebt seit 2015 samt Sohn und Partner in einer Gemeinschaft im Nordosten der Republik. Als Grafikerin brachte sie Oya mit in die Welt, deren Impulse sie verlässlich daran erinnern, wie in ihrem Umfeld das »gute Leben« möglicher werden kann.

Oliver Schmid (1986) betätigt sich seit einigen Jahren im Bau von Jurten und unterstützt lokale Vorhaben in Hamburg-Moorburg. Der Wunsch, noch etwas mit Musik zu studieren, bewegt sein Herz gerade sehr. post@regiolabor.de

Sylvia Schneider (1952) ist Bewusstseinsforscherin, Gärtnerin aus Freude und seit 2013 Teil der Klein Jasedower Lebensgemeinschaft.

Gerriet Schwen (1995) forscht zu Krisenvorbereitung – queer, solidarisch, sozialwissenschaftlich –, lebte in besetzten Häusern und auf Wagenplätzen, leitete Aktionsforschungen zu gelebten Utopien und veröffentlichte zuletzt *Klima, Kollaps, Kommunikation. Perspektiven auf das Climate Endgame*. klima-kollaps-kommunikation.de

Beata Seemann (1952) ist Musikerin (historischer Hammerflügel und Cembalo). Ihre Themen sind Jahreszyklen, Lebenszyklen und Brücken zwischen den Zeiten. Diese lebt und liebt sie in der Musik und im tagtäglichen Gestalten von Räumen und Jahreszeitenfesten oder beim Begleiten der Kinder. axis-duo.de, eaha.org

Michael Succow (1941) wirkt als Biologe und Moorkundler für das Wohl der Erde. In der Zwischenwendezeit trug er als stellvertretender Minister für Natur- und Umweltschutz der DDR maßgeblich zur Schaffung von Nationalparks und Biosphärenreservaten bei. 1997 erhielt er den Alternativen Nobelpreis. succow-stiftung.de

Pia-Marie Surkamp (1989) ist poetische Begleiterin persönlicher und gemeinschaftlicher Wandelprozesse. Die Wildgestalterin leitet Naturverbindungsseminare, studiert Bildung – Kultur – Anthropologie und wirkt vernetzend. Sie lebt in Weimar. kollektivkomplex.de

Dennis Trendelberend (1992) lebt in Berlin. Neben vielfältigen anderen Tätigkeiten, denen er nachgeht, schreibt er gerne. Das Verhältnis von biografischer Erzählung und Reflexion, besonders unter dem Aspekt des Todes, interessiert ihn dabei sehr.

Andrea Vetter (1981) benutzt als Berufsbezeichnung »Transformationsforscherin«, zweifelt aber an der Notwendigkeit eines Berufs und dessen Bezeichnung. Liebt Buchstaben und Wörter und zweifelt an ihnen. Lebt meist im Haus des Wandels (Ostbrandenburg), liebt den dortigen Ginkgo und zweifelt nie an ihm.

Robert Volkmer (1987) wirkt seit 15 Jahren neben anderen Tätigkeiten als Künstler, Musiker, Schmied und Körper-Energie-Arbeiter. Seit 2016 gestaltet er Oya mit und illustrierte schon so manchen Beitrag.

Christiane Wilkening (1949) hat nach langen Jahren in Hamburg die Tee-Genossenschaft »Kräutergarten Pommerland« aufgebaut und Oya von Anfang an begleitet. Im lebendigen Lassaner Winkel unterstützt sie Menschen dabei, sich zu begegnen und zu vernetzen, und bietet Visionssuchen für Frauen an.

Juliane Zeiger (1986) hat Lehramt für die Fächer Biologie und Deutsch studiert. Sie ist Mutter von vier Kindern, arbeitet an der »Kleinen Dorfschule Lassaner Winkel« und ist Hüterin einer kleinen Schafherde. Sie lebt und lernt in Klein Jasedow.

Kleingedrucktes

Quellenverzeichnis

026 / »Wie Leben geht« von Bahati Glaß erschien in *Wie Leben geht* (edition assemblage 2024). Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Autorin und Verlag.
© edition assemblage

044 / »The Seven of Pentacles« von Marge Piercy erschien in *Circles on the Water. Selected Poems by Marge Piercy* (Alfred A. Knopf 1982); deutsch von Matthias Fersterer; Übersetzung und Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung von Robin Straus Agency, Inc., New York, USA, vertreten durch Andrew Nurnberg Associates Ltd., London. © by Marge Piercy. Wir danken Christina Kruse für die freundliche Vermittlung.

046 / »Einladung nach Window Rock« von Claus Biegert: Eine frühere Fassung dieses Reisejournals ist im Juni 2024 auf der Online-Plattform *Voices* der »Gesellschaft für bedrohte Völker«, Sektion Südtirol (gfbv-voices.org) auf Deutsch und Englisch sowie auf der italienischen Seite der Gesellschaft für bedrohte Völker (popoli-min.it) auf Italienisch erschienen.

064 / »Auf großen Schmerz folgt gezügeltes Empfinden« von Emily Dickinson: »After great pain, a formal feeling comes«, verfasst circa 1862 in Amherst, Massachusetts; deutsch von Matthias Fersterer nach dem handschriftlichen Manuskript der Autorin, »Houghton Library – (26C)«, zugänglich gemacht durch das Emily Dickinson Archive (edickinson.org).

082 / *Frühbürgerliche Revolution in Deutschland*, Monumentalgemälde von Werner Tübke, entstanden 1976–1987; Fotografie bereitgestellt durch Panorama Museum e.V., Bad Frankenhausen; © VG Bild-Kunst, Bonn 2024.

122 / »Lebhafte Materie« von Jane Bennett versammelt Auszüge aus *Lebhafte Materie. Eine politische Ökologie der Dinge*, deutsch von Max Henninger (Matthes & Seitz 2024). Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.
© 2024 Matthes & Seitz.

144 / »Gut leben und sterben« von Vanessa Machado de Oliveira erschien als Kapitel 7 »Living and Dying Well« in *Hospicing Modernity*; deutsch von Matthias Fersterer; Übersetzung und Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung der Autorin und des Verlags North Atlantic Books, Berkeley, USA. © 2021 by Vanessa Machado de Oliveira Andreotti. Wir bedanken uns bei Maxie Moua für die entgegenkommende Zusammenarbeit.

210 / »Nichts funktioniert mehr – welche Chance!« von Reimer Gronemeyer versammelt Auszüge aus *Nichts funktioniert mehr. Welche Chance! Vom Ende der Dienstleistungsgesellschaft* (edition einwurf 2024). Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Autor und Verlag. © 2024 edition einwurf GmbH

234 / »Phönizier« von Ursula K. Le Guin erschien erstmals in *Going Out with Peacocks and Other Poems* (Harper Collins 1994) und wurde in *Collected Poems* aufgenommen (Library of America 2023); deutsch von Matthias Fersterer; Übersetzung und Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung durch Ginger Clark Literary, LLC, Orange, CT, USA; vermittelt durch die Paul & Peter Fritz AG, Zürich. © The Estate of Ursula K. Le Guin.

Impressum

Klein Jasedow, 2024

Oya-Almanach 2025

Oya-Ausgabe 80 | 16. Jahrgang | ISSN 1869-667

Verlag Oya Medien eG, Am See 1, 17440 Lassan

Vorstand Andrea Vetter, Luisa Kleine

V.i.S.d.P. Matthias Fersterer

Redaktion Andrea Vetter, Anja Marwege, Maria König,
Luisa Kleine, Matthias Fersterer
redaktion@oya-online.de



Copyright (cc by-sa 4.0) Soweit nicht anders angegeben, stehen die Textbeiträge in diesem Almanach unter einer Creative-Commons-Lizenz und dürfen unter Nennung der Schreibenden und des Zusatzes »aus: Oya-Almanach 2025« zu gleichen Bedingungen weitergegeben werden. Ausnahmen sind im Quellenverzeichnis links aufgeführt. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben allein die Meinung der Schreibenden wieder.

Gestaltung Marlena Sang, marlena.sang@oya-online.de

Korrektorat Andreas Schmidt, www.lektoratex.de

Bilder Die Bildrechte werden unterschiedlich gehandhabt und liegen bei den direkt an den Bildern angegebenen Quellen.

Druck Mit veganer, mineralöl- und kobaltfreier Bio-Druckfarbe auf Recycling-Papier (FSC und Blauer Engel) Memminger MedienCentrum, Memmingen
mm-mediencentrum.de

Betreuung Internetseite

Robert Volkmer, robert.volkmer@oya-online.de
WebJazz GmbH, www.webjazz.de

Bezug und Jahresbeitrag

leseservice@oya-online.de, Telefon (03 83 74) 7 52 18

Buchhaltung

buchhaltung@oya-online.de, Telefon (03 83 74) 7 52 26

Genossenschaft genossenschaft@oya-online.de

Spenden spenden@oya-online.de

Bankkonto: GLS Bank, IBAN DE96 4306 0967 1112 9897 00

Alle Informationen und Verweise wurden sorgsam geprüft, dennoch können wir keine Haftung für die Inhalte externer Quellen, auf die in diesem Buch verwiesen wird, übernehmen.

oya-online.de

Danke

Wir bedanken uns bei allen, die Oya seit fünfzehn Jahren ermöglichen!

Stellvertretend für all jene, die zum Gelingen dieses Almanachs beigetragen haben, danken wir unseren Lesenden und Genossenschaftsmitgliedern, den Mitgliedern unseres Oya-Rats und den Leuten, Gemeinschaften und Netzwerken an unseren Weltmittelpunkten in Klein Jasedow (Ostvorpommern), im Haus des Wandels (Ostbrandenburg), in Holzen (Ostheide), in Berlin, Leipzig und an der Fuchsmühle (Werra-Meißner-Kreis). Ein herzliches Dankeschön an alle, die uns während eines Engpasses im Korrektorat unterstützt haben – insbesondere an Franz Fersterer, Pauline Lürig und Jochen Schilk! Wir danken der »Stiftung Convivial« für die großzügige Unterstützung unserer Arbeit, Edna Winti für das gemeinfreie Foto des Hadrianswalls (Seite 21) und dem Verein für geschlechtsneutrales Deutsch für einen De-e-Automaten (automat.geschlechtsneutral.net).

Schließlich gilt unser Dank allen, die unter Einsatz ihrer Existenz für gutes Leben gestritten haben und gescheitert sind; allen, die sich heute dafür einsetzen und (noch) nicht gescheitert sind; sowie allen Wesen, mit denen wir verwandt sind.

Es ist ein feiner, aber bedeutender Unterschied zwischen einem Hoffen auf ein Heil nach einer Katastrophe und dem ›Vorauslieben‹ einer ›guten Welt‹ in der Gegenwart.

Lara Mallien (1973–2023), Oya 41/2016



Schickt uns Geschichten!

Was ist eine hilfreiche Oya-Perspektive in diesen krisenhaften Zeiten? Diese Frage führt uns immer wieder dazu, unseren Blickwinkel radikal zu verändern, uns nicht von den aktuellen – zugegebenermaßen beängstigenden – Trends bannen zu lassen, sondern uns als in die Tiefe der Zeit eingebettet wahrzunehmen: eingebettet in den wiederkehrenden Jahreskreis, der in unseren Breiten noch aus Frühling, Sommer, Herbst und Winter besteht. Wir üben uns darin, seine Übergänge und Höhepunkte und damit die Zyklen des Lebens und Sterbens zu feiern – und auch die durch die Klimakatastrophe zunehmenden Verschiebungen genau wahrzunehmen. Das bettet uns wiederum in die Zyklen der Geschichte ein: Herrschende und Gesellschaftssysteme kommen und gehen, während Menschen seit jeher für das umfassend gute Leben wirken und Sonne, Mond und Erde ihre Bahnen ziehen. Die Jahreskreisgeschichten in diesem Almanach erzählen von Momenten des Feierns, Wahrnehmens und Eingebettetheits. Wer selbst eine solche Geschichte zum nächsten Almanach beitragen möchte, schreibe uns bitte bis 2. Mai 2025 an: mitdenken@oya-online.de



